Ff. sing 1305 n

<36614139060013

<36614139060013

Bayer. Staatsbibliothek

It. sing. 1305 n

Italienisches Wanderbuch.

Von

Gustav Rasch.

Die Alpenstraßen. — Die Seen. — Die venetianischen und lombardischen Städte.

Nebst einem Anhange:

Rothes und schwarzes Buch der Gasthöfe.

Berlin, 1861.

Verlag von A. Vogel & Comp.

1 A

Meiner schönen Freundin,

Frau Marie Kierschner,

Königlich Preußischen Hofschauspielerin,

zugeeignet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Auf zerbrochnen Steincolossen
Umgestürzter Architrave
Blühen Cactus und Agave,
Um die alten Mauern sprossen
Rothe Blumen und Akanthus;
Duftig wuchern drübenhin
Thymian und Rosmarin.

Nur ein gelber Tempelriese
Trägt noch seine Quaderbalken,
Um den Giebel fliegen Falken,
Epheu rankt sich um die Friese;
Und die Natter und die Eidechs
Sonnt sich an der Tempelwand,
Wo geflammt der Opferbrand.

Ungebrochen stehn die schlanken
Dorersäulen; ein Jahrtausend
Sahen sie vorüberbrausend;
Throne stürzten, Völker sanken;
Ueber ihre Mormorhäupter
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,
Weht ein Hauch der Ewigkeit.

(Gedichte von Herrmann Lingg.)

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Erstes Kapitel. Touristenjagd in Italien 1
Zweites Kapitel. Von Wien über den Sömmering nach Triest und Venedig 13
Drittes Kapitel. Ueber den Brenner nach Verona . . . 25
Viertes Kapitel. Die höchste und interessanteste Alpenstraße nach Italien 30
Fünftes Kapitel. Eine Fahrt über den Como-See . . . 57
Sechstes Kapitel. Der Lago maggiore und die Borromaeischen Inseln 85
Siebentes Kapitel. Die Fahrt über den Garda-See . . 111
Achtes Kapitel. Ein Abend auf dem Markusplatz in Venedig 121
Neuntes Kapitel. Eine Gondelfahrt auf dem Canale grande 140
Zehntes Kapitel. Der Dogenpalast in Venedig 154
Elftes Kapiel. Die Piazzetta 180
Zwölftes Kapitel. Ein Besuch im Arsenal zu Venedig . . 196
Dreizehntes Kapitel. Venetianische Gondeln und Gondoliere 213
Vierzehntes Kapitel. Il ponte della Paglia 220
Fünfzehntes Kapitel. San Servolo 229
Sechszehntes Kapitel. Padua 245
Siebenzehntes Kapitel. Verona 251
Achzehntes Kapitel. Brescia 261
Neunzehntes Kapitel. Bergamo 264
Zwanzigstes Kapitel. Mailand 270
Anhang. Das rothe und schwarze Buch der Gasthöfe . . 281

Erſtes Kapitel.

Touriſtenjagd in Italien.

Die meiſten Touriſten, welche eine italieniſche Reiſe machen wollen, und nicht von Trieſt über das adriatiſche Meer kommen, wählen unter den Alpenſtraßen die Wege über den Brenner oder über den Splügen. Sie haben zu Hauſe ein Materialgeſchäft, oder einen Tabacksladen zu beſorgen, mit Geld, Seide oder Kattun zu handeln, Coupons abzuſchneiden oder eine Stelle in einem Regierungs- oder Juſtiz-Büreau zu verwalten, und deshalb auf ihre Reiſe höchſtens ſechs Wochen zu verwenden, wollen aber in dieſen ſechs Wochen nicht allein die Alpen ſehen, ſondern auch in Lorbeerhainen, im Schatten der Cypreſſen und Feigenbäume ſpazieren gehen, und Mailand, Genua, Turin und Venedig beſuchen. Um dieſe Herkulesarbeit in vier bis ſechs Wochen zu vollenden, müſſen ſie die kürzeſten Wege wählen, und haben auf jede Stadt höchſtens zwei bis drei Tage zu verwenden. So bekommen ſie das Kunſtſtück fertig, zwei Alpenländer in ihrer ganzen Länge zu durchreiſen, ohne einen einzigen Gletſcher zu ſehen, ohne eine Lawine zu hören und ohne in ein einziges Querthal auch nur hinein zu blicken. Wenn ſie ihren

Weg durch das interessanteste Querthal, was die Alpen überhaupt aufzuweisen haben, durch das Oetzthal und über die höchste Alpenstraße Europas, über das Wormserjoch nähmen, so könnten sie fast in derselben Zeit dasselbe Ziel erreichen; aber es sind auf dieser Tour einige Gletscher zu passiren, sie müssen sich hie und da auf ihre eigenen Füße stellen und würden vielleicht auch gezwungen sein, einige Nächte in nicht sehr comfortablen Wirthshäusern ohne ein wohlgeordnetes Souper und ohne Rechnungen mit „services“ und „bougies“ zuzubringen. Da wählen sie denn unter allen Alpenstraßen sich lieber die kürzesten, die wohlarrangirtesten — und zugleich die langweiligsten aus, welche überhaupt in den Alpen zu entdecken sind. Jedenfalls haben sie aber die Schweiz und Tyrol bereist; „sie sind da gewesen,“ und die Genügsamkeit der Touristen in Betreff landschaftlicher Schönheiten übertrifft noch die Genügsamkeit eines conservativ-constitutionnell gesinnten Urwählers in Betreff seiner Ansichten über die politischen Rechte eines Staatsbürgers.

Sie sind nun, ohne in eine Gletscherspalte gestürzt zu sein, ohne den Schnupfen bekommen zu haben, ja ohne ein Diner oder Souper auslassen zu müssen, auf klassischem Boden angekommen. Alte historische Erinnernngen aus den Geschichtsvorträgen in der Quarta oder Tertia des Gymnasiums werden in ihnen wieder wach, und vermischen sich mit Reminiscenzen aus Goethe's Mignon, aus Schillers Fiesco, und mit Gedanken an den schrecklichen Mohren, der im Stande war, seine Desdemona aus Eifersucht zu ermorden, obschon sie vor dem Schlafengehen so rührend zur Harfe sang. Eigene Erinnerungen „an die erste Liebe“, als man noch nicht verheirathet war, sondern unter Aufsicht der Mama tanzte und Thee trank, werden wieder lebendig, und die Gestalten des jungen

Lieutenants, der jetzt schon Oberst oder General ist, des hübschen Commis, der jetzt als Inhaber eines großen Banquiergeschäfts den Titel Commerzienrath führt und Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse ist, kreuzen sich mit dem Helden des Titan auf der isola bella, mit dem Sohne Montague's und mit einigen Dutzend interessanten, venetianischen Dogen. Die Blätter des Reisebesuchs, die viele hundert Kirchen, Bilder und Statuen herzählen, welche jedenfalls angesehen werden müssen, blicken in alle diese Erinnerungen und Gedanken recht prosaisch hinein. Und das soll alles binnen höchstens vierzehn Tagen geschehen, empfunden und genossen werden; denn der letzte Tag des Urlaubs, der Monatsabschluß und die Deckung der Wechsel, welche nur noch eine kurze Zeit zu laufen haben, sind unerbittliche Mahner!

Der Postwagen ladet unsere Touristen in Colico, am Landungsplatz der Dampfschiffe, welche den Comer See befahren, ab. Das ist nun der classische See mit seinen Cypressen und Lorbeerhainen, von dessen Schönheiten schon der weiland Gutsbesitzer und Naturforscher Plinius erzählte. Es ist heute ein etwas trüber Tag, der Himmel sieht so aus, wie in Berlin, Wien oder an der Ostsee, und hat durchaus keinen italienischen Rock angezogen; aber man kann doch unmöglich darauf in Colico warten, bis die Sonne Lust hat, hinter diesen Wolkenbergen hervorzukommen und den heute etwas trübe aussehenden Spiegel des Comer Sees zu beleuchten. Es werden deshalb Billets erster Klasse bis nach Cadenabbia gekauft, in der Absicht, dort auszusteigen und die Villa Sommariva zu besehen; man setzt sich auf dem Verdeck zurecht, nimmt einen Operngucker, zur Unterstützung der Augen und des Reisehandbuchs, um die Namen der Villen und Dörfer,

welche bei der Fahrt an den Ufern erſcheinen, nachzuleſen, in die Hand, und nun geht es in einem Zuge von Colico nach Cadenabbia. Landhäuſer, Dörfer, Berge, fliegen vorüber; man hat kaum Zeit in dem roth eingebundenen Reiſebuch die Namen zu leſen und dann den Operngucker vor die Augen zu halten.

„Cadenabbia, Signori", ertönt die ſonore Stimme des Capitäns, die Maſchine fängt an langſamer zu arbeiten, und das Schiff ſteuert nach rechts auf die Landungsbrücke zu. Drüben erſcheint die Villa Serbelloni auf der Spitze des waldigen Vorgebirgs, welches hier den See in drei Arme theilt, hier blickt die Villa Sommariva von ihren cypreſſengeſchmückten Terraſſen herab. Da erfährt man mit Schrecken, daß heute kein zweites Dampfſchiff den See paſſirt, man wäre alſo gezwungen, die Nacht in Cadenabbia zu bleiben, und würde erſt morgen Nachmittag in Como ankommen. Das iſt vollſtändig unmöglich, ein ganzer Tag ginge verloren. Eine kurze hitzige Debatte entſpinnt ſich unter unſerer Geſellſchaft; bevor das Schiff an der Landungsbrücke anlegt, ſind indeß Thorwaldſen's und Canova's Meiſterwerke und der ſchönſte Anſichtspunkt an allen italieniſchen Seen, die Terraſſen der Villa Serbelloni über Bord geworfen. „Mein Gott, dieſe paar Statuen," meint die Frau Commerzienräthin, „wir ſehen ja noch genug davon in Italien." Es werden neue Billets bis Como genommen.

Und wieder keucht die Maſchine, und das Dampfſchiff fliegt an dem Garten der Lombardei, an dem prächtigen Waſſerfall bei Neſſoſotto und an der Villa Gazzi vorüber. Torno erſcheint und die Villa Pliniana, und nnn öffnet ſich der untere Theil des See's, das Paradies von Oberitalien, ein wunderbares Eden von

tropischen Gärten, blumengeschmückten Terrassen, prächtigen Schlössern und reizenden Villen. Jede Villa bildet hier mit ihrer landschaftlichen Umgebung ein neues, reizend schönes Bild des Südens in seiner reichsten üppigsten Vegetation und in seiner Blätter- und Blüthenpracht. Aber der See ist hier fast eine Stunde breit. Die Einzelheiten seiner Ufer erblickt nur der, der in der Barke an ihnen entlang fährt; unsern Touristen auf dem Verdecke des Dampfschiffes deuten nur einzelne weiße Punkte inmitten dunkler Baumgruppen und die Namen auf dem Blatte ihres Reisebuches an, daß sie an den märchenhaft schönen Grotten und tropischen Gärten der Villa Tanzi, an dem reizenden Blevio, an den Lorbeerhainen, Orangengärten und Rebengeländen der Villa Taglioni, der Villa Compton und der Villa Pasta vorüberfahren. Nun erscheinen und verschwinden auch die Terrassen, Schlösser und Gärten am westlichen Ufer, die Villa d'Este und die Villa Raimondi, und man ist in dem kleinen Hafen von Como angekommen. Die ganze Herrlichkeit des Comer See's liegt hinter ihnen; man hat seine wunderbaren Ufer ohne Sonnenlicht, in der trüben Beleuchtung eines wolkenbedeckten Sommertages gesehen, oder — man hat sie von dem Verdeck des Dampfschiffes eigentlich gar nicht gesehen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn Einer aus unserer Gesellschaft beim Abendessen im Gasthofe zum Angelo achselzuckend äußert: „Ich weiß nicht, was man aus diesem Comer See macht; ich finde, er sieht gerade so aus, wie andere Seen."

Nach dem Souper wird der Plan der morgigen Reisetour berathen. Man hat die Absicht über Lugano an das Ufer des Lago maggiore zu reisen und „den geschmückten Thron des Frühlings," Isola bella, zu besuchen. Auf der dem Reisebuch beigehefteten Landkarte

sind die drei Seen nahe an einander gerückt, man war der Meinung, in einigen Stunden nach Luino zu kommen und erfährt nun, daß fast ein ganzer Tag dazu nöthig ist. Der Geheime Registraturrath, welcher einzig und allein von der ganzen Gesellschaft etwas Italienisch radebrecht, erkundigt sich auf dem Postbüreau ganz genau nach den Entfernungen zwischen den Seen, zwischen Turin, Genua und Mailand, er rechnet dann aus, daß um diese Tour zu machen, jedenfalls zehn Tage erforderlich seien, und legt das Resultat seiner Berechnungen mit dem unmaßgeblich unterbreiteten Resumé vor, daß, falls man an dem bestimmten Tage wieder zu Hause eintreffen wolle, es kein anderes Mittel gebe, als diese Tour aufzugeben und direkt nach Mailand zu fahren. Verdruß und Bestürzung erscheint auf den Gesichtern der ganzen Gesellschaft; Vorschläge, Widersprüche und Einwendungen kreuzen sich durcheinander, das eine Fräulein packt den ersten Theil des Titan aus und liest mit pathetischer Stimme die ersten Sätze vor, um Anhänger für die von ihr mit Hartnäckigkeit verfochtene Ansicht, wenigstens den Lago maggiore zu besuchen, zu werben, der Assessor debütirt mit einer Stelle aus Schiller's Fiesco, um zur Reise nach Genua zu ermuntern, die Berechnung des Geheimeraths und die Reisetage werden in Stunden und Minuten zerlegt, und die Debatte wird so heftig, daß man glauben sollte, es handle sich um den Besitz von ganz Oberitalien. Endlich trägt die mathematisch genaue Berechnung des Geheimeraths, welche mit der Beendigung des Urlaubs, den Geschäftstagen und den Wechseltagen zu Hause zusammentrifft, den Sieg davon, man beschließt am andern Morgen auf der Eisenbahn nach Mailand zu fahren, und mit vielen Seufzern werden der Titan, das mittelländische Meer und die Fiescoreminiscenzen wieder eingepackt. Der

Lago maggiore, Genua und Turin sind auf der italiänischen Reise ausgestrichen.

Die Mittagsstunde des nächsten Tages sieht unsere Touristen auf dem Corso Francesco in Mailand. Sie sind in einem Gasthofe mit deutscher Firma eingekehrt, nicht allein, weil man dort deutsch spricht, sondern auch, weil man dort reell und billig behandelt wird. Die italienische Küche, hat man ihnen in Berlin gesagt, ist ja gar nicht zu genießen, sie besteht aus fast nichts anderem als aus Polenta und einigen andern in Oel schwimmenden Speisen, dazu ist es in den italiänischen Wirthshäusern überall schmutzig und unordentlich, und jeder Italiener geht davon aus, den Deutschen zu betrügen und zu übervortheilen. Zwei und einen halben Tag hat die unerbittliche Berechnung des Geheimen Registraturraths für Mailand bewilligt. Wie man die achtzig Kirchen, die Statuen und Gemälde der Brera, die Merkwürdigkeiten der Ambrosianischen Bibliothek in diesen Zeitraum hineinpressen will, das ist heute noch ein Räthsel, an dessen Auflösung man sich mit Hilfe zweier Führer und mehrerer Fiacres mit rasendem Eifer begibt. Es ist eine Herculesarbeit, sie wird jedoch durch unerhörte Anstrengungen, denen am Mittage der Commerzienrath bei seinem Embonpoint im Schweiße seines Angesichts unterliegt, so daß er sich zu Bette begeben muß, überwunden, am Abend des zweiten Tages hat man die Kirchen San Ambrogio, Maurizio, Maria della Grazie, San Carlo Borromeo, den Dom, den Triumphbogen und die Arena und fast tausend Bilder und Statuen gesehen. Es ist dabei freilich in der Eile Manches vergessen worden. Man hat aus einem leicht verzeihlichen Irrthum die nichts weniger als schöne Klosterkirche Santa Maria della Grazie besehen und das Abendmahl Leonardo's da Vinci in dem

ehemaligen Refectorium des Klosters vergessen, denn beide, Kirche und Refectorium stehen ja dicht neben einander. Man hat einige Dutzend der besten Tizian's und Veronese's in der Brera übersehen, man hat Guercino's Abraham und Hagar nicht beachtet, und zu Hause bemerkt man beim Durchlesen des Reisebuchs mit Erstaunen, daß sich auch Raphaels berühmte Vermählung der heiligen Jungfrau in der Gallerie befindet; aber den Thurm des Domes hat man erstiegen, obgleich die Schneegipfel und Gletscher der Schweizergebirge durch die Wolken am Horizont verhüllt waren. Die Rechnung wird nach dem Abendessen bezahlt, um morgen bei der frühen Abreise nicht genirt zu sein. Die Preisansätze für Wohnung, Licht, Bedienung und Mittag- und Abendessen sind entsetzlich hoch. Die Flasche Bordeaux, welche außerordentlich wässerig schmeckte, kostet allein sieben Franken, jedes Licht einen Franken. Und im Dom hat man einen Landsmann gesprochen, der bereits acht Tage in einem italienischen Albergo wohnt, dort zwei Drittel weniger bezahlt und dem die italienische Küche ganz vortrefflich mundet. Er ist schon ein Vierteljahr in Italien, und hat ganz andere Ideen von italienischen Manieren, italienischer Sitte und italienischer Rechtschaffenheit. Man könnte sich wahrhaftig auch bald dazu entschließen, in Venedig in einem italienischen Gasthof einzukehren, wenn der Geheimerath nur nicht so entsetzlich schlecht italienisch spräche, so daß man zuweilen Seife und Waschwasser erhielte, wenn er Frühstück fordert.

Am andern Morgen geht's nun mit dem ersten Dampfwagenzuge über Bergamo und Brescia nach Verona. Bergamo ist ein ödes, langweiliges Nest, hat der Eisenbahnconducteur dem Geheimrath auf seine Erkundigungen geantwortet, welches weit schöner im Vorbeifahren aus-

ſieht, als wenn man in den Straßen der Stadt umherſteigt; Brescia ſoll den ſchönſten Campo Santo in Oberitalien haben, indeß Verona hat ja auch einen Campo Santo, und ein Campo Santo ſieht aus wie der andere, gerade, wie bei den Gletſchern. Der Dampfwagenzug brauſt vorüber, und um Mittag iſt man in Verona. „Anderthalb Tage, meine Herrſchaften," ſagt der Geheimrath und ſieht auf ſeinen bereits in Berlin entworfenen Reiſeplan; „es iſt hier ja auch nicht viel zu ſehen." „Das Grab Romeo's und Julia's," ſagt melancholiſch lächelnd eine der jüngeren Damen und „das Haus mit dem Balcon, wo" — erinnert die Tochter des Commerzienraths, „du weißt ja Papa, auf dem ſchönen Stahlſtich in deinem und Mama's Schlafzimmer." Die Meinung der Damen trägt diesmal den Sieg davon, trotz der drückenden Mittagshitze und trotz aller Einwendungen der älteren Herren werden die Zufluchtsörter der Liebe zuerſt aufgeſucht. Man geht zu Fuß, um die Stadt kennen zu lernen, Julia's Haus und Julia's Grab liegen weit auseinander, der größte Theil des Nachmittags wird auf dieſe Weiſe verbracht und man fühlt ſich entſetzlich enttäuſcht, verſtimmt und ermattet, als man in einem ganz verwilderten Garten einen ſteinernen Trog zu Geſicht bekommt, deſſen Gebrauch wenigſtens ebenſo zweifelhaft iſt, als die Authenticität des Grabes der Tochter Cicero's bei Rom, von dem der alte Seume in ſeinem Spaziergang nach Syracus erzählt. Kaum läßt der Tag noch Zeit übrig, um dem Campo Santo einen Beſuch zu machen. Dafür wird ganz Verona wieder in die zehn Stunden des nächſten Tages eingeſchachtelt. Die Kirchen, die Plätze, die Arena, die Denkmäler der Scaliger werden in einem anhaltenden Dauerlauf erobert, ſo daß der ältere und ſtärker beleibte Theil der Geſellſchaft um vier

Uhr faſt athemlos beſchloß, ſich vor einem der Caffeehäuſer der Brera zu etabliren und die Ausſichtspunkte aus den Giardini Giuſti und vom Caſtell S. Pietro fallen zu laſſen.

Wiederum werden zwei Städte, Padua und Vicenza, am nächſten Tage eingenommen, und ein Dutzend Kirchen, hundert Oelgemälde, dreißig Fresken und ein großer botaniſcher Garten abgeſchlachtet; der letzte Eiſenbahnzug bringt die ganz ermattete Geſellſchaft noch während der Nacht nach Venedig, und mit Hülfe einer Omnibusbarke und eines öſterreichiſchen Offiziers, deſſen rettende Bekanntſchaft man im Waggon gemacht hat, gelangt man glücklich in ein am Canale grande belegenes Hotel, eines der theuerſten, welches die Stadt aufzuweiſen hat. „Gott ſoll mich behüten," ruft der Commerzienrath, der während der Parforcetour durch Deutſchland, die Schweiz und Italien ſchon erheblich dünner geworden iſt, am andern Morgen am Frühſtückstiſche aus, als er das Kapitel „Venedig" im Reiſehandbuch durchleſen hat. „147 Canäle, 180 Kirchen und 300 Brücken ſoll ich alle in drei Tagen ſehen? Nein, das halte ich nicht aus, Herr Geheimerath, ich verzichte."

„Aber Papa," ſagt das Fräulein, dem die Balconſcene auf dem ſchönen Stahlſtich in Papa's und Mama's Schlafzimmer ſo wohl gefiel, „lies doch nur weiter, von den hunderten von Kirchen und Canälen ſind ja nur einige zwanzig bemerkenswerth, und du fährſt ja auch hier immer in der Gondel."

„Mag ſein," erwidert der alte Herr brummend, „das ſage ich Euch, wenn ich in meinem Leben noch einmal nach Italien reiſe, reiſe ich anders."

Indeß, was hilft's, Venedig muß beſehen werden, und der Geheimerath geht von dem Princip vieler Tou-

riſten aus, Alles zu ſehen. Der Fremdenführer Gruber, ein Tiroler, welcher deutſch ſpricht, wird requirirt, eine Gondel für den Tag gemiethet, und die neue Parforcejagd auf Kirchen, Bilder und Statuen beginnt. Es wird Unglaubliches geleiſtet, die Canäle werden nach allen Richtungen befahren, ſogar einige Inſeln beſucht, vier und zwanzig Kirchen durchmuſtert, der Dogenpalaſt bis in ſeine entlegenſten Ecken durchſtöbert, Thürme erklettert und faſt ſämmtliche Tintoretto's aufgeſucht, für die die Frau Geheimeräthin einen beſonderen Gout hat. Zur Zeit des Mittagseſſens iſt die ganze Geſellſchaft von dem vielen Treppenſteigen freilich bereits ſtruppirt, nur die jüngeren Bruchſtücke gelangen ganz auf die Höhe des Campanile di San Marco, während Gruber die älteren Herren und Damen nach ihren vergeblichen Erſteigungsverſuchen einen nach dem andern wieder die dunklen Treppen, welche der Kaiſer Napoleon zu Pferde erkletterte, hinunterſchleppte; indeß Venedig will zu Ende geſehen werden, man will doch überall geweſen ſein, und ſo ſchleppt man ſich mit ſtruppirten Beinen, mit Kopfſchmerzen vom Sehen und mit Genickſchmerzen vom in die Höhe recken des Halſes weiter. Abends iſt man ſo ermattet und kopfverwirrt, daß man auf dem Marcusplatz vor dem Café Florian kaum noch eine Stunde aushalten kann, zu einer Gondelfahrt auf das Meer hat man unmöglich kommen können. Jedoch wird am dritten Tage mit dem Abenddampfſchiff nach Trieſt gefahren, um am andern Morgen mit dem erſten Eiſenbahnzug nach Wien zu reiſen. Die Reiſe durch Deutſchland, durch die Schweiz und Italien iſt beendigt. Ich glaube, die Summe ſämmtlicher Reiſeeindrücke, welche unſere Touriſten mit nach Hauſe bringen, wird dieſelbe ſein, wie bei dem deutſchen Profeſſor, der mit ihnen auf dem Verdeck des Dampf-

ſchiffes zuſammentraf. Er war von Trieſt Tags vorher nach Venedig gekommen, ließ ſich den Baratti in den Gaſthof holen, und ſtellte ihm die Aufgabe, ihm ganz Venedig in einem einzigen Tage zu zeigen. Baratti löſte das ſchwierige Zeitrechnungsexempel mit vieler Geſchicklichkeit in ſeinem ganzen Umfange, der Profeſſor konnte mit dem Abenddampfſchiff nach Trieſt zurückkehren. Ich hatte Mittags durch den Doctor Keesbacher, den ſich der Commerzienrath am zweiten Tage ſeiner Venetianiſchen Canaljagden hatte kommen laſſen, weil er nach der halben Erſteigung des Campanile einen Schlaganfall befürchtete, von dem Profeſſor und der Berliner Touriſtengeſellſchaft gehört, und konnte meiner Neugierde den Genuß nicht verſagen, Abends nach der Piazetta zu gehen und mich an das Dampfſchiff rudern zu laſſen, wo ich das Vergnügen hatte, die ganze ſtruppirte Geſellſchaft von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und von ihren unerhörten Thaten zu vernehmen. „O, ich war überall,“ rief der Profeſſor mir zu, „am Marcusplatz, an der Lagunenbrücke, im Canale grande, im Dogenpalaſt, in San Giovanni e Paolo, in der Jeſuitenkirche, in der Kirche degli Scalzi, in der Scuola di San Rocco, ſogar in dem armeniſchen Kloſter; aber mir iſt ganz wüſt im Kopf, und von allen dieſen wirren Eindrücken iſt mir nur eine einzige beſtimmte Erinnerung geblieben, überall ſah ich Bilder von einem und demſelben Maler, von einem gewiſſen, gewiſſen — — ich glaube der Kerl hieß Tintoretto.“

Zweites Kapitel.

Von Wien über den Semmering nach Triest und Venedig.

Die Hauptstraße Oesterreichs nach Italien ist die Eisenbahn von Wien nach Triest, welche sammt den Zweigbahnen nach Laxenburg und Oedenburg Staatsbahn ist. Die Strecke von Wien bis Gloggnitz war ursprünglich Privatunternehmung, durch den Freiherrn v. Sina gegründet und durch eine Actiengesellschaft ausgeführt; 1833 übernahm der Staat auch diese Strecke. Sie gehört zu den großartigsten und bewunderungswürdigsten Leistungen im Gebiete des Eisenbahnbaues, welche Europa und Amerika bis jetzt aufzuweisen haben.

Die Eisenbahnstrecke von Wien nach Triest besteht aus sechs großen Sectionen. Die gänzliche Vollendung dieser sechs großen Sectionen hat ungeheure Mittel, alle Anstrengungen der Mechanik und an Zeit mehr als 18 Jahre in Anspruch genommen; denn mit dem Bau der Bahnstrecke von Wien nach Gloggnitz wurde im April 1839 begonnen, und die letzte Strecke der südlichen Staats-Eisenbahn — die sogenannte „Karstbahn" — war am 20. Juni 1857 vollendet.

Die erste Section der Bahn — die Strecke von Wien bis Gloggnitz — zählt 24 Stationen auf einer Strecke von $9^5/_8$ Meilen. Der Bau der Bahn ist meisterhaft geführt die Dämme haben überall eine Kronenbreite von 28 Fuß, die Einschnitte im Niveau der Rails eine Breite

von 54 Fuß, wovon 28 Fuß auf den Bahndamm fallen. Die schärfsten Krümmungen haben noch immer einen Radius von 6000 Wiener Fuß. Da der Wiener Bahnhof 185 Fuß über dem Normalwasserspiegel der Donau liegt, die Station Thereſienfeld 41 Klafter über dem Wiener Bahnhof, der Bahnhof von Neuſtadt um 33 Klafter höher, als der von Wien, und der Bahnhof von Gloggnitz 89 Klafter höher, als jener in Neuſtadt; ſo beträgt die Geſammtſteigung der Bahn, vom Bahnhofe zu Wien bis zu dem Bahnhofe in Gloggnitz, 122 Klafter. Unter den bemerkenswerthen Bauobjekten auf dieſer Bahnſtrecke will ich nur den großartigen Wiener Bahnhof ſelbſt, den 36 Fuß tiefen, 764 Klafter langen, theilweiſe in Felsboden geführten Einſchnitt am Wienerberge, den 830 Klafter langen Hetzendorfer Damm, den großen Mödlinger Damm, der eine Länge von 1280 Klafter hat, und den ganz aus Sandſteinquadern ausgeführten Tunnel durch den Katzbühel nächſt Gumpelskirchen erwähnen. Dieſer Tunnel, der 87 Klafter lang, im Lichten 24 Fuß hoch und 28 Fuß breit iſt, war die erſte Anlage ſeiner Art in Oeſterreich.

Alle dieſe Bauobjecte, ſo großartig einige von ihnen ſein mögen, verſchwinden indeß vollſtändig vor den Bauobjekten auf der zweiten Section der Südbahn, auf der Eiſenbahnſtrecke von Gloggnitz bis Mürzzuſchlag, um ſie mit ihrem weltberühmten Namen zu nennen, auf der Semmeringbahn. Es übertrifft dieſe Eiſenbahnſtrecke nicht allein die ſechſte Section, die Strecke von Laibach nach Trieſt, ſondern Alles, was der Eiſenbahnbau bis jetzt in beiden Welten geleiſtet hat. Als im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts Napoleon ſeine Kunſtſtraße über die Alpen bahnen ließ, da erregte dieſe Straße mit Recht die Bewunderung Europas. Die Straße über den

Simplon war 1800 begonnen, und 30,000 Mann waren sechs Jahre lang beschäftigt, den Riesenbau, nach den Plänen des Ingenieurs Enard auszuführen. 1803 begann der Bau der Straße über den Mont Cenis, und war mit gleicher Anstrengung in sieben Jahren vollendet. Zwanzig Jahre lang blieb diesen imposanten Straßenzügen die Anerkennung, daß in diesem Fache seit der Römerzeit keine ähnlichen Werke ausgeführt worden seien. Es war indeß Oesterreich vorbehalten, auf dem Gebiete des Straßenbaues den Sieg zu erringen. Es warf die höchste und kühnste aller europäischen Straßen über die Alpen, nämlich die Straße über das Stilfser- oder Wormserjoch. — Um mehr als 2000 Fuß höher ansteigend, als die bewunderte Simplon- und Cenisstraße, zieht die Wormserjochstraße, mitten durch die Schnee- und Gletschermassen am Oertler, am Uebergangspunkte 6911 Wiener Fuß über dem Meere. Der Ober-Ingenieur Donegani lieferte die Pläne dieses Riesenbaues, und überwachte unter Mitwirkung des Ingenieurs Dominici den Bau, welchen der Pächter Tallacchini ausführte. Die Straße wurde 1824 eröffnet. Obschon man des Jahres nur vier bis fünf Monate daran arbeiten konnte, war das Werk dennoch in vier Jahren vollendet. Die Ausführung kostete von Bormio bis auf den Uebergangspunkt 49,000 Gulden, von dort bis Prad 348,000 Gulden, also im Ganzen nur 797,000 Gulden, während die Simplonstraße, deren Schwierigkeiten zu den Schwierigkeiten der Wormsjochstraße in gar keinem Verhältnisse stehen, sechs Jahre Zeit und einen Aufstand von 15 Millionen Franken erfordert.

Oesterreich bleibt auch der Ruhm, das großartigste Werk im Eisenbahnbau der Neuzeit geschaffen zu haben. Dies großartigste Werk ist, wie gesagt, die Semmering-

bahn, die Strecke der Südbahn von Gloggnitz bis Mürzzuschlag. Dieser Bau begann unter dem Ministerium des Frhr. v. Baumgartner, nach dem Plane des Ritters v. Ghega, im Jahre 1848; mit voller Kraft konnte er jedoch erst im Jahre 1849 in Angriff genommen werden. Die Strecke von Gloggnitz bis zum Stationsplatze Eichberg war im Sommer 1851 vollendet, die Strecke von Eichberg bis zu Mürzzuschlag im Sommer 1853. Die Bearbeitung und Legung des zweiten Gleises war im Juni 1854 vollendet und am 27. Juli 1854 erfolgte die Eröffnung der Bahn für den allgemeinen Personen- und Waarenverkehr mit der Berglocomative „Heukuppe" aus den Cockerill'schen Werkstätten in Seraing. Der Train legte die Strecke von Gloggnitz nach Mürzzuschlag in nicht ganz zwei Stunden zurück. Die Gesammtlänge der Semmeringbahn vom Auslaufspunkte am Gloggnitzer Bahnhofe bis an den Bahnhofe von Mürzzuschlag mißt 21,632 Kl., also $5^3/_8$ Meilen und 132 Kl. Die Bahnlinie schwingt sich vom Bahnhofe in Gloggnitz bis zu ihrem höchsten Punkte im Haupttunnel, auf eine Strecke von 15,303 Kl., um 246 Kl. 4', also um 1480' empor, und senkt sich von dem höchsten Punkte im Haupttunnel bis an den Bahnhof in Mürzzuschlag — auf einer Strecke von 6328 Kl. — um 120 Kl., also um 720'. Der erste große Viaduct, auf dem der Bahntrain hinter dem Stationsplatze Payerbach ein tiefes Thal überschreitet, ist der schöne Schwarza-Viaduct, eines der großartigsten Bauobjecte der ganzen Bahn. Es ist nicht weniger als 120 Kl. lang, 13 Kl. hoch und hat 13 Bogen. Die Bahn führt nun an den südlichen Höhen hinan gegen den Eichberg und überspringt zuerst den Payerbachgraben auf einem Viaduct von 32 Kl. Länge und 8 Kl. Höhe, der auf 8 Bogen ruht, dann den Küh-

graben auf einem 23 Kl. langen und 9 Kl. hohen Viaduct, dann den Höllgraben auf einem Viaduct, der eine Länge von nicht weniger als 43 Kl. und eine Höhe von 15 Kl. hat und auf 5 Bogen ruht. Endlich gelangt sie über einen Viaduct von 49 Kl. Länge und 16 Kl. Höhe, auf 5 Bogen zum Stationsplatz Eichberg. Zwischen diesen Viaducten hat die Bahn zwei Tunnels zu passiren, den Pettenbach-Tunnel, der 95 Kl. lang ist, und den Tunnel beim Steinbauer, mit 30 Kl. Länge. Auf dieser Strecke vom Schwarza-Viaduct bis an den Stationsplatz Eichberg hat die Bahn die stärksten Steigungsstrecken zu überwinden, nämlich eine Klafter auf je 40 Klafter Länge.

Auf der nun folgenden Strecke hat die Bahntrace sich um den Gortschakogel zu winden und den Eichberg zu ersteigen. Der letztere erhebt sich 400′ über der Thalsohle. Die Aussicht bei der Wendung der Bahn um den Gortschakogel herum nach Gloggnitz hinab, über die Neustädter Ebene und auf die gegenüberliegenden, dunkelbewaldeten Höhen mit ihren Dörfern und Schlössern ist eine Reihe der verschiedensten, höchst pitoresken Landschaftsbilder. An interessanten Bauobjecten hat diese Bahnstrecke nur eines, den Eichbergtunnel, der eine Länge von 80 Kl. hat. Dann ist der Stationsplatz Clam, dicht unter der majestätischen Burgruine Clam erreicht, und nun beginnt die großartigste Strecke der Bahn, welche bis zum Stationsplatze Semmering eine Reihe der kühnsten und großartigsten Bauobjecte bildet, die der Eisenbahnbau der neueren Zeit aufzuweisen hat. Ein wichtiger Viaduct und ein enormer Tunnel folgt dem andern, die Bahntrace läuft mehr unter der Erde, als über der Erde, und wenn sie auf einen Moment zum Vorschein kommt, so ist es nur, um sich umzuschauen und sich sofort wieder in den Schoß des Berges zu verkriechen, oder um ein tiefes

Thal zu überſpringen. Unmittelbar hinter dem Stations-platz Clam öffnet ſich der Clamtunnel. Er hat eine Länge von 77 Kl. Während des Baues erfolgte im Jahre 1851 der Einſturz eines Theiles deſſelben, wodurch zwei Ar-beiter verſchüttet wurden. Mit ungeheuren Anſtrengungen und nach ununterbrochener Arbeit von 104 Stunden ge-lang es, einen der Unglücklichen zu retten. Unmittelbar nach dem Tunnel erſcheint die Bahntrace auf der Höhe zweier mächtiger Viaducte. Sie hat zwei tiefe Thäler zu überſpringen, den Wagnergraben und den Gamplergraben. Den Sprung über den erſten macht ſie auf einem kühnen Bauwerk von der Länge von 75 Kl. und 20 Kl. Höhe, welches auf 14 Bogen in einer Doppeletage aufgethürmt iſt; den Sprung über den zweiten Thaleinſchnitt auf einem Viaduct von 59 Kl. Höhe und 19 Kl. Länge, der ebenfalls in Geſtalt einer Doppeletage auf 12 Bogen ruht. Nun gelangt die Bahntrace an die rieſige Wein-zettelwand, und durchbricht dieſe in drei coloſſalen Tun-nels, welche durch zwei gewölbte und durch Arkaden ge-tragene Gallerien verbunden ſind. Der erſte Tunnel hat eine Länge von 163 Kl., der zweite von 88 Kl., der dritte von 68 Kl. Dann verſchwindet die Locomotive in der Oeffnung eines neuen rieſigen Tunnels. Es iſt der Tunnel am Weinzettelfeld; er hat eine Länge von 119 Kl. In dem Momente, wo die Locomotive aus den Tunnels herauskommt, und über den tiefen Thaleinſchnitten auf der Höhe der Viaducte ſchwebt, fällt der Blick auf groteske und coloſſale Felsparthieen und auf wunderbar ſchöne Wald- und Landſchaftsbilder. Von nun an ſcheint ſich die Bahnlinie ganz in der Erde zu verkriechen. Tunnel reiht ſich an Tunnel, Gallerie an Gallerie. Man er-blickt das Sonnenlicht und die großartig ſchöne Bergland-ſchaft nur auf Momente, um ſich auf eine lange und

tiefe Finſterniß vorzubereiten. Ein kleiner, ganz vom Tageslicht erhellter Tunnel, der Tunnel vor der Krauſelklauſe, nimmt die Bahntrace zuerſt auf. Er iſt nur der Eingang zu einem der größten und ſchönſten Viaducte, auf welcher ein fürchterlicher Schlund, der Riß vor der Krauſelklauſe, überſprungen wird. Der Viaduct mißt nicht weniger als 46 Kl. Länge und hat eine Höhe von 19 Kl. Unmittelbar an dem Viaduct ſtreckt die mächtige Bollerswand ihre Felſenmaſſen gerade in die Höhe. Sie iſt vermittelſt eines mächtigen Viaducts von 180 Kl. Länge durchbrochen und kaum iſt die Locomotive aus dem jenſeitigen Stollenmundloch wieder an das Tageslicht gelangt, ſo ſteht ſie auf der Höhe des kühnſten Viaducts der ganzen Bahn, über der Tiefe eines ſchaurigen Thals, welches die kalte Rinne heißt. Der Viaduct hat eine Länge von nicht weniger als 97 Kl. und eine Höhe von 24½ Kl. Er ruht in Doppeletagen auf 15 Bogen. Auf dem Viaduct ſtehend, überſieht man einen großen Theil der zurückgelegten Bahnſtrecke mit ihrem maleriſchen Alpenhintergrunde und ihren mächtigen Bauten, Bilder ſeltener Großartigkeit. Die Bahn ſteigt nun den jenſeitigen Thalabhang hinan, und ſpringt auf einem 80 Kl. langen Viaducte über den Atlitzgraben. Dann ſteht der Felſenkegel des Weberkogels vor ihr. Er iſt durchbrochen durch einen Tunnel von 200 Kl. Länge. Kaum iſt dieſer Tunnel paſſirt, ſo ſtellt ſich der Wolfsberg der Bahntrace entgegen. Ein Tunnel von 234 Kl. Länge führt durch ihn hindurch auf einem Viaduct, der eine enorme Tiefe überſpringt, um ſie in einen Tunnel zu führen, der eine Länge von 106 Kl. hat. Von hier bis zu dem Stationsplatze Semmering zieht die Bahnlinie ſich am Berge hin mit der Ausſicht auf dunkle Waldberge und grüne friſche Matten, und ſtürzt ſich dann in den größten und läng-

sten Tunnel der ganzen Bahn, der nicht weniger als eine englische Meile lang ist, und in der Welt nur drei Concurrenten hat, welche ihm aber sämmtlich an Länge nachstehen. Sie sind der Themsetunnel in London, der große Tunnel auf der Liverpooler und der Tunnel auf der Lyoner Eisenbahn. Dieser große Haupttunnel 730 Kl. lang und mit Lampenlicht erleuchtet. In der Mitte des Tunnels erreicht die Semmeringbahn die höchste Steigung mit 2788 Fuß, bis jetzt der höchste, mit Schienen belegte Weg in der Welt. Trotz seiner ungeheuren Länge ist der Tunnel ohne jede Krümmung geschlagen. Mit dem großen Semmeringtunnel hat die Bahn ihre Höhe und zugleich den Höhepunkt ihrer Großartigkeit erreicht. Ohne Tunnel und ohne besondere Viaducte steigt sie im Angesichte einer milden Natur mit einem sehr starken Gefälle nach Mürzzuschlag hinab.

Die dritte Section der Südbahn begreift die Bahnstrecke von Mürzzuschlag bis Gratz. Sie zieht durch das Mürzthal und Murthal, durchschneidet die ganze obere Steiermark, und war die erste Strecke der Bahn, welche, nach der Erklärung der Staatsverwaltung über die Staats-Eisenbahnen, als solche auf Kosten der Regierung in Angriff genommen wurde. Bereits im October 1844 wurde sie eröffnet. Außer der imposanten Bogenstellung an der Badelwand hat sie keine großartigen Bauobjecte.

Die vierte Section umfaßt die Strecke von Grätz bis Cilly. Ihre Länge ist $18^3/_4$ Meilen, und sie konnte bereits am 1. November 1845 eröffnet werden. Auch diese Bahn hat zwei colossale Bauobjecte, welche bis zu jener Zeit, wo sie aufgeführt worden, zu den colossalsten Bauten gehörten, die überhaupt bei Eisenbahnen auf dem Continent vorgekommen waren. Es sind der Tunnel durch den Leitersberg und die Draubrücke bei Marburg.

Mit jenen großartigen Bauobjecten auf der Semmeringbahn sind sie freilich nicht zu vergleichen. Auch die Senkung des Terrains ist, was die Höhenverhältnisse der Bahn anbetrifft, bedeutend. Grätz liegt 182 Kl. über dem Meere, während Cilly nur eine Seehöhe von 120 Kl. hat.

Die fünfte Section der Südbahn umfaßt die Bahnstrecke von Cilly bis Laibach. Der Bau dieser Strecke begann im Sommer 1845 und war, trotz der enormen Schwierigkeiten, welche sich der Legung der Bahndämme entgegenstellten, und trotz der zahlreichen und großartigen Bauobjecte, welche zur Ausführung gebracht werden mußten, in kaum vier Jahren, nämlich im Sommer 1849, vollendet. Die ganze Länge der Bahn umfaßt $11^3/_4$ Meilen, der Höhenunterschied der beiden Endpunkte der Bahn ist freilich nur 31 Klafter, um welche der Bahnhof von Laibach höher liegt, als jener von Cilly; da aber, dem Laufe der Sau sich anschließend, die Bahn von Cilly bis Steinbrück sich um 20 Kl. senkt, so daß die Seehöhe des Steinbrücker Bahnhofes nur 100 Kl. ist, dagegen von dort an bei jeder Station sich erhebt, so hat die Bahn von Steinbrück bis Laibach eine Steigung von 51 Kl. zu überwinden. Der Zug der Trace durch die Thäler längs der untern Sau und der Save bot in der Ausführung allerdings Schwierigkeiten, deren Bewältigung alle Mittel der Kunst, alle Energie und den kräftigsten Willen der Staatsverwaltung in Anspruch nahm. Unermeßliche Sprengungen mußten der Bahn durch die Klippenkolosse Raum brechen, und die Abrutschungen an den Felswänden der weißen Katze waren kaum zu bewältigen, bis endlich die trotzige Natur sich vor dem Alles besiegenden Menschengeiste beugen mußte. Zahlreiche, zum Theil nicht unbeträchtliche Wasserfälle rauschen

hier in den kolossalen Felsschluchten von den Höhen, und es war eine besonders schwierige Aufgabe, ihren Lauf so regeln, daß sie im Stande waren, sich unbeschadet der Bahn ergießen zu können. Nun erweitert sich, nach dieser schauerlichen Felswüste, das Thal zu einer weiten und heitern Stromniederung, in ihrer blühenden, landschaftlichen Schönheit ein heiterer, schöner Contrast zu dem Ernst der vorangegangenen schauerlichen Felswüste. Darauf übersetzt die Bahntrace auf einer 90 Klafter langen, nach amerikanischen System gebauten Brücke die Save und führt dann unter dem hochliegenden Schlosse Poganegg durch einen Tunnel von 63 Klafter Länge nach Laibach.

Die letzte Strecke der Südbahn, die sogenannte Karstbahn, ihre sechste Section, gehört nun, als ein würdiger Schluß des Ganzen, wiederum zu den großartigsten und bewunderungswürdigsten Leistungen im Gebiete des Eisenbahnbaues. Sie übertrifft noch in mancher Beziehung die Semmeringstrecke von Gloggnitz bis Mürzzuschlag. Die Aufgaben, welche hier gelöst wurden, hatten bei allen bisherigen Eisenbahnbauten des Continents nicht ihres Gleichen gefunden, und die Möglichkeit ihrer Ausführung wurde noch in dem letzten Jahre der Vollendung vielfach bezweifelt. Deshalb nahm auch der Bau derselben fast 15 Jahre in Anspruch; denn während mit den Studien der Bahntrace im Jahre 1843 begonnen wurde, konnte die Eröffnung der Bahn erst im Jahre 1857 stattfinden. Die Höhe, welche die Karstbahn zu ersteigen hatte, war nicht von sehr großer Bedeutung. Sie betrug nur 978 Fuß; aber es waren ungeheure Moorgründe und enorm lange Strecken des ödesten Karstbodens zu überwinden, wo die Beschaffung des Wassers, welches zur Versorgung der Bahn nothwendig war, große Schwierigkeiten mit

ſich brachte. Der große Moorgrund, welcher bald außerhalb Laibach ſeinen Anfang nimmt, umfaßt ein Areal von mehr als drei Meilen. Faſt unbeſiegbare Hinderniſſe ſtellten ſich hier der Bahn in der Begründung eines feſten, dauernden Bahnkörpers entgegen. Durch rieſenmäßige Einſchüttungen gelang es endlich, einen feſten Grund zu legen und einen Bahnkörper zu ſchaffen, welcher dem Sumpfe trotzt, und, je länger er liegt, einen deſto beſſeren Beſtand gewinnen wird. Die Abſprengung der Felſen bei Inner-Goritza lieferte zu dieſen Einſchüttungen allein 100,000 Klafter Material. Die Länge der Geſammtſtrecke des Sumpfüberganges beträgt an 1200 Klafter, und erheiſchte außer einem prachtvollen Viadukt noch einen mächtigen Dammkörper und zwei große Brücken von 30 und 20 Klaftern Länge, welche nach amerikaniſcher Conſtruction gebaut ſind. Der große Viadukt hat eine Länge von nicht weniger als 300 Kl., und ſeine Höhe iſt 120 Fuß. Der Rieſenbau erforderte mehr als fünf Millionen Ziegel und zwei Millionen Kubikfuß Quadern und Bruchſteinmauererde. Bald nach Ueberſchreitung des Sumpfes ſetzt die Bahnlinie wiederum über mehrere große Viadukte, welche eine Länge von nicht weniger als 90 und 54 Kl. haben, und betritt dann die Hochebene von Loitſch, wo der Waſſermangel beginnt. Schon vom Trauerberge an ſind deshalb alle Wächterhäuſer und Bahngebäude mit höchſt zweckmäßig angelegten Ciſternen verſehen, und bei Loitſch iſt der erſte Waſſerthurm ſichtbar, wo mit Pumpwerken mittelſt Dampfmaſchinen das Waſſer naher Bäche auf die Bahn gehoben wird. Die Bahn zieht hier durch wilde Waldgebiete, welche alle Zeichen ungeheurer Waldbrände an ſich tragen, dann durch eine Straße, wo faſt zwei Meilen lang gewaltige Felsſprengungen nöthig waren, um der Trace

Raum zu verschaffen. Darauf tritt die schroffe Felsgestalt des eigentlichen Karstes von Minute zu Minute mehr hervor und durch sechs colossale Tunnels wird die Bahnlinie durch die Felsenrücken geführt, welche in das Reccathal auslaufen. Die Strecke heißt deshalb die „Tunnelstrecke." Drei dieser Tunnels sind von enormer Länge, nämlich der eine 285 Kl., ein anderer 280 Kl., ein dritter 285 Kl. In der Mitte der Tunnelstrecke ist die Hauptwasserstation, welche ein Wasserreservoir von 40,000 Kubikfuß Wasser enthält. Von hier aus wird das Wasser über zwei Aquädukte zur Bahn, und längs dieser durch eine Wasserleitung, welche 5 Meilen Länge hat, weiter geführt. Von Nebresina fällt die Bahntrace dann in ziemlich starker Senkung nach Triest hinab. Ein großartiger Viadukt — er hat eine Länge von 340 Kl. — nimmt sie gleich hinter Nebresina auf, und führt sie durch einen tiefen Einschnitt plötzlich auf einen Damm, der sich 400′ über dem adriatischen Meere erhebt, und eine prächtige und unermeßliche Aussicht über dessen klaren Spiegel bietet. Kurze, aber meist sehr hohe Viadukte und Brücken helfen ihr, die zahlreichen Schluchten, Risse und Gräben des Karstes zu überspringen, und führen sie, nochmals über einen 168 Kl. langen Viadukt und durch einen 145 Kl. langen Tunnel, zu dem Bahnhofe von Triest, einer der großartigsten Anlagen, welche dem Gebirge und dem Meere abgetrotzt werden mußte.

Drittes Kapitel.

Ueber den Brenner nach Verona.

Die Brennerſtraße wird in handels- und culturgeſchichtlicher Beziehung nach Verlauf von 10 bis 15 Jahren für Italien und Deutſchland, überhaupt für die Verbindung des Nordens mit dem Süden, einen ſehr wichtigen Platz einnehmen. Sie wird das Hauptverbindungsglied zwiſchen dem adriatiſchen Meere und der Nordſee werden, und der Südbahn eine mächtige Concurrenz machen. Man hat die Wichtigkeit dieſer Straße auch in Oeſterreich ſchon ſeit zehn Jahren eingeſehen und deshalb die Verbindung derſelben mit der bayriſchen Südbahn und der quer durch die Lombardei führenden, das Mittelmeer und das adriatiſche Meer verbindenden Eiſenbahnlie durch einen eiſernen Schienenſtrang herzuſtellen geſucht. Von Innsbruck bis München und von Botzen bis Verona iſt dies auch bereits gelungen. Mit dem Ende des vorigen Jahres werden beide Strecken bereits mit der Locomotive gefahren. Der Bau beider Eiſenbahnſtrecken iſt außerordentlich langſam gegangen, obſchon die Schwierigkeiten, welche im Unter-Innthal und im Etſchthal überwunden werden mußten, gerade nicht ſehr bedeutender Natur waren. Man hat ebenſo viel Jahre zum Bau dieſer beiden Eiſenbahnſtrecken gebraucht, wie man in Monaten hätte fertig ſein können, große Unfähigkeit der Ingenieure und Arbeiter und alberne Eitelkeit, Eiſenbahnbaumerkwürdigkeiten zu haben und Tunnels und Brücken aufweiſen zu können, hat zu großen Verzögerungen und

zum Aufwand ganz enormer Koſten verleitet. Es war dies beſonders bei der Tyroler Nordbahn der Fall. Die Eiſenſtraße überſpringt, ohne irgend einen haltbaren Grund, auf der kurzen Strecke von Innsbruck bis Kuffſtein nicht weniger als dreimal den Innſtrom, und die Unfähigkeit der Baumeiſter, welche die Eiſenbahn-Brücken bei Brixlegg und bei Büchelwang bauten, war ſo groß, daß beide Brücken, wie ſie noch kaum fertig waren, wieder zuſammenſtürzten. Die Ingenieure hatten gar nicht daran gedacht, daß die Stärke und die Höhe des Innſtromms im Frühjahr und im Herbſt, wo der Schnee auf den Bergen ſchmilzt und kommt, ein ganz anderer iſt, als in den Wintermonaten, wo die Brücken gebaut wurden, und, als ſie nun fertig waren, gingen die Wogen des Inn über die eine hinweg und riſſen die andere zuſammen. Bei Innsbruck hat man einen das Innthal durchſchneiden den Aquaduct gebaut — um einen Aquaduct zu haben — der die ganze Landſchaft verunziert, und bei Rattenberg hat man zwei Jahre lang an einer unbedeutenden Felswand geſprengt und einen Tunnel künſtlich durch einen Hügel von ganz geringer Höhe durchgemauert, den man mit weit unbedeutendern Koſten und mit geringerer Mühe hätte wegſchaffen können. Indeß, man hat, was man wollte, Tunnel, Eiſenbahnbrücke und einen coloſſalen Viaduct, und die Unterinnthalbahn iſt am Ende doch fertig geworden. Es handelt ſich jetzt nur darum, die Verbindung zwiſchen Innsbruck und Botzen herzuſtellen, alſo die Höhe des Brenner zu durchſtechen oder zu überwinden — indeß eine Aufgabe, welche alle Schwierigkeiten der Semmeringſtrecke und der Karſtbahn übertreffen wird, ein Räthſel, über deſſen Löſung im vorigen Jahre noch Niemand in Tyrol im Klaren war. Die Schwierigkeiten, welche ſich auf dieſer eigentlich nur kur-

zen Strecke dem Eisenbahnbau entgegenstellen, sind so groß, daß man schon mehrmals von dem ganzen Plane wieder Abstand genommen hatte und auf die Idee gekommen war, die Verbindung zwischen Innsbruck und Botzen durch eine durch das Oberinnthal über den Finstermünzpaß und über die Malserhaide führende Eisenbahnlinie herzustellen. Der Umweg wäre freilich dann ein enormer.

Das ganze Brennerthal ist die Wasserscheide zwischen Etsch und Inn, zugleich der Scheidepunkt der Ost- und Westalpen und im Besondern der Oetzthaler und Zillerthaler Gebirge. Von der Zillerthaler Gebirgsgruppe steigen drei Thäler nieder: die Thäler Schmirn, Pfitsch und Vals; von dem Oetzthalergebirge sechs: die Seitenthäler Stubai, Gschnitz, Obernberg, Pflersch, Ridnaun und Radschinges. Im Brennerthal stoßen diese neun Thäler von Osten und Westen zusammen, und bilden in ihrem Zusammenstoß eine fortlaufende Thalfläche, welche erst oberhalb des Berges Isl steil abfällt, und nichts Anderes ist, als eine colossale Schuttanhäufung, in welche sich die Sill und der Rutzbach eingewühlt haben. Die Brennerhöhe bildet keinen Gebirgsrücken, und hat nur eine ganz unbedeutende Erhebung über das Brennerthal, welches an der Nordseite das untere Wippthal, an der Südseite das Eisackthal heißt. Aus diesen Gründen läßt sich auch erklären, warum die verschiedensten Gebirgsarten am Brennerthal übereinanderlaufen, warum man hier Quarz und Glimmerschiefer, Granit und Urkalk, Dolomit und Porphyr findet. Wegen der Beschaffenheit des Bodens würde der Bau eines Tunnels, welcher außerdem, da er von Innsbruck bis nach Brixen führen, also eine enorme Länge haben müßte, auf ungeheure Schwierigkeiten stoßen. Er würde jedenfalls von Anfang bis zu Ende aufgemauert werden müssen. Noch größere Schwierigkeiten, wie das

Brennerthal, ſtellt dem Eiſenbahnbau aber die Thalenge entgegen, welche das Botzener Thalbecken, den ſogenannten Botzener Boden, mit der Brixener Thalſtufe verbindet. Die Schwierigkeit liegt hier in der zerbröckelnden Beſchaffenheit des Geſteins, welche dem Bau eines Bahnkörpers außerordentlich hinderlich ſein würde. Der Kuntersweg iſt eine einzige, große Porphyrkluft. Ungeheure Porphyrfelſen ſteigen ganz ſteil in die Höhe und erheben ſich in coloſſalen Dimenſionen zu beiden Seiten der Straße, welche ſich neben der ſchäumenden Eiſack durch dieſe Kluft ſtundenlang hindurchwindet. Es ſieht aus, als wenn das Porphyrgebirge hier mitten von einander geborſten iſt, gerade ſoweit, um dem tobenden Strom in der Spalte Raum zu laſſen. Ungeheure Muren ſind überall hinuntergeſtürzt und füllen die Klüfte zwiſchen den einzelnen Felſenſpitzen und Porphyrmauern aus. Ganze Berge ſind abgeſchnurrt, und ſchaudernd ſieht der Wanderer dieſe ſteilen Höhen hinan, jeden Moment einen neuen Sturz und neue Muren fürchtend. In der Römerzeit führte hier eine andere Straße in die Höhe über Kaſtelrutt. In dieſer Porphyrkluft einen feſten Bahnkörper zu ſchaffen, darin liegt alſo die Schwierigkeit des Baues einer Eiſenbahn. Und doch iſt die Porphyrkluft nicht zu umgehen. Man iſt deshalb auf den Gedanken gekommen, die Bahnſtrecke auf gemauerten Gewölben über dem Flußbett anzulegen, oder ſie zu der Höhe von Kaſtelrutt heraufzuführen, und ſo die alte Römerſtraße zu benutzen, dann in einem Seitenthal bis Goſſenſaß hinaufzuſteigen, und den Tunnel, welcher die Brennerhöhe durchſtechen ſoll, von Goſſenſaß beginnen zu laſſen. Aus dieſer kurzen Skizze der Bodenbeſchaffenheit des Brennerthales werden die enormen Schwierigkeiten beim Bau einer Eiſenbahn, welche Botzen mit Innsbruck verbindet, ziemlich hinrei-

chend ſich herausſtellen. Und doch muß dies einzige Verbindungsglied, welches in der großen Eiſenbahnlinie von der Nordſee zum adriatiſchen Meere noch fehlt, geſchafft und das Räthſel muß auf die eine oder die andere Weiſe gelöſt werden.

Jetzt führt über den Brenner eine ſehr gute und künſtlich ſo angelegte Straße, daß die Steilheiten des Terrains ſo viel wie möglich überwunden werden. Von Innsbruck ſteigt die Straße in drei koloſſalen Windungen zum Schönberg hinauf. Die Windungen ſind ſämmtlich aufgemauert und auf der ganzen Strecke mit einer Holzgallerie verſehen. Bald hinter der Stephansbrücke, welche die Rutz überſpringt, läuft die Straße in einer faſt ebenen Richtung fort, und iſt in einer langen Windung um den Schönberg herumgeführt. In derſelben ebenen Richtung zieht ſie durch das Wippthal, und ſteigt kurz vor dem Dorfe Gries noch einmal hinan, die nichts weniger als pittoreske Höhe des Brennerpaſſes erklimmend. Der Brennerpaß hat nur eine Seehöhe von 4375 W. F. Dennoch iſt die Brennerſtraße, wegen des ſteilen Anſtieges von Innsbruck zum Schönberg nach der Wormſerjochſtraße, von allen öſterreichiſchen Heerſtraßen nach Italien für Truppen- und Artillerie-Transporte, die am wenigſten geeignete, und obſchon zwei Eiſenbahnlinien im Süden und Norden bis zu ihrem Fuß reichen. Gerade an der Stelle, wo die durch das Puſterthal nach Kärnthen führende Straße auf die Brennerſtraße mündet, erheben ſich die Mauern und Thürme der Franzensveſte. In zwei verſchiedenen, von einander getrennten Werken liegen die Baſtionen zu beiden Seiten der Straße — „ſchweigend und geräuſchlos, echt öſterreichiſch, ohne die Schießſcharten, würde man das Ganze für ein Werk der Natur halten," ſagt Schaubach ſehr treffend, und beherrſchen durch ihre

Kanonen die Straßen nach Norden über den Brenner, nach Süden nach Botzen und nach Osten über die Ladritscher Brücke in das Pusterthal.

Die Eisenbahnlinie, welche Botzen mit Verona in fast gerader Richtung verbindet, führt durch das untere Etschthal über Trient und Roveredo nach Verona.

Viertes Kapitel.

Die höchste und interessanteste Alpenstrasse nach Italien.

Von dem mächtigen Zuge der Berninakette, welche das Innthal im Südosten begleitet, und es vom Thale der Adda, dem Valtelin oder Veltlin trennt, zweigt sich im Hintergrunde des Münsterthales eine riesige Bergkette zuerst in östlicher, dann vom Zufallspitz in südöstlicher Richtung fort, von den Geographen die Ortleralpen genannt, nach ihrem riesigen Oberhaupte. Dort, wo sie mit den Bernina-Alpen zusammenstoßen, bildet ihr Knoten keine Hochspitze, sondern, wie es häufig vorkommt, eine Tiefe, in welcher das Kirchlein St. Giacomo liegt, und wo die Gewässer nordwestlich zum Inn nach dem Engadin, nordöstlich zur Etsch in das Münsterthal und südlich zur Adda in das Veltlin abfließen. Der Innthalerzug scheidet von da an Inn und Etsch, die Ortleralpen Etsch und Adda. Das Etschthal von Glurns bis oberhalb Meran, das untere Vintschgau, hat eine nordöstliche Richtung, ebenso die Ortleralpen, soweit sie ihre

Gewässer nördlich zu dem Vintschgau durch die Querthäler von Münster, Sulden und Martell zusenden. Die Adda-Münsterthaler Kette hat eine östliche Richtung, bis sich der Bergzug zwischen Münster- und Suldenthal trennt; hier liegt der Umbrail (10,000 Fuß), und von hier biegt schon einmal die Bergkette südlich auf kurze Zeit bis zum Monte-Cristallo. Dieses Joch schließt das Sulden-Trafoithal im Hintergrunde und wird bald nach dem auf deutscher Seite liegenden Dorfe Stilfs das Stilfser Joch, bald nach dem auf italienischer Seite liegenden Bormio — zu deutsch Worms — das Wormser Joch genannt.

Ueber dieses Joch wurde von der österreichischen Regierung in den Jahren 1824 bis 1828 eine neue Heerstraße gelegt, um die nächste Verbindung zwischen Oesterreich und Italien herzustellen, ohne fremdes Gebiet zu berühren. Die Baumeister der Straße waren Carlo Donegani und Francesco de Dominici. Die Straße selbst ist wohl das größte Meisterwerk der Straßenbaukunst, welches in Europa existirt. Von Spondinig bis Mailand hat sie eine Länge von 255,666 Meter, also fast 32 Meilen. Der schwierigste Theil der Straße von Spondinig bis Bormio wurde in vier Jahren vollendet, obgleich in jedem Jahre nur vier bis fünf Monate gearbeitet werden konnte. Es ist die höchste Alpenstraße Europas, denn ihre höchste Höhe beträgt 8900', während der St. Gotthardt 6388', der Mont Cenis, welcher von der französischen Armee zum Uebergang nach Piemont benutzt ward, nur 9360' hat. Die Simplonstraße hat eine Höhe von 6172', der Splügen, welcher das lombardische Gebiet etwas oberhalb Chiavenna berührt, hat eine Höhe von 5926', der Brenner 4371', der St. Bernhardt, der bekanntlich nicht fahrbar ist, 7688'. Auf deut-

scher Seite steigt die Straße erst allmälig bis in den Hintergrund des Trafoithals, von Prad 3056', bis Trafoi 5070', also 2014' in $2^3/_4$ Stunden an. Von hier erheben sich der Berg und die Straße steiler; denn sie steigt bis auf die Höhe noch 3844'. Das Joch selbst hat eine Höhe von 8900'. Der Horizontal-Abstand des Joches von Prad beträgt etwas über 47,000', also nicht ganz 4 Stunden, und die horizontale Erhebung von da beträgt 5844'. Um diese zu gewinnen, ohne der Straße irgendwo mehr, als 10 pCt. Steigung zu geben, waren von Prad an 48 Windungen nöthig. Nach Bormio hinab sind 38 Windungen für einen horizontalen Abstand von 41,200', also etwas weniger als von Prad, bei einer Senkung von 4814', indem Bormio noch 3848' über dem Meere liegt. Die Breite der Straße ist überall $15^1/_2$' mit einer Wölbung von $^1/_{32}$ dieser Breite. Die Auffschüttung besteht aus gesiebtem Kies und feingeschlagenen Bruchsteinen; an den Seiten der Straße, oder wenigstens auf der den Abgründen zugekehrten Seite sind, 15' von einander abstehend, starke Pfähle von Lärchenholz errichtet und durch Querbalken verbunden. An den durch Lawinenstürzen bedrohten Stellen wurden bedeckte, oder auch rein aus den Felsen gesprengte, gewölbte Durchgänge oder Gallerien angelegt. Auf deutscher Seite sind es aus Holz gezimmerte Bedachungen, welche wo möglich mit dem Abfall des Berges, an welchem sie sich anlehnen, gleiche Abdachung haben, um den Lawinen freien Lauf über sie hin zu geben. Man hat die stärksten Bäume zu Trägern des Dachwerkes gewählt; die schrägen Dachbalken laufen tief in den Berg hinein. Auf italienischer Seite sind diese bedeckten Stellen entweder aufgemauert, oder stollenartig durch den Berg gebrochen, doch mit Fensteröffnungen auf den Seiten. Neben her

führen außerhalb der Dächer noch schmale Bahnen, auf denen die Straße mit Schlitten befahren werden kann. Die italienische Strecke hat drei unter einander verschiedene Abtheilungen: 1) die Bergstrecke vom Joch herab bis Bormio, über 2 Meilen; 2) die Thalstrecke von Bormio bis zum Comersee im Thale der Adda, 11 Meilen; 3) die Seestrecke von Colico bis Lecco, am untern Ende des Comersees.

Die Wormserjochstraße war in dem italienischen Feldzuge der Jahre 1848 und 1849, nachdem die Oesterreicher aus der Lombardi vertrieben waren, mehrmals den Angriffen der Lombarden ausgesetzt. Sie versuchten, über dieselbe in das Herz von Tyrol vorzudringen, und hätten, wenn ihnen dies gelungen wäre, das ganze südliche Tyrol von Botzen bis zum Gardasee abgeschnitten; denn von Sponding läuft durch das untere Etschthal eine bequeme fahrbare Straße bis nach Botzen, und der Straßenzug von Botzen bis zum Gardasee lag, nachdem Peschiera gefallen war und die Franzensveste bekanntlich weit oberhalb Botzens nur den Brennerpaß deckt, ebenso wie die Straße von Trient nach Roveredo offen. Die österreichische Regierung hat deshalb während der letzten zehn Jahre durch Anlegung zweier Forts in der sogenannten Chiusa, oberhalb Verona's, diesen letztern Straßenzug von Trient über Roveredo nach Verona geschützt.

Die Verbindung zwischen dem Hauptstapelplatz von Kriegsvorräthen und diesem Waffenplatze in Oberitalien wurde früher nur durch die Wormserjochstraße und durch den Straßenzug über den Brenner, Botzen, Trient und Roveredo hergestellt. Die Straße über das Wormserjoch ist für Truppentransporte zu beschwerlich, liegt zu weit westlich, und kann auch durch die Veltliner, sobald sie sich im Aufstande befinden, leicht unzugänglich gemacht

werden. Die Straße über Botzen und Trient liegt zu weit östlich, die österreichische Regierung hat deshalb daran gedacht, während der letzten acht Jahre eine ganz neue Verbindungsstraße zwischen Vorarlberg und dem Gardasee herzustellen. Zu diesem Zwecke ist die Hochstraße über den Finstermünzpaß gänzlich umgebaut, und ganz auf österreichischem Boden verlegt und außerdem eine neue Militärstraße durch das südliche Tyrol gelegt worden. Die alte Hochstraße über Finstermünz lief theils auf Schweizer Gebiet — eine einzige papierne Note, von dem Geschäftsträger der neutralen Schweizer Republik dem Minister des Auswärtigen in Wien überreicht, konnte allen Kanonen- und Truppensendungen aus Vorarlberg plötzlich ein Ende machen, — die Waffenplätze in Oberitalien waren dann von ihren Hauptstapelplätzen abgeschnitten, und so war es eine dringende Nothwendigkeit, eine neue Heerstraße über Finstermünz zu bauen. Dies ist denn auch während der Jahre 1851—1856 geschehen, und zwar mit einem Aufwand von Mitteln, der der österreichischen Straßenbaukunst alle Ehre macht. Die neue Hochstraße über Finstermünz — von Pfounds bis Nauders — hat zwar nur eine Länge von zwei Stunden, aber sie reiht sich den übrigen Alpenstraßen über den Simplon, Gotthardt, Mont-Cenis und Wormserjoch würdig an. Sie läuft fast fünfhundert Fuß über der schmalen, alten Straße an der rechten Thalwand fort, und ist fast ganz in die Felsen eingesprengt. Diese größeren oder kleineren Felsentunnels schützen sie an den gefährlichen Stellen vor den Lawinen, und sie überspringt auf einer Reihe größerer oder kleinerer kühn gebauter Brücken die Thalspalten und Abgründe. Die Straße ist ganz aufgemauert, so breit, daß drei Wagen neben einander fahren können, und läuft ganz in ebener Richtung

fort, so daß man, sobald man den sehr geschickt angelegten Aufstieg der Straße erreicht hat, auf der ganzen Strecke im Trab und Galopp fahren kann. An der engsten Stelle ist die Straße durch zwei Forts geschützt. Die Festung Finstermünz und ein neues Fort, zu dem die Ruinen einer uralten Burg ausgebaut sind, liegen sich gerade einander gegenüber, und decken, wie die Franzensfeste die Brennerstraße, den Finstermünzpaß nach zwei Seiten, nach dem Süden und nach dem Norden. Die Festung Finstermünz ist, weil die Natur in der furchtbaren Paßenge nur für den tobenden Innstrom Raum gelassen hatte, ganz und gar in die Felsen eingesprengt worden. Die Kanonen ragen mit ihren metallenen Mündungen aus den Bastionen hervor, von denen man nicht weiß, ob man sie für Mauerwerk oder für natürlichen Felsen halten soll. Der Paß ist an dieser Stelle so eng, und die Felsenwände ragen so hoch auf, daß auch nicht ein Strahl der Mittagssonne in diesen schrecklichen, von eisiger Kälte und schwarzen Schatten überlagerten Schlund fällt. Die neue Hochstraße läuft auf der tyroler Seite fort und berührt das schweizerische Gebiet auf keinem Punkte. Bei Nauders, am Ausgange des Finstermünzpasses, betritt sie die Malser Haide, welche sich bis nach Mals, im Angesicht der großartigen, schneebedeckten Massen des Ortler ausdehnt, und trifft sodann den Straßenzug, welcher über Meran durch das Etschthal nach Botzen führt. Hier, in der Mitte dieses Straßenzuges, zwischen Meran und Botzen, mündet die neue Militärstraße, welche erst vor zwei Jahren fertig geworden ist. Sie ist sehr geschickt angelegt, vermeidet, sowie die Ampezzaner Straße, soviel wie möglich alle Bodenerhebungen, und führt durch das Val di Non, Val di Sol und durch Judicarien zum Gardasee. Sie läuft aber westlich von Riva auf den

Seespiegel aus, und ist, was ihre bequeme Anlage und ihre Richtung betrifft, besonders für Truppensendungen in die Gegend von Bergamo, Brescia und zum Idrosee von noch weit größerer Wichtigkeit für die österreichische Herrschaft in Italien, wie die von Botzen nach Verona neuerdings gelegte Eisenbahntrace. Sie ist die unmittelbarste und direkteste Verbindung des Hauptstapelplatzes für die italienische Reserve-Armee in Vorarlberg und der durch die Lombardei angelegten nördlichen Vertheidigungs- und Schutzlinie zwischen Mailand und Venedig.

Ich sah die Stilfserjochstraße zum ersten Male vor drei Jahren und wählte sie, da ich sämmtliche andere Alpenübergänge bereits früher kennen gelernt hatte, zu meinem damaligen Uebergange aus Tirol nach Italien. Es war schon spät im Jahre, und der Monat October hatte bereits seine erste Hälfte überschritten. Ich hatte mich einige Tage in Meran aufgehalten, und einen Berliner Landsmann, den ich mir erlauben werde, in meiner folgenden Erzählung pseudonym Wilhelm Schultze zu nennen, der in Meran die Traubenkur gebrauchte, dazu überredet, mit mir den Jochübergang zu machen. Die Brust-, Leber- und Augenkranken Curgäste, deren Spaziergänge sich höchstens bis zu dem Schlosse Tirol ausdehnten, erklärten, da sie hörten, daß zwischen Franzenshöhe und Santa Maria täglich bereits Lawinen fielen, ihrem Leidensgefährten, mit dem sie mehrere Monate lang gehustet und Trauben gegessen hatten, für einen todten Mann, und machten mir Vorwürfe jeglicher Art daß ich einen Kranken, der erst seit wenigen Tagen von zwei tödtlichen Krankheiten genesen war, am zwanzigsten October, wo bereits Niemand mehr die Straße über das Wormserjoch passire, zu einer gefährlichen Tour verleitete, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, uns zu bewegen,

unſere Reiſe nach Italien über Botzen, Trient und über den Gardaſee anzutreten. Indeß wir hatten uns nun einmal in den Kopf geſetzt, nur über die Wormſerjoch-ſtraße nach der Lombardei hinüberzuſteigen, reiſten an einem ganz ſonnenhellen Morgen ab, und kamen beim ſchönſten Abendſonnenſchein in Pradt an, um dort die Nacht zu bleiben und am andern Morgen nach Trafoi hinaufzugehen.

Die Kirchthurmuhr zu Pradt ſchlug ſechs, als wir die Köpfe aus dem Fenſter ſteckten, um uns nach dem Wetter umzuſchauen, dieſem allernothwendigſten Requiſit zu einem Jochübergang. Zu unſerm Schrecken ſahen wir in einen graugelben Nebel hinein, der ſo dicht über das ganze Untervintſchgau lagerte, daß wir nicht einmal die gegenüberliegende Thalwand erkennen konnten. Ich ſah nach Süden in die Höhe, wo ſich die Ortlerſpitze erheben mußte, aber es war nichts in dieſem Nebelmeer zu unterſcheiden. Mein Reiſegefährte, dem ich den Joch-übergang mit ſo verlockenden Farben geſchildert hatte, machte ein ſehr düſteres Geſicht. Alle meine troſtreichen Verſicherungen, daß ich eine Bewegung in den oberen Nebelmaſſen entdecke, halfen zu nichts. Endlich ſchlug ich ihm vor, bis ſieben Uhr gar nicht aus dem Fenſter zu ſehen, währenddem mit mir das Frühſtück zu ver-zehren, und ſich ganz getroſt auf meinen Stern zu ver-laſſen, der mir bis jetzt bei jedem Jochübergang und bei jeder Bergbeſteigung, ſo viel ich deren auch ſchon in meinem Leben unternommen, ein heiteres und klares Wetter zum Morgengruß gebracht habe. Jedenfalls, meinte Schultze, ſei mein Rath der geſcheuteſte, wenn er meinem Sterne auch gerade nicht ſo viel Zutrauen ſchenken mochte, wie ich ſelbſt. Wir ſchloſſen nun die Fenſter, bekümmerten uns um den Nebel gar nicht, und

verzehrten, von unsern leber- und unterleibskranken Freunden und Freundinnen in Meran sprechend, unser Frühstück. Als wir gerade die zweite Cigarre angezündet hatten, schlug es 7 Uhr auf dem gothischen Kirchthurme des Städtchens. Wir zahlten die äußerst billige Rechnung, fragten weder, ob es regne, oder ob die Sonne scheine, stiegen die Treppe hinab und traten aus der Hausflurthüre auf die Straße, welche zum Wormserjoch führt. Triumphirend sah ich meinen ungläubigen Reisegefährten an. Wild durcheinander wogten hinter uns die graugelben Nebelmassen zwischen den steilen Thalwänden, wie mit einander kämpfende Heeresmassen, aber vor uns, über den Höhenzügen, welche sich im Hintergrunde des Trafoithales aufbauten, breitete sich ein azurblauer Himmel aus, ohne einen einzigen Wolken- oder Nebelstreif, so klar, so blau und so heiter, wie ich ihn vor einigen Wochen über der Gardabucht, über den limonien- und lorbeergeschmückten Ufern des ewigen Frühlings, erblickt hatte. „Herr Schultze", rief ich, „Herr Schultze", sehen Sie, und vertrauen Sie künftig auf meinen Stern. Er scheint am Morgen und am Abend, und ist ein Stern erster Größe und ersten Ranges."

Rüstig schritten wir die Straße hinan. Zu ihren beiden Seiten bauten sich hohe Glimmerschieferwände auf, hellfarbige Quellen rieselten überall aus dem dunkeln Gestein, und unten, tief im Grunde, brauste der Wildbach. Nach einer halben Stunde erschienen rechts in schwindelnder Höhe auf dürftig grünen Matten die Häuser eines Dorfes. Es war das Dorf Stilfs, nach dem der berühmte Paß seinen Namen hat. Die Lage dieser Hütten auf den aus der Wand hervortretenden Felsblöcken erscheint so gefährlich, daß man glauben sollte, jede Stein- oder Schneelavine, oder auch ein starker Regenguß, müßte

Häuser und Menschen in den Abgrund hinunterreißen. Welche Stärke hier die Wasser haben, wenn ein Schneefall, oder einige Regentage sie anschwellen, zeigte uns die Straße bei jeder Biegung Vor kurzem hatte es hier nur zwei Tage geregnet, und schon waren die Aufschüttungen von Kies- und Bruchsteinen in großen Stücken niedergerissen, und manchen Stellen war die starke Brustwehr heruntergefallen, und die Löcher und die Klüfte dehnten sich bis zur Mitte der Straße aus. Was für schreckliche Wirkungen mußten hier die Regengüsse und Schneestürze des Frühjahrs zu Wege bringen! Wir stiegen fast zwei Stunden in die Höhe, Straße und Thal behielten aber immer noch denselben Charakter. Graugelb stiegen die Schieferwände in die Höhe, die Quellen rieselten und der Trafoibach brauste. Dann sahen wir einige armselige Häuser zwischen Straße und Felswand, die Hütten des Weilers Gomagoi, und links öffnete sich ein schmales, düster grünes Thal. Zwischen hohen bewaldeten Bergwänden brauste weißschäumend und tosend ein Bach hervor, und stürzte sich mit einem Sprunge in den Trafoibach. Schon einmal war ich hier, auf meinem Rückwege aus dem Thale Martel, als ich über den Suldenferner nach St. Gertrud hinabstieg. St. Gertrud ist der einzige Weiler in diesem düstern Thal, eine um eine gothische Kirche geschaarte Häusergruppe, hart am Ferner, welcher in wilden, zerklüfteten Eismassen vom Ortler niedersteigt, von den Schneewänden der Zufallspitze überragt, ein grandioses Schnee- und Fernerbild.

Als die letzten Häuser von Gomagoi hinter uns lagen, wurde die Straße wilder und großartiger. Die Abhänge der Thalwände waren nur an der einen Seite mit Tannen und Kiefern bedeckt, an der andern Seite stiegen sie kahl, zerrissen und zerklüftet himmelhoch hinan, Schutt- und

Geröllmassen bedeckten die Abstürze und die Thalsohle, ganze Höhen und Berge waren heruntergeschurrt, und die Thalsohle war ein Trümmermeer, in das sich der Trafoibach einwühlte. An manchen Stellen hatte der Bach den Berg unterwühlt und stürzte, während die Spitzen noch in die Höhe ragten, durch die Klüfte und Höhlen, bis der ganze Berg endlich donnernd in das neugewühlte Bett zusammenstürzt. Es lebte nur ein Geräusch in dieser todten, erstorbenen Natur, das Tosen der Ache, welches alle andern Laute übertönte. Die Straße wand sich zuweilen links, zuweilen rechts an der Felswand hinan, auf starken Brücken, von mächtigen Holzpfeilern gestützt, dann und wann die Schlucht überspringend, und sich hart an die Felsen schmiegend, als wenn sie fürchtete, in den Abgrund zu fallen. Das Thal wurde immer großartiger und wilder, aber noch immer erschienen keine Schneespitzen und keine Gletscher, nur graugelb und schwarzgefleckte Felswände, zerklüftet schrecklich und zerrissen, hie und da von düsterem Tannengebüsch unterbrochen, rahmten das Schlucht- und Straßenbild ein. Da blicke ich zufällig thalabwärts, und über die graugelbe Thalwand des untern Vintschgau erhob sich, gehüllt in glänzend weißem Schneemantel, eine Bergspitze, und ragte hoch in die azurblaue Luft hinauf. Es war die wilde Eisspitze. der höchste Gipfel der Oetzthaler Schnee- und Fernergruppe. Nun noch einige Schritte auf der Straße aufwärts, und dann eröffnete sich auch über dem Trafoithal eine großartige Schnee- und Fernerausssicht. zuerst nur auf die weiße Kuppe des Ortler mit seinen mächtigen Gletschern, deren blaugrüne Klüfte und Spalten in der Sonne funkelten, dann, je weiter wir in die Höhe stiegen, auf die Eiswände des Monte Cristallo. Eine colossale Schneepyramide, dem Anschein nach weit

höher als der Ortler, schob sich langsam von der linken Seite vor, es war der Madatsch, den die vorgeschrittene Jahreszeit schon vom Scheitel bis zur Sohle in einen Schneemantel gehüllt hatte, daß seine braunen Felswände nirgends mehr hervortraten. Links von den Schneewüsten stiegen zwei gewaltige Gletscher steil und in wilder Zerklüftung fast bis zur Thalsohle hinab, nur durch einen scharfen, braunen Felsengrath gespalten; nun noch eine neue Straßenbiegung, und der obere Theil eines neuen Gletschers trat links hervor, die Ortlerferner an Breite und Höhe weit übertreffend. Es war der große Madatschferner, der gewaltigste von allen Fernern in der Ortlergruppe, von dem wir erst nur das Haupt sahen. Immer weiter und größer dehnte sich die Eiswüste mit ihren Schneewänden und Eishörnern aus, je höher wir die Straße hinanstiegen, und immer höher und majestätischer hoben sich die weißen Riesen in die blaue Luft hinauf. Die Sonne stieg dann über die graugelben Thalwände empor und übergoß das großartige Schnee- und Fernerbild mit einem Meer von Licht, daß es schimmerte, funkelte und glänzte, als wenn es aus weißem Krystall und grünem Smaragd aufgebaut wäre. Und nun war auch drüben thalabwärts die hintere, wilde Eisspitze zu einem ganzen Höhenzug schneebedeckter, glänzender Berge geworden.

Hinter Trafoi folgten die Straßenwindungen in ununterbrochener Reihe, die eine immer über die andere sich aufbauend. Jede Windung war aufgemauert, und auf der Höhe des Mauerwerks mit einem starken Holzgeländer gegen den Abgrund geschützt. Zehnmal wand sich die Straße aufwärts, zehnmal wieder zurück, wie eine ungeheure steinerne Schlange an der steilen rechten Thalwand hinanklimmend. Bei jeder Windung wurde die

Aussicht großartiger. In der Tiefe breitete sich eine furchtbare Gebirgswildniß aus, wohl der schauerlichste und ödeste Gebirgswinkel, der in Europa zu finden ist; wenn wir thalaufwärts stiegen, hoben sich die Trafoiferner, der Madatsch und die Wände des Ortler immer mehr empor. Allmälig traten seine gelbgrauen Wände in den einzelnen Partieen heraus, zuerst die Schneide oberhalb des Berges, welche man erklettern muß, um auf den obern Theil des Trafoiferners zu gelangen, dann dieser obere Theil des Ferners selbst, darauf die Riffeln und Wandln, jene colossalen Felsenstufen und senkrechten Wände, welche zu ersteigen sind, um von dem untern Ortlerferner auf den obern zu gelangen, sodann die grünglänzenden Abbrüche des obern Ferners, endlich der ganze Grat, welcher die beiden Trafoiferner scheidet, die Ortlerspitze indeß immer noch nicht. Rechts bildete die colossale Madatschpyramide erst die Grenze der Aussicht, dann schob sie sich mehr in die Mitte, und zu ihrer Rechten stieg ein Gletscher hernieder, welcher beide Trafoiferner zusammen an Breite übertraf, der Madatschferner, wild, zerklüftet und ganz steil sich aufbauend. Betraten wir dann die rückwärts führenden Straßenwindungen, so erblickten wir die Oetzthaler Ferner in immer wachsender Größe. Eine Brücke führte über einen hinabbrausenden Wildbach, dann erschienen rechts an der Straße die steinernen Trümmer eines Zufluchtshauses, der Cantoniera della Bosco. Die Cantoniera wurde im Jahre 1848, als die Italiener die Wormserjochstraße an mehreren Stellen zerstörten, damit die österreichischen Truppen ihnen nicht in den Rücken kommen könnten, verbrannt, und ist bis jetzt nicht wieder aufgebaut. Schnee und Eis lag bis hierher auf der Straße noch nicht. Neben den Trümmern der Cantoniera, an der gegenüber-

liegenden Seite des ſchmalen, wilden Thales ſahen wir nun den Madatſchferner in ſeiner ganzen Größe, vom Scheitel zur Sohle, ſeine Breite und Maſſe war ſtaunenerregend. Seine obere Hälfte war rein von Schutt und Geröll, und die Eisſpalten und Eisklüfte funkelten in blauer und grüner Färbung, ſeine untere Hälfte war von Schutt und Staub geſchwärzt, und noch wilder zerklüftet wie der obere.

Lange ſtanden wir da, ſtaunend dieſe coloſſale Eismaſſe betrachtend, welche ausſah, wie ein ungeheurer, gefrorner Waſſerfall von den rieſigſten Dimenſionen. Immer höher ging es, immer in den hinterſten Winkel des Thales hinein. Immer ſpärlicher ſtanden die Zirbeln und Lärchen an den Abhängen, welche ſich, meiſt ohne Graswuchs, wie in die Tiefe hinabgeſchurrte Berge darſtellten. Die Straße war unbelebt; ſo ſpät, wie wir, paſſirt ſelten ein Reiſender das Wormſer Joch, um nach Italien zu kommen. Hier und da lagerten Gruppen von Italienern um ein flackerndes Feuer, an dem ſie ſich die Polenta zum Mittagseſſen bereiteten. Es waren Straßenarbeiter, welche während des ganzen Jahres an den Windungen der Straße bauen, um ſie von den Verwüſtungen des Waſſers und des Schnees wieder herzuſtellen. Hier und da begannen ſich jetzt Schnee- und Eisſpuren an der Seite der Straße zu zeigen, die Mitte derſelben war noch frei vom Schnee.

Endlich war die Franzenshöhe, die zweite Cantoniera erreicht, ein Gaſt- und Wirthshaus, mitten im Schnee. Im Jahre 1848 wurde ſie, ſowie die Cantoniere della Bosco, gänzlich verbrannt. Die öſterreichiſche Regierung hat das Gebäude wieder aufführen laſſen, den Bewohnern aber für ihre verbrannte Habe trotz aller Reclamationen keinen Schadenerſatz geleiſtet. Hier ſahen wir nun end-

lich die Ortlerſpitze, wie ſie in der Form einer zuſammengewehten Schneepyramide den obern Ferner überragt. Von der Grenze des Madatſchferners zog ſich eine coloſſale Schneewand bis zu der Höhe des Joches hinan, an dem die Straßenwindungen, immer eine über die andere fortlaufend, nur in der Form ſchmaler dünner Streifen auf dem Schnee zu erkennen waren. Der Baumwuchs hatte hier aufgehört, auch nicht eine einzige ſibiriſche Ceder ſtand mehr an den kahlen, hinabgeſchürten Bergesabhängen. Große Maſſen von Schnee bedeckten nun überall die Straße. Einige Tage vorher waren mehrere Lawinen gefallen und über die Straße in die tiefe Thalſchlucht hinabgeſtürzt. Hätten wir drei Tage früher die Straße paſſirt, wir wären wahrſcheinlich durch eine von dieſen Lawinen verſchüttet worden, denn ſie waren gerade an den Stellen gefallen, wo die Straße nicht durch Gallerien geſchützt iſt. Früher war, wie ich ſchon oben erwähnte, die ganze Straße bis zur Cantoniera Ferdinandshöhe auf der Spitze des Joches, durch fortlaufende Gallerieen geſchützt, und man ſtieg unter dieſer ſtarken Holzbedachung ganz ſicher hinan. Nach der Zerſtörung derſelben ſind nur an den ganz gefährlichen Stellen einige kleine Holzgallerieen, und die große, gerade unter Ferdinandshöhe gelegene Gallerie wieder aufgebaut worden, und die Reiſenden ſind an den meiſten Stellen dem Zufall und ihrem Glücke überlaſſen. Ich konnte nun, da ich den Zuſtand der Straße ſah, dem Bauer, der mir in dem Poſthauſe zu Eyrs, als ich ihn fragte, ob die Paſſage über das Wormſer Joch Ende October lebensgefährlich ſei, erwiederte: „Und wenn Du mir hundert Gulden giebſt, ſo gehe ich nicht mit Dir; was helfen mir die hundert Gulden, wenn mich eine Lawine verſchüttet?“ nicht Unrecht geben, und kann nicht leugnen, daß ich mich

oft etwas ängstlich umschaute, ob sich nicht eine neue Schneemasse herabwälzen würde.

In der Höhe von 4 bis 6 Fuß bauten sich nun bereits die Schneemauern neben der Straße auf. Hier stand ehemals ein kleines Posthaus, „Wandle." Eine Lawine riß es in einer Winternacht in den Abgrund Todt fand man den Posthalter und seine beiden Postillone unter einem Felsblocke. Dann kamen wir durch mehrere kurze Holzgallerien. Die starken Holzbedachungen und die nach dem Abgrunde zu liegenden Seiten waren durch die Reste der vorgestern hinabgestürzten Lawinen noch ganz mit Schnee bedeckt. Nur ein schwaches Dämmerlicht fiel durch die Schneemauern hinein, in dessen schwachen Reflexen die an dem Dache hängenden langen Eiszapfen flimmerten, als wären sie aus Smaragd und Rubin. Nun standen wir wenige Schritte vor dem Eingange der letzten großen Gallerie. Sie hat eine Länge von 500 Schritten, und ist in ihrer ganzen Ausdehnung wieder aufgebaut worden, weil diese Stelle des Bergabhanges die gefährlichste ist.

Neben mir ging ein junges Mädchen, welches ich aus Trafoi bis zur Jochhöhe mitgenommen hatte, da sie in Cantoniera Ferdinandshöhe eine Besorgung ausrichten mußte, die Tochter des Postmeisters aus Franzenshöhe. Sie wird keine so große Scheu vor der Oeffentlichkeit haben, wie mein ehrenwerther Freund Wilhelm Schultze, deshalb kann ich sie hier bei ihrem wirklichen Namen nennen. Auch werden ihr diese Blätter in ihrer Hochgebirgseinsamkeit schwerlich zu Gesicht kommen. Sie hieß Elisabeth Sala. Beim Anblick der langen Gallerie und ihrer steilabfallenden Holzbedachung fragte ich sie unwillkürlich:

„Fallen hier denn oft Lawinen, Elisabeth?"

„Im Frühjahr und Herbst oft täglich," antwortete sie, „wenn frischer Schnee ist."

„Dann kann ja auch heute eine Lawine fallen, da es ja vor einigen Tagen geschneit hat," bemerkte ich, etwas ängstlich die Jochhöhe hinanblickend.

„Gewiß, um so mehr, weil die starke Mittagssonne den Schnee da oben schmilzt," antwortete sie, „doch wünschen Sie es nicht."

Sie hatte kaum ausgesprochen, so hörten wir ein Knistern in der Höhe, und ein donnerähnliches Anschlagen, dem ein fürchterliches Krachen gerade über unsern Köpfen folgte. Ein Schnee- und Staubwirbel verfinsterte die Luft, und wir waren im Moment ganz in eine Schneewolke eingehüllt: Eissplitter, Schneestücken und Steingeröll prasselten nieder, als wenn ein Eis- und Steinregen fiele. Die Gefahr war nur momentan, aber fürchterlich. Ich erkannte dies sofort, denn ich war durch meinen langen und öfteren Aufenthalt in der Schweiz an dergleichen Erscheinungen gewöhnt worden. Hatte mich doch ein Führer auf der Gotthardstraße kurz vor der Teufelsbrücke durch rasches Handeln einer ähnlichen Gefahr entrissen, welche uns hier drohte. Erreichten wir die Oeffnung der Gallerie so waren wir gerettet. So wie ich das Knistern in der Höhe hörte, ergriff ich Elisabeth am Arm, mit der andern Hand meinen Reisegefährten, und stürzte auf die Gallerie los. Dies Alles waren die Ereignisse weniger Secunden. Ich glaubte sie nicht zu erreichen, denn der Stein- und Schneeregen traf uns einen Schritt vor dem Eingange. Nun ertönte ein donnerähnliches Gepolter, als wenn der ganze Berg über uns hinabschurre, um uns und über uns krachte es, wie ein Gebäude krachen muß, in das der Blitz schlägt, die

weiße Wolke vor unſern Augen verwandelte ſich in ſchwarze, dichte Maſſen, dann umhüllte uns dichte Finſterniß, während ein Schlag, ſtärker als alle übrigen, gerade über unſern Häuptern erfolgte. Die Lawine hatte in dem Momente, wo wir hineingeſtürzt waren, die Gallerie getroffen und war, den Eingang und die Seitenöffnungen verſchüttend, über das Dach in den Abgrund geſtürzt. Wir waren gerettet. Eliſabeth war, wahrſcheinlich durch den plötzlich erfolgten Luftdruck, zu Boden geſchleudert. Faſt bewußtlos ſchleppte ich ſie in dem Augenblicke, wo ſie fiel, noch einen Schritt fort. Der Donner verhallte in immer kürzeren, aber entfernten Schlägen, für uns ein Beweis, daß die Lawine in den Abgrund hinunter geſtürzt ſei.

Es dauerte wohl einige Minuten, bis wir zum Bewußtſein unſerer Lage kamen. Ich hielt das Mädchen noch immer an der Hand und richtete ſie auf. Verletzt war Niemand, aber daß der Eingang der Gallerie von der Lawine vollſtändig verſchüttet war, erkannten wir an der völligen Dunkelheit, die uns umgab. Schultze ſchlug Feuer an, und wir entdeckten beim Leuchten eines Schwefelhölzchens ein Stück trockenen Holzes, welches wir entzündeten. Eliſabeth war die geſcheuteſte, ſie ſah in dem Falle nichts Außerordentliches; für Jemanden, welcher 19 Jahre lang auf der Wormſerjochſtraße gelebt hat, und in Franzenshöhe geboren und groß geworden iſt, ſind Lawinen keine Erlebniſſe mehr. Sie meinte jedoch, ſo nahe ſei ihr die Gefahr niemals geweſen, und hoffte, wir würden durch die andere Oeffnung hinauskommen können, indem die Gallerie ſehr lang ſey und die Lawine ſchwerlich auch den zweiten Ausgang verſchüttet haben könne. Beim Schein des brennenden Holzſcheits verſuchten wir dieſen Vorſchlag auszuführen, aber bei jedem Schritt,

den wir vorwärts machten, schwand unsere Hoffnung immer mehr, so leicht aus unserer finstern Schneegruft zu entkommen; denn die Dunkelheit blieb dieselbe, und als wir an das andere Ende der Gallerie angelangt waren, sahen wir, wie wahr meine Vermuthung gewesen war. Der Ausgang der Gallerie war gesperrt. Entweder die Lawine war von gewaltiger Größe gewesen, oder dieselbe hatte sich oberhalb der Bedachung getheilt und war zu beiden Seiten hinabgerollt. Was war zu thun? Nichts, als in Geduld auszuharren, bis uns von draußen Hülfe kommen würde. Wir konnten erwarten, daß man unser Unglück binnen Kurzem auf der Straße bemerken müsse und dann war unsere baldige Befreiung zu erwarten. In der Cantoniera Franzenshöhe hatten wir vor zwei Stunden noch gefrühstückt, die Bewohner derselben wußten also, daß wir unterwegs waren; die Lawine hatten sie unbedingt fallen hören, und so handelte es sich höchstens um einige Stunden Aufenthalt in einem zwar wenig comfortabeln Raume. Unser brennendes Holzscheit erlosch, glücklicherweise entdeckte ich in meiner Reisetasche noch ein Stückchen Wachslicht. Jetzt konnten wir doch wenigstens in der Entfernung von wenigen Schritten unsere Umgebung erkennen, sie war trostlos genug, denn sie bestand aus Schnee- und Felswänden. Lebensmittel hatten wir nicht bei uns, aber Schultze und ich hatten schon zweimal stark gefrühstückt, wir konnten es also 24 Stunden, ohne Gefahr zu verhungern, aushalten. Elisabeth versicherte mir auf meine Frage, ebenfalls ganz satt zu seyn und bis zum nächsten Morgen ohne Speise aushalten zu können. Den Durst brauchten wir nicht zu fürchten, denn die an den Dachbalken niederhängenden Eiszapfen lieferten Wasser genug. So zündeten wir uns Cigarren an — wir hatten für acht Tage Vorrath —

und besprachen das so eben stattgehabte Ereigniß. Im Glücke der überstandenen Gefahr wurde Schultze sogar so übermüthig, uns vorzuschlagen, daß, wenn unsere Gefangenschaft zu lange dauern, wir ja losen könnten, wen das Schicksal getödtet und gegessen zu werden, zuerst treffen solle. So sehen zwei von uns jedenfalls sicher, aus unsrem Schneegrabe wieder aufzuerstehen. Aber eine Viertelstunde verfloß nach der andern, das Licht erlosch, die Cigarren erloschen, und unsere Laune wurde gerade nicht heiterer. Dann fingen wir an, von der Kälte sehr zu leiden. Es war spät im Jahre und wir befanden uns der Region des ewigen Schnees sehr nahe. Wir gingen auf einem kleinen Raum hin und her, um uns etwas zu erwärmen, ohne indeß dem Uebel sehr abzuhelfen. Wie das erst werden sollte, wenn wir 24 Stunden hier ausharren müßten, daran dachte glücklicherweise bis jetzt Niemand.

Elisabeth, zuerst die muthvollste, war am ersten niedergeschlagen. Um sie aufzuheitern, neckte ich sie mit ihrem Geliebten, und erzählte ihr einige romantische und lächerliche Liebesabenteuer. Ihr Lachen klang aber lange nicht mehr so herzlich, als Anfangs bei dem komischen Vorschlage meines Reisegefährten. Dann horchten wir wieder, ob noch keine Hülfe nahe. Kein Laut, kein Ton drang von Außen in dieses Grab. Plötzlich hörten wir ein Geräusch, welches uns erbeben machte, ein dumpfes mehrmaliges Aufschlagen, dem ein langer dumpfer Donner folgte. „Hilf Gott", rief das Mädchen, „eine neue Lawine." „Mag sie der Teufel holen", fügte Schultze hinzu, uns geht sie nichts an, wir sitzen hier sicher. „Sagen Sie nicht so, Herr," bat die gottesfürchtige Tyrolerin, sie kann auch auf diese Gallerie gestürzt oder die Cantoniera getroffen haben, dann wird es lange mit uns

dauern. Wir schwiegen, betroffen von der Wahrheit dieser Bemerkung.

„Aber Elisabeth, „der Briefpostschlitten fährt doch alle Tage um 3 Uhr über die Straße. Der Postillon, der denselben fährt, muß doch unser Unglück schon entdeckt haben?" fragte ich.

„Nein antwortete das Mädchen, „vom 15 October an hört die Postverbindung auf der Straße auf, mein Vater ist Postmeister, ich weiß das ganz genau."

Es war mir, als wenn eine neue Lawine auf uns niederstürzte. Wir hatten heute bereits den 22. October. Ich schwieg aber, und wir begannen unsere Promenade von Neuem; denn die Kälte wurde in der That empfindlich. Das Mädchen fror am meisten, der Morgen war warm gewesen, und sie trug ein dünnes Kattunkleid, ohne Mantel. Ich band ihr mein Taschentuch um den Hals und wickelte sie in meinen warmen kurzen Mantel, dessen ich selbst nicht bedurfte, indem mein dickgefütterter Oberrock mich noch hinreichend vor der Kälte schützte. So mochten mehrere Stunden vergangen sein; die Situation wurde äußerst langweilig. Verhungern würden wir in dem Loche nicht, das wußten wir, aber unser zweiter mächtiger Feind, die Kälte, trat immer grimmiger auf. Endlich fing Elisabeth bitterlich an zu weinen, und nur harte Worte konnten sie einigermaßen zur Ruhe bringen,

„Was meinen Sie, Herr Schultze", fragte ich plötzlich, „was würde die komische Gesellschaft in Meran sagen, wenn sie uns in dieser Lage sähe?"

Unwillkürlich mußten wir lachen, uns an die Traubencurgäste erinnernd, welche es höchstens zu einem Spaziergang nach Schloß Tyrol brachten, und die Erinnerung gab uns Stoff zu einer Reihe der komischsten Bemerkunken, welche unsere Laune einigermaßen wieder herstellte.

„Gott im Himmel, ich höre Geräuſch", ſchrie plötzlich Eliſabeth auf. „Wir ſind gerettet!" Und weinend fiel ſie mir um den Hals.

„Alle Teufel, das fehlte nur noch, daß das Frauenzimmer uns was vorheult", brummte Schultze. „Aber Recht hat ſie, auch ich höre Etwas."

Nun horchten wir, ſtill und aufmerkſam. Es war ſo. Das Schaufeln und Scharren kam immer näher, wurde immer deutlicher. Endlich hörten wir Stimmen, menſchliche Laute, Hundegebell; ſchon konnten wir Worte verſtehen. Ein dreifaches Freudengeſchrei antwortete von unſerer Seite. Nun fiel ein Lichtſtrahl zu uns hinein, dann ganze Ströme von Licht, dann ſahen wir ein Stück dunkelblauen Himmels, nun bärtige Menſchengeſichter und nach einigen Minuten ſtiegen wir aus unſerm dunkeln Grabe die Schneewand hinauf.

„Es freue ſich, was da athmet im roſigen Licht!" konnte ich nicht unterlaſſen, auszurufen, wie ich die Eishörner des Madatſchgletſchers im Abendſonnenſchein funkeln ſah. Die Sonne war ihrem Untergange nahe. Ein roſenfarbiger Duft umfloß die Schneekuppe des Ortler und der Königswand. Wir hatten alſo über vier Stunden in der Gallerie zugebracht.

Im Poſthauſe Franzenshöhe hatte man die Lawine fallen hören und ſogleich vermuthet, da wir auf den Windungen der Straße nicht mehr geſehen wurden, daß wir von derſelben unter der großen Gallerie verſchüttet wären. Die Nothglocke wurde ſofort geläutet und die auf der Straße beſchäftigten Arbeiter eilten von allen Punkten herbei, um uns auszugraben. Die Lawine war von enormer Größe geweſen, hatte ſich oberhalb der Gallerie, wie ich richtig vermuthete, getheilt und ſo die beiden Eingänge verſchüttet. Der Schnee lag deshalb auch in nicht

bedeutender Höhe und die Oeffnung der Gallerie hatte nur einen Zeitaufwand von wenigen Stunden erfordert. Die zweite Lawine, deren Fall wir in unſerm Gefängniß gehört, war an der Stelle des Bergabhanges niedergefallen, wo einſt das Poſthaus Wandln ſtand, an einem, wie ich ſchon erwähnte, der gefährlichſten Punkte auf der ganzen Straße.

Nachdem wir unſere Retter reichlich belohnt hatten, ſtiegen wir ſchnell die letzte Straßenwindung hinan, um Santa Maria noch vor einbrechender Dunkelheit zu erreichen. Eliſabeth ging mit uns hinauf. Um nach Trafoi am Abend noch zurückzukehren, war es bereits zu ſpät geworden. Bald ſtanden wir nun auf der Höhe des Joches, 8900 Fuß über dem Meer. Eine Steinſäule bezeichnet hier die Grenzen von Italien und Tyrol. Auf der einen Seite trägt ſie die Inſchrift: Territorio Tirolese, auf der ander Territorio Lombardo, in der Mitte Confine. Ihr gegenüber ſteht die Cantonier a del Rotheri al Giogio di stelvio, gewöhnlich „Ferdinandshöhe" genannt.

Sie iſt ein Zufluchtshaus für die auf der Straße beſchäftigten Arbeiter und die Reiſenden; bewohnt wird ſie nicht. Die Ausſicht iſt durch vorſpringende Felſenränder beſchränkt, wie ſo oft in Tyrol auf den Bergſpitzen. Die Spitze des Ortler ragt über ſeine Ferner empor; von dem Madatſch-Gletſcher bis zu der Jochhöhe dehnt ſich eine ungeheure Schneewand aus; der Blick in die Tiefe, aus der die Straßenwindungen von Franzenshöhe hinanſteigen, iſt eigenthümlich großartig. Nach Italien ſieht man links die Schneewände des Braulio und des Monte Criſtallo. Zur Linken ſenkt ſich das Braugliothal nach Bormio, zur Rechten ſeine Schlucht in das Münſterthal hinab. Inmitten weiter Schneefelder, erheben ſich abwärts die grauen Steinwände

der Cantoniera Santa Maria. Eine Todtenstille herrschte hier oben in der ganzen Natur. Das unbestimmte Geschwirr und Geräusch, was man, auch auf bedeutenden Bergshöhn, in der Luft vernimmt, hatte hier aufgehört. Nicht der Flügelschlag eines Raubvogels ertönte in der Höhe. Ich hörte nur die Reibung meines Bleistiftes auf dem Papier, mit dem ich mir die Meereshöhe notirte. Eine Spinne kroch über den Schnee, außer uns das einzige lebende Wesen, was ich in dieser Oede entdeckte. Ich beugte mich zu ihr nieder, ob ich nicht die Tritte ihrer Füße auf dem Schneefelde hören könnte. Das Himmelsgewölbe über uns war farblos, alle Wasserdünste waren in dieser Höhe aus der Luft verschwunden, und auf dem farblosen, des Blau fast ganz entbehrenden Grunde, erschienen Mond und Sternbilder in dämmernden Umrissen.

In drei Viertelstunden standen wir vor der Cantoniera Santa Maria, bereits an der andern Seite der Jochhöhe. Die Cantoniera besteht aus zwei größeren steinernen Gebäuden, das eine dient zur Grenzwache, das andere ist Posthaus und Wirthshaus. In ganz Europa wohnt während der Wintermonate wohl Niemand auf solcher Höhe, wie die Bewohner dieser beiden Häuser. Die Wirthschaft war italienisch, also grade nicht sehr reinlich. In dem Balconzimmer, in dem wir zur Nacht speisten, konnte die auf dem Balcongeländer trocknende, schmutzige Wäsche natürlich nicht fehlen. Unser Abendessen, an dem Elisabeth Theil nahm, war indeß weit besser, als wir es 8900 Fuß über der Meeresfläche erwarten konnten. Die Suppe mit Parmesankäse, Gems-Cottelets, Gemsbraten und die unvermeidliche Polenta mundeten uns nach dem vierstündigen Aufenthalt in der Gallerie vorzüglich, und die österreichischen Post- und Zollbeamten mochten oft verwundert aufhorchen, wenn unser „viva l'Italia“ zu

frohem Gläſerklang durch die ſtille Schneenacht tönte. Mitternacht war längſt vorüber, als wir uns nach dieſem ereignißreichen Tage zur Ruhe begaben.

Am andern Morgen ging Eliſabeth nach Trafoi hinab. Ein leichter Schlitten führte mich und Schultze durch die Bocca di Braulio nach Süden. Die erſten Stunden auf lombardiſchem Gebiet führten durch eine Welt des Erſtarrtſeins, deren Charakter dem Nordpol anpaſſender geweſender wäre, als dem ſchönen lorbeer- und reben-reichen lombardiſchen Lande. Mühſam zwängte ſich Bach und Straße durch die enge Schlucht abwärts. Die Straße lief wieder unter einer Holzbedachung hin, und links über ihr erſchienen wie herabhängende Gletſcher, zwiſchen denen ein coloſſaler Felskegel aufragte, eine Schulter des Monte Criſtallo. Er heißt der Cima von Spondalonga. Dann ſetzte die Straße auf hoher Brücke über eine finſtere Schlucht, von dem linken Ufer auf das rechte des Braulio. Ein großer, tiefer Thalkeſſel wölbte ſich im Grunde, und ſchäumend warf ſich der Bach hinein. Wiederum kletterte die Straße in Windungen an der Thalwand hinab, bis ſie die Tiefe deſſelben, und eine neue Poſtſtation erreicht hatte. Die obern Straßenwindungen waren lang, nach unten hin wurden ſie immer kürzer, weil der Felsrücken, den ſie hinabzuklettern hatte, oben breit und unten ſpitz zulief. An der andern Seite des wilden Thalkeſſels führte eine abermalige Enge durch die Thalwand, um zur Höhe eines zweiten, tiefer liegenden Keſſels zu gelangen. Es war eigentlich nur eine großartige Felſenſpalte, eine Reihe von in den Fels gehauenen und ausgemauerten Gewölben. Stollen verband ſich mit Stollen, und vollſtändige Dunkelheit umgab uns. Zuweilen trat die Straße einen Moment aus einem Stollen heraus, um ſich einmal umzuſchauen, verkroch ſich dann aber ſofort wieder, als wenn

ſie Gefahr ahnete und eine Lawine fürchtete. Die ganze Länge dieſer Felſenenge beträgt 2731 Fuß, und auf dieſe 2731 Fuß kommen 2121 Fuß allein auf die Gewölbe. Endlich erblickten wir wieder das Licht des Tages, um in einen neuen Abgrund hinabzuſehen. Die Straße wand ſich wieder in Schlangenwindungen, auf mehrere Brücken die Ausgänge zweier Seitenthäler, welche durch Lawinenſtürze berüchtigt ſind, überſpringend, den ſteilen Abhang hinab. Ganz unten in der Tiefe lag ein neues Zufluchtshaus, die Cantoniera di Pietta Martina genannt. Eine Viertelſtunde zog die Straße nun in ebener Richtung fort, um dann wieder im Zickzack an der Felswand hinabzuſteigen. Rechts ſtürzte ein weißſchäumender Bach aus dem Felſen und warf ſich von der Höhe in den Abgrund. Es war die Quelle der Adda. Nochmals traten dann beide Wände eng zuſammen. Eine neue Engkluft nahm uns auf, und im dunklen Schlunde rauſchte die neugeborne Adda unter der Straße zwiſchen den nackten Schroffwänden. Plötzlich brach nun die Schlucht ab, und verwundert ſenkt ſich der nur an Schnee, Eis und Felsgallerien gewöhnte Blick in eine grüne, lachende Thalebene, welche von Häuſergruppen belebt, uns erſchien wie ein üppig grünender Garten in ſüdlich warmer Färbung. Es war das Thalbecken von Bormio, aus deſſen ſüdlichem Ende noch eine ſchauerliche Enge mit Brücken und Gallerien in das Veltlin nach Tirano und zu den Ufern des Comerſees hinabführt.

Fünftes Kapitel.

Eine Fahrt über den Como-See

Die Geſchichte des deutſchen Profeſſors, welche ich in der Touriſtenjagd erzählte, ſteht nicht vereinzelt da in dem großen Touriſtenzuge, der alle Jahr von Neuem die Alpen und Italien durchſchwärmt. Der Profeſſor iſt nur ein würdiges Seitenſtück zu dem Engländer, der im verfloſſenen Sommer nach Heiligenblut kam, in dem dortigen Wirthshauſe den Gipfel des Großglockners eine halbe Stunde lang durch das im Glocknerzimmer aufgeſtellte Fernrohr betrachtete, und dann vergnügt und befriedigt wieder heimfuhr, ein weiteres Pendant zu den meiſten Touriſten, welche unter dem Vorwande, keine Zeit zu haben, auf Eiſenbahnen und Dampfſchiffen Meere und Länder durchraſen, um die ſchönſten und intereſſanteſten Punkte entweder gar nicht zu ſehen, oder in einer Art und Weiſe zu ſehen, daß ſie von den meiſten Dingen gerade die unintereſſante oder unſchöne Seite betrachten. Es wäre ein gewiß nicht ſchlechtes Project für einen Buchhändler, Reiſebücher zu verlegen, in denen den Touriſten nur das mitgetheilt wird, was ſie ſehen müſſen und wie ſie es ſehen müſſen? Ich kenne Touriſten, welche in Mailand waren, und nicht ein einziges Mal den Thurm des Marmordomes erſtiegen, welche in Genua vergaßen die Villa Pallavicini zu beſuchen; oh, mir ſind in den Salzburger Alpen, in der Schweiz und in Tyrol Reiſende begegnet, welche ſyſtematiſch alle Längenthäler durchfuhren, aber niemals einen Berggipfel erſtiegen,

auch niemals in ein Querthal hineinblickten, und das gewiß große Kunſtſtück fertig bekamen, durch die Schweiz und durch Tyrol gereiſt zu ſein, ohne einen einzigen Gletſcher oder einen einzigen Schneegipfel geſehen zu haben. Ich könnte einen ganzen Band mit Geſchichten von verſchlafenen Gletſchern und Hochſeen, von bei der Lampe betrachteten Waſſerfällen, von wegen eines Mittagseſſens verſäumter Ausſichtspunkte und von den Kehrſeiten von Kirchen, Paläſten und Bildern füllen, wo die Touriſten, dieſe komiſchen Leute, welche nur reiſen, um da oder dort geweſen zu ſein, nur nöthig gehabt hätten, die Köpfe ſtatt nach der rechten Seite nach links zu wenden, um die Vorderſeiten betrachten zu können.

Der ſchönſte aller italieniſchen Seen, der Comer See, hat alljährlich daſſelbe Schickſal. Die meiſten Reiſenden beſteigen in Como das Dampfſchiff, ſetzen ſich auf dem Verdeck auf einem Feldſtuhl zurecht, nehmen einen Operngucker zur Unterſtützung ihrer Augen und ein Reiſehandbuch, um in demſelben die Namen der Landhäuſer und Dörfer, welche im Vorüberfahren, wie auf einem über eine Schaubühne vorübergezogenen Panorama, an den Ufern auf einen Moment erſcheinen, zu leſen, in die Hand, und nun fahren ſie in einer Tour von Como nach Colico, und ſagen dann, wenn ſie zu Hauſe ankommen: „Wir begreifen gar nicht, was man für ein Weſens von dieſem Comer-See macht; er ſieht gerade ſo aus wie die meiſten anderen Seen.“ Sie haben nicht unrecht; denn ſie bringen von dieſen wunderbar ſchönen Ufern einen Eindruck mit zu Hauſe, der dem jenes Profeſſors, der in einem einzigen Tage alle Schönheiten und Kunſtſchätze Venedigs ſah, ganz ähnlich iſt.

Der Comer See beanſprucht den Namen eines claſſiſchen Sees nicht allein auf Grund der wunderbaren

Schönheit ſeiner Ufer und der ſmaragdgrünen Farbe ſeines Waſſers, ſondern auch weil bereits römiſche Schriftſteller ſeiner Erwähnung thun. Plinius, der bekanntlich an ſeinen Ufern, in Como, geboren wurde, erzählt von der bis heute noch nicht aufgeklärten Erſcheinung der Ebbe und Fluth in der Quelle, welche in dem Hofe der Villa Pliniana ſprudelt, und an einer andern Stelle liefert er eine Beſchreibung des Sees, von dem er irrthümlich annimmt, daß es der größte italieniſche See iſt. Indeß — wer ſich dafür intereſſirt, was der weiland Gutsbeſitzer und Naturforſcher Plinius über den Comer See geſagt, möge dies in ihren Werken oder im Hofe der Villa Pliniana ſelbſt nachleſen, wo dieſelben als Wandinſchriften angebracht ſind —; ich habe hier nur von den jetzigen Schönheiten des Comer Sees zu ſprechen, der heute wohl ganz anders ausſieht, wie damals. Er hat eine Länge von zwölf Stunden, ſeine größte Breite beträgt eine Stunde. Sein ſüdliches Ende theilt ſich in zwei Arme, in den See von Lecco und in den See von Como, während die Adda ihn in ſeiner ganzen Länge durchſtrömt und bei Lecco wieder ausfließt. Der ſchönſte Punkt des Sees — und wohl aller italieniſchen Seen — iſt auf dem waldigen Vorgebirge, welches die beiden Seearme von einander trennt, auf den blumen- und orangengeſchmückten Terraſſen der Villa Serbelloni, von denen man die drei ſmaragdgrünen Seearme mit ihren Rieſengürteln von Lorbeerbäumen, Rebengeländen, Citronen- und Olivenwäldern, und mit ihrem bunten Schmuck von Landhäuſern, Schlöſſern, Dörfern und Kirchthürmen mit einem einzigen Blicke umfaßt. Dieſen Blick hat man noch ausgedehnter und umfaſſender, wenn man von Cadenabbia zu der kleinen Kapelle San Martino hinanſteigt, welcher ſich auf einem Vorſprung der weſtlichen Fels-

wand ungefähr zweitausend Fuß über dem Seespiegel erhebt, und wieder anders gruppiren sich diese wunderbarschönen Landschaftsbilder für den, der sie aus den Fenstern oder von den Terrassen der Villa Carlotta betrachtet. Die Villa Carlotta steht der Villa Serbelloni gegenüber am westlichen Ufer des Sees, ein hohes vierstöckiges Haus, auf vier über einander aufsteigenden, limonien- und cypressenreichen Terrassen erbaut, und von einem schattigen, mit der ganzen üppigen Vegetation des Südens geschmückten Garten umgeben. Sie hieß bekanntlich ehemals die Villa Sommariva, von dem italienischen Speculanten und Conte Sommariva, welcher sich während der Napoleonischen Feldzüge durch Armeelieferungen und Nichtlieferungen enorme Summen erwarb, und diese enormen Summen für die Villa und die in ihrer Vorhalle aufgestellten Kunstwerke so vollständig verausgabte, daß er in sehr derangirten Verhältnissen starb, und seine Erben sich genöthigt sahen, die Villa mit ihren Statuen für eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe an die Frau Prinzessin Albrecht von Preußen zu verkaufen, welche sie ihrer Tochter, der Prinzessin Charlotte, als sich dieselbe mit dem Erbprinzen von Meiningen verheirathete, zur Mitgift gab. So hat die berühmte Villa ihren Namen und ihren Besitzer gewechselt, und ist jetzt, nach dem Tode der Prinzessin, Eigenthum des Erbprinzen von Meiningen; die Marmorstatuen, für welche der Graf Sommariva sich ruinirte, sind der Villa aber treu geblieben, und bilden in ihren Vorhallen eine Sammlung von Kunstwerken, an denen der Tourist, der hier vorüberfährt, ohne sie anzusehen, eine Todsünde begeht, welche nicht einmal ein Franziskaner vergeben kann. Was soll ich hier noch über das große Meisterwerk Thorwaldsens über seinen „Alexanderzug" sagen, der den Fries der

Halle schmückt, was nicht schon gesagt wäre! Kunstblätter aller Art haben seine Gestalten auch demjenigen vor das Auge geführt, der nicht so glücklich war, sie hier in Marmor zu sehen. Thorwaldsen begann den „Alexanderzug" im Auftrage des Kaisers Napoleon, der ihm eine Anzahlung von zweimalhunderttausend Franken machte, und vollendete ihn nach dem Sturze des Kaisers für den Conte Sommariva, der damit den Fries der Vorhalle in seiner Villa schmückte, und ihm noch die Summe von siebenmalhunderttausend Franken nachzahlte. Die Helden und Rosse des „Alexanderzuges" schauen aus ihrem Fries auf Marmorstatuen herab, welche unstreitig zu den schönsten Bildwerken gehören, welche die Bildhauerkunst Italiens jemals hervorgebracht hat, wenn sie nicht alle andern übertreffen. Die Stellung der Figuren und der Ausdruck in den Köpfen ist in der Gruppe, Amor und Psyche darstellend, wunderbar schön. Canova hat diesen Figuren von weißem todten Marmor seelisches Leben, die Gluth der Leidenschaft und flammende Liebe eingehaucht. Neben ihnen steht ein Meisterwerk Arquisti's, Mars, das Schwert in der Hand, zum Kampf gerüstet, und von Venus zurückgehalten. Zürnender, kraftvoller und muthiger ist der Kriegsgott in Marmor niemals dargestellt worden; mit diesem zürnenden Haupte, auf dessen Stirn alle Hoheit und aller Adel thront, den der Meißel des Bildhauers jemals auf einem menschlichen Antlitz hervorgezaubert hat, mit diesen kraftvollen Gliedern contrastirt in der wunderbarsten Weise die anschmiegende Weichheit in den zarteren Formen und der himmlischschöne, bittende Ausdruck in den Gesichtszügen der Gemahlin des Kriegsgottes, welche seinen Arm zurückhält. Die Weichheit und die Kraft, der Zorn und die Bitte, der Kampfesmuth und die Besorgniß der Liebe haben

niemals einen so vollendeten Ausdruck gefunden, als in diesen beiden Marmorstatuen. Es ist nur zu bedauern, daß einige schwarze Flecke, welche hie und da bei der Bearbeitung des Marmorblocks, aus dem die Statuen entstanden sind, störend hervortreten. Dies ist durchaus nicht der Fall bei Canovas büßender Magdalena, unbedingt der schönsten Statue in dieser Halle. Sie ruht auf den Knieen und ist mit einem Gewande nur insoweit bekleidet, daß ihre göttlich schönen Glieder nur in größerer Vollendung hervortreten. In dem Schmerzensausdruck dieses edlen Kopfes und in den wunderbar schönen Formen dieser wehmüthig gebeugten Gestalt hat Canova den größten Triumph der Bildhauerkunst gefeiert, den dieselbe jemals erreicht hat, und auch wohl jemals erreichen wird.

Doch ich verweile zu lange in dieser Halle, welche wohl einzig in ihrer Art in der Welt dasteht, ich soll ja auch von den landschaftlichen Schönheiten des schönsten Sees Italiens, von seinen Lorbeer- und Citronenwäldern, von seiner glänzenden Staffage von Landhäusern, Blumenterrassen und Orangengärten und von seinem smaragdgrün funkelnden Seespiegel erzählen! Die Uferberge des Comer Sees steigen bis zu der Höhe von siebentausend Fuß über die Meeresfläche empor, und sind oft zur Hälfte, oft bis zum Gipfel mit Wäldern von Feigenbäumen, Kastanien-, Lorbeer- und Olivenbäumen, mit Rebengeländen und Obstbäumen umgürtet, die östlichen Ufer sind indeß durchgehends reicher, vegetativer und belebter, als die westlichen. Bei Bellagio — am Fuß des Vorgebirges, welches die beiden oben erwähnten Seearme von einander trennt — ist die Blüthe des Sees vorüber, während die Ufer von hier bis nach Colico kahler werden, und in ihrer Schönheit immer mehr abnehmen. Am

reichsten gruppirt sich die Staffage des Sees an seinem östlichen Ufer bis nach Torno, wo tropische Gärten, zierliche Schweizerhäuser, geschmackvolle Villen, prächtige Schlösser mit marmornen, bis an den grünen Wasserspiegel hinabreichende Freitreppen, Rebengelände, Citronenwäldchen, Cypressen- und Lorbeerhaine während einer Fahrt von mehreren Stunden ununterbrochen mit einander abwechseln. An dieser östlichen Uferstrecke concentriren sich die landschaftlichen Schönheiten des Sees, welche man nur dann genießt, wenn man sie in ihren Specialitäten sieht. Jede Villa bildet mit ihrer landschaftlichen Umgebung ein neues, reizend schönes Bild des Südens in seiner reichen üppigen Vegetation und in seiner Blätter- und Blüthenpracht. Wer auf dem Dampfschiff über die Mitte des Sees hinfährt, hat gar keine Ahndung von dem was er erblickt, wenn er sich in der Barke an dem Ufer entlang rudern läßt. Möge deshalb der Leser mit mir an einem sonnenhellen Morgen — denn ein heitrer Tag und Sonnenlicht sind nothwendig, um den Comer See im ganzen Glanze seiner Schönheit zu sehen — im Hafen von Como in eine Barke steigen, und ich werde ihm dann während der Fahrt zugleich alles das, „was sich der Comer See erzählt", Theaterklatsch, Liebesgeschichten und romantische Abenteuer als guter Cicerone berichten. Gondoliere, welche an der Zwanzigermanie in ihren verschiedenen Stadien, wie überall in Italien, leiden, stehen und liegen an der Hafenmauer, wie am Molo von Venedig, genug umher, und sind hier wie dort eben so freundlich, gefügig und gefällig, wenn sie die Krisis der Krankheit, nur erst einmal überstanden haben, wofür das „non volete?" mit einem, großen kräftigen Fragezeichen versehen, immer das beste und schnellwirkenste Heilmittel ist. Wenn man von dieser Hafenmauer

aus auf den See blickt, ist die Aussicht durch den vorspringenden östlichen Bergrücken sehr beschränkt und unbedeutend, und man hat keine Ahnung davon, welch prächtige Scenerie, welch wundervolle Landschaftsbilder hinter diesem Bergrücken verborgen sind. Einige hundert Ruderschläge genügen, und wir sind an der Spitze dieses neidischen Vorgebirges angelangt, der Felsenvorhang rollt auf — und die Landschaftsbilder erscheinen auf einer der schönsten Scenen der Natur, welche Italien aufzuweisen hat.

Es war an einem der ersten Novembertage des vorigen Jahres. Ich hatte mich mit meinem Reisegefährten, dem Grafen T., mehre Tage in Como aufgehalten, um Ausflüge in die Brianza zu machen, und Madonna del Monte, einen der schönsten Aussichtspunkte in Oberitalien, zu ersteigen. Abends langweilten wir uns eine halbe Stunde im Kaffeehaus, oder schlenderten in den engen Straßen der Stadt umher, sahen an den hohen verschlossenen Häusern hinauf, deren Bewohner noch sämmtlich in der Brianza auf ihren Landhäusern waren, oder plauderten mit unsern hübschen Wirthstöchtern, denen ich sofort, wie ich das Haus betrat, versicherte, daß ich ein Freund Italiens sei, und sie bat, mich um des blauen italienischen Himmels und ihrer schönen Augen willen nicht für einen Tedesco zu halten. Mein Reisegefährte bedurfte dieser Versicherung nicht; er war freilich aus Trient gebürtig, aber sein südländisches Gesicht und sein ganz italienischer Accent, auch wenn er mit mir französisch sprach — denn deutsch sprachen wir grundsätzlich in Gegenwart von Italienern nie — waren für uns Beide überall der beste Empfehlungsbrief. Mit dem Dampfschiff hatten wir bereits mehrere Touren auf dem Comer See gemacht, waren in Tremezzo, im Garten der Lom-

bardei, in Bellaggio und in Cadenabbia gelandet, um die Kunstschätze der Villa Sommariva zu sehen, deren ich oben erwähnte, aber immer waren wir noch nicht dazu gekommen, in der Gondel die Seeufer von Como bis Torno zu umfahren. Als ich nun meinem Freunde, der bereits im Bette lag, und vor dem Einschlafen die letzte Cigarre rauchte, aus der Augsburger Allgemeinen vorlas, daß der Winter bereits in Deutschland seinen Einzug gehalten habe, daß die Erde beginne sich in eine Eiskruste zu verwandeln, und daß der Himmel bereits den bleigrauen Schneerock anziehe, rief er mir ganz verdrießlich zu: „Morgen fahren wir in der Gondel auf dem See, der Winter ist hier freilich noch im weiten Felde; aber wir werden in den nächsten Tagen einen Sturm bekommen, der acht Tage sämmtliche Gondeln in den Blokadezustand versetzt; dann ist's aus. Sie kennen die Stelle aus Schiller's Wilhelm Tell: „Da brach der Föhn los aus des Gotthards Schlünden." Wir könnten hier Gelegenheit haben, die Wahrheit dieser Schilderung zu hören und zu sehen. Den Gotthardt haben wir nahe genug, und die Zeit für die Stürme ist auch da."

„Ich wünsche keine neue Auflage dieses Schauspiels, Signor Conte", erwiderte ich lachend, „ich habe es einmal zur Genüge auf dem Vierwaldstädter See, also auf der eigentlichen Schaubühne des Schiller'schen Schauspiels selbst, genossen, und bin froh, daß ich mit heiler Haut davon gekommen bin." Am andern Morgen um acht Uhr standen wir am Hafen, umdrängt von einer Schaar beutelustiger Gondoliers, welche sämmtlich an der Zwanzigermanie litten und in ihren Anerbietungen und Gesticulationen zeigten, daß sie in diesem Augenblick alle Stadien dieser Krankheit italienischer Gondoliere durchliefen. Die Worte: „gondola, Signor Excellenza,"

und die Namen ſämmtlicher Villen am ganzen Comer-See mit dem Namen aller ihrer berühmten und erlauchten Bewohner kreuzten ſich mit den erfinderiſchſten Ideen, wie wir mit dem größten Hautgout uns dieſe Fahrt einrichten könnten, und die Zwanziger ſtiegen mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit die ſilberne Staffelleiter zu der Höhe eines Napoleond'or hinauf und hinunter. Wir lachten ſämmtliche Concurrenten aus, und der Graf ſetzte ihnen im beſten comaskiſchen Dialect auseinander, daß ſie alle Narren ſeien, und doch wohl ſehen könnten, daß ſie weder Tedeschi, noch Ingleſi vor ſich hätten; da wurden ſie auf einmal gefügig und vernünftig, das Geſchrei und Geſchwätz verſtummte, die Preiſe ſanken plötzlich bis zur Hälfte, und alle entfernte Punkte des Sees, welche Niemand von Como aus mit der Gondel befährt, waren mit einem Strich aus den Unterhandlungen ausgeſtrichen. Ein wettergebräunter Gondolier, ein Mann in den vierziger Jahren, in Leinwandhoſen und ſonſt nur mit einem leinenen Hemde bekleidet, eine rothe Schärpe maleriſch um den Leib geknüpft, einen breiträndrigen Strohhut auf dem ächt lombardiſchen Kopfe, bot uns nun zu einem civilen und mäßigen Preiſe ſeine Gondel an, und als wir ohne allen weiteren Handel einig waren und ihn aufgefordert hatten, noch einen Kameraden zu engagiren, um ſchneller fahren zu können, war nur noch die in Italien unvermeidliche Nachforderung des Trinkgeldes zu arrangiren. Auch ſie fand ihre ſchleunige und baldige Erledigung, zwanzig Hände ſchoben eine bunt angeſtrichene Gondel mit einem Zeltdach vom Uferſande ins Waſſer, und ſtreckten ſich ſämmtlich aus, um für dieſen Dienſt einige Centimesſtücke zu erhalten, die Sitzkiſſen wurden auf den Bänken auf die richtige Seite gelegt, und mit langſamen Ruderſchlägen bewegte ſich

unſere Gondel vorwärts, an dem kleinen Leuchtthurm am Eingange des Hafens vorüber, der Spitze jenes Vorgebirges zu, welches, wie ich ſchon erwähnte, dem, der vor den Caffeehäuſern am Hafen Sorbetto ißt und Caffee trinkt, neidiſch die ganze Ausſicht auf den See verbirgt. Endlich waren wir an der Spitze des Vorgebirges angelangt, die Stadt Como gruppirte ſich um ihren alten Dom, eine der ſchönſten Kirchen Oberitaliens, terraſſenförmig im Hintergrunde, brauſend, einen Strom von Dampf und Feuergarben aus dem Schornſtein blaſend, fuhr ein Dampfſchiff an uns vorüber, und auf der Höhe des Vorgebirges erſchien ein ganz neugeborenes Landhaus, in ſeiner geſchmackloſen Structur jedenfalls kein würdiger Prolog zu der nun ſich zeigenden, prächtigen Scenerie. Das erſte Seebecken mit ſeiner wundervollen Umrahmung von Kaſtaniengürteln, von Rebengeländen, von Orangengärten und Lorbeerwäldern, aus denen ſich dunkle Cypreſſenhäupter erhoben, lag vor uns, die Sonne warf funkelnde Streiflichter über den ſmaragdgrünen Seeſpiegel und auf die Frontiſpitze und ſchlanken, weißen Marmorſäulen, welche überall aus dem grünen Blätterſchmuck herausblickten, und der kühle Oſtwind, der von Torno her über den See wehte, trug auf ſeinen Schwingen den Duft von Oleanderknospen und Violen. Links am weſtlichen Seeufer öffnete ſich der Blick in ein grünes Thal, aus dem brauſend ein weißer Bergſtrom in den grünen See ſtürzte, weiße Häuſergruppen lagerten auf den friſchen Matten, und ein blauer, ſchneegefleckter Höhenzug decorirte den Hintergrund. Eine weiße, lange Säulenhalle mit corinthiſchen Kapitälern erhob ſich links von dem Hochthal auf einem Marmorperron, von dem eine breite Freitreppe zu dem Seeſpiegel führte, und bildete den Eingang zu einer großen, geſchmackvollen Villa. Die Gondoliere rich-

teten den Cours der Gondel nach Weſten, wir durchſchnitten den See und fuhren an der Marmortreppe vorüber. „Wem gehört das große Landhaus, Beppo?“ fragte der Graf den Gondolier, der das Ruder ruhen ließ, und träumeriſch über den See blickte.

„Das Landhaus mit der ſchönen Säulenhalle, Signor? Das iſt die Villa Raimondi. Sie hieß ehemals Odescalchi, iſt die größte Villa am See und gehört dem Marcheſe Raimondi.“

„Iſt das derſelbe Marcheſe Raimondi, der das Verhältniß mit der Sängerin Ronconi hat?“

„Derſelbe Signor.“

„Der Patriot, der ſich im Jahre 1848 an dem lombardiſchen Aufſtand betheiligte und dann exilirt wurde?“

„Derſelbe, Signor. Oh, der Marcheſe iſt ein tapferer und hochherziger Mann. Seine Güter wurden confiscirt, und in die ſchöne Villa Soldaten hineingelegt, welche ſie ſehr ruinirt haben. Die Wiederherſtellung hat dem Marcheſe über hunderttauſend Zwanziger gekoſtet.“

Langſam glitt die Gondel an den Marmorſtufen und vor dem Hochthal vorüber. „Und das Thal, Beppo?“ fragte der Graf.

„Das iſt das Muggiothal, aus dem man in die Schweiz in den Canton Teſſin kommt. Die blauen Berge da ſind Schweizerberge. Das Dorf heißt Cernobbia, und der Bach iſt die Breggia.“

An der andern Seite des Thals erhob ſich, auch hart am Seeufer, ein großes Landhaus, von etwas kahler und einförmiger Structur. Es ſchien unbewohnt. „Das iſt wohl die Villa d'Eſte?“ fragte ich.

„Das iſt die Villa d'Eſte, Signor, wo die Königin Caroline von England wohnte.“

„Die Königin war die Nichte Friedrichs des Großen,

eine geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Schwester des Herzogs Karl von Braunschweig, des preußischen Generals, dem eine Kugel bei Auerstädt beide Augen wegnahm" sagte ich zu meinem Reisegefährten, der mich fragend ansah. „Ihre Tochter Charlotte war die erste Gemahlin des jetzigen Königs von Belgien. Sie starb vor Schmerz über diese unerhörte Schmach, die ihr Proceß, der vor dem englischen Parlament und vor ganz Europa in so unerquicklicher Weise mehrmals verhandelt wurde, verursachte. Blamirt haben sich damit nur ihre Ankläger, nicht die Königin, der nicht das Mindeste nachgewiesen werden konnte. Hier in der Villa d'Este verlebte die unglückliche Frau ihre ungetrübtesten und heitersten Jahre."

Ein häßliches Gebäude von rothen Steinen, drei Stock hoch, das aussah wie eine Kaserne, stand gleich hinter der Villa. Glücklicherweise hatte dasselbe uns nur seine eine Seite zugekehrt, die Fronte blickte auf die grüne Thalwand. Es war ein Hotel, welches die Speculation auf Touristenverkehr hier errichtet hat. Der Baumeister scheint nur an möglichst industrielle Benutzung des Raumes, nicht an die Ohrfeige gedacht zu haben, welche er durch dasselbe der Schönheit der das Haus umgebenden Natur gegeben hat. Unsere Gondel legte nun an einer schönen Freitreppe an, sie führte zu einem großen einfachen Gebäude, zu der Villa Pizzo. Beppo pfiff auf seinem Daumen, und es erschien sofort ein Gärtnerbursche, als wenn er auf den Ruf gewartet hätte, bot uns den Arm beim Aussteigen aus der schwankenden Gondel, und begleitete uns eine halbe Stunde auf einem Spaziergange, der zu den schönsten am Comer-See gehört. Der Garten der Villa ist terrassenförmig an der Thalwand bis zu ihrer Höhe aufgebaut. Eine Terrasse erhebt sich über

der andern, und die ganze reiche Vegetation des Südens an Blumen und Bäumen iſt auf den einzelnen Terraſſen ausgebreitet. Wir gingen durch Reihen von Cypreſſen und Lorbeerbäumen, von Orangen und Citronen, und ſtiegen im Schatten von Magnolien und Cedern die zehn Terraſſen hinauf. Von jeder Terraſſe erſchien der Vordergrund von Blumen und Bäumen anders gruppirt, ſeine Staffage wechſelte, wie die bunten Bilder in einem Kaleidoscop bei jedem Aufſtiege, und der ſonnenfunkelnde Seeſpiegel ſank immer tiefer, während die jenſeitigen Thalwände, vom Fuß bis zum Gipfel in grünem Blätterſchmuck gehüllt, immer höher hinaufſtiegen. Eine Reihe hoher dunkler Cypreſſen krönte die oberſte Terraſſe, ſie bildeten ebenſoviel natürliche Rahmen für eine Reihenfolge von Landſchaftsbildern, welche unbedingt zu den ſchönſten Italiens gehören, Como, die Villa Trubetzkoy, die Villa Taglioni, die Landhäuſer der Paſta, das reizende Blevio, die Villa Tanzi, jedes Landhaus wieder mit einer verſchiedenen Staffage von Parkanlagen, Springbrunnen und Baumgruppen, gerade unter uns die zehn Terraſſen der Villa mit ihren reichen, bunten Farbentönen, jetzt vor einander gruppirt, und dazwiſchen der tiefgrüne See, deſſen Farbentöne an Intenſität und Glanz das Grün ſeiner ganzen, ihn umgebenden Natur weit hinter ſich ließ. Doch es iſt Zeit, wieder hinabzuſteigen, und weiter zu fahren. Ich darf meine Leſer nicht ſo lange warten laſſen, wie damals die beiden Gondoliere. Der Gärtnerburſche erhielt ſeine unvermeidlichen zwei Zwanziger, und die Gondel durchſchnitt den See in ſeiner Breite, und fuhr nun an ſeinem andern Ufer entlang. Zwei Landhäuſer, in einem hübſchen ſchweizeriſchen Geſchmack mit Gallerien, Balcons und vorſpringenden Schieferdächern, das eine noch ganz neu aufgeführt, ſtanden

auf zwei Felsenvorsprüngen, durch eine Gallerie mit einander verbunden.

„Das ist die Villa des Fürsten Troubetzkoy," sagte der Gondolier, als unsere Gondel langsam am Fuß der Felsenvorsprünge vorüberfuhr. „Die zweite Villa ist noch im Bau."

Der grüne Rasen eines Parks, auf dem zwischen Marmorstatuen funkelnde Wasserstrahlen in die Höhe stiegen und plätschernd niederrauschten, stieg hügelförmig zu dem Seespiegel hinab, und riesenhafte Cactuspflanzen rahmten den Uferstreif ein. Zwei einfach schöne Landhäuser in italienischem Styl blickten durch die Lorbeerbäume und Pinien, und in der Höhe erhoben sich zwei zierliche neue Schweizerhäuser aus den Wipfeln der Kastanien- und Feigenbäume, welche die Uferberge bis zu ihrem Gipfel wie ein einziger grüner Blätterschmuck bedeckten. Ganz oben erschienen die weißen Häusergruppen von Blevio zwischen Rebengeländen und Kastanienwipfeln, etwas tiefer verbarg sich das bunte Dach einer Kapelle neben einem kleinen weißen Landhause in seiner grünen Waldeinsamkeit.

„Nun, Beppo, wohlunterrichteter Cicerone, wer wohnt hier?"

Die Gondoliere legten die Ruder nieder. Der Wind wehte Düfte von Wohlgerüchen über das Wasser, und Beppo war gerade im Begriff gewesen, eine schreckliche schwarze Cigarre anzuzünden und ihren mephitischen Dunst in diese Ambra-Atmosphäre hineinzublasen. Ich versprach ihm außer dem Trinkgeld noch ein Dutzend dieser entsetzlichen Stinkadores in Torno zu schenken, wenn er diese Sünde gegen die paradiesische Atmosphäre unterließe. Gehorsam stand er von seinem Versuche ab, lachte und sagte:

„Da unten die Villa bewohnt Madame Taglioni und ihre Tochter, die Gemahlin des Fürſten Troubetzkoi. Die beiden Schweizerhäuſer ſind erſt im vergangenen Sommer gebaut. Das Dorf dort oben iſt Blevio.“

„Und das kleine einſame Haus neben der Kapelle?“

„Kennen Sie die Geſchichte der Gräfin von Bocarmé?“

„Ja wohl. Sie war in Brüſſel mit ihrem Manne angeklagt, einen nahen Verwandten, um ſich ſeines Vermögens zu bemächtigen, mit Nicotin vergiftet zu haben. Der Graf wurde zum Tode verurtheilt und vermittelſt der Guillotine hingerichtet, die Gräfin wurde freigeſprochen. Was ſoll dieſe ſchreckliche und blutige Mordgeſchichte in dieſer zauberiſch ſchönen Natur und in dieſem paradieſiſchen Duft?“

„Nun, dort oben wohnt die Gräfin mit ihrer Mutter. Sie hat ſich das kleine Landhaus und die Kapelle gebaut. Sie wohnt ſchon ſechs Jahre dort, aber ich ſah ſie nie. Sie kommt nie nach Como, auch habe ich in Blevio nie gehört, daß ſie Jemand geſehen hat. Sie betet täglich viel und lange in der Kapelle, ſagt man.“

Beppo hatte kaum ausgeſprochen, da läutete es auf dem Thurme der Kirche in Blevio. Mit dem vollen, ſonoren Klang der Glocke miſchte ſich dann ein feiner, etwas ſchrillend klingender Ton, welcher einige Momente länger andauerte. Das Echo dieſer letzten Klänge hatte eine traurige, wehmüthige Klangfärbung. Die kleine Glocke wurde auf der Kapelle der Gräfin Bocarmé geläutet. „Betet ſie für den hingerichteten Gemahl oder für die eigene Seele?“ fragte der Gondolier, der ſeinen breiträndrigen Hut, ſo lange er das Läuten der Glocken hörte, vom Kopfe genommen hatte.

„Beppo, wir wiſſen es nicht,“ erwiederte der Graf, „aus den gerichtlichen Verhandlungen des Prozeſſes Bo-

carmé war nichts darüber zu ersehen. Jedenfalls wurde die Gräfin von dem Verbrechen des Mordes freigesprochen. In der ganzen Welt kann die Frage nur die Gräfin selbst oder ihr Beichtvater beantworten."

Einige Ruderschläge führten die leichte Gondel um den Vorsprung eines mit Wasserpflanzen, Lianen und Moos ganz bewachsenen Felsens. Auf seinem Gipfel stand ein stattliches, noch ganz neugebautes Landhaus. Die Wände schienen erst im vergangenen Sommer frisch gestrichen zu sein; dennoch schien das Haus unbewohnt, die grünen Jalousien waren sämmtlich dicht verschlossen. Der Gondolier zeigte hinauf. „Die Villa ist zu verkaufen," sagte er, „wenn Sie wollen, können Sie sie billig haben."

„Wem gehört denn das Landhaus, Beppo, es scheint mir Niemand dort oben zu wohnen?"

„Es wohnt jetzt Niemand dort. Der Besitzer ist ein reicher russischer Graf, der Graf Schuwaloff, schon ein alter Herr. Vor einigen Monaten ist er Mönch geworden und in ein Barfüßerkloster gegangen, man erzählt hier, nach Frankreich."

Es schien mir unbegreiflich, diese paradiesisch schöne Natur zu verlassen und sich in der engen und armseligen Zelle eines Bettelklosters zu begraben. Die näheren Gründe eines so exorbitanten Benehmens wußte der Gondolier nicht. Man braucht indeß nur einige Zeit in Tyrol gelebt, und sich um dortige Pfaffenintriguen etwas bekümmert zu haben, und man erhält Aufschluß über weit unglaublichere Dinge. Man hat keinen Begriff davon, welchen Einfluß dort die Geistlichkeit ausübt. Ich könnte Dinge erzählen, worüber Einem die Haare zu Berge steigen würden. „Niemals darf ein Priester mein Haus

betreten," ſagte mir der Graf **, der den erſten tyroliſchen Adelsfamilien angehört, „denn, ſowie er meine Schwelle überſchreitet, iſt Intrigue und Unglück in der Familie unvermeidlich."

„Weiter, Beppo, weiter," rief der Graf, „ich mag heute in dieſem Paradieſe nicht an das Elend erinnert werden, was dieſe Menſchen über mein ſchönes Vaterland gebracht haben, aber wir werden ſie los, die nächſte italieniſche Revolution giebt der römiſchen Hierarchie einen Stoß, den ſie nie wieder verwindet."

Schnell flog die Gondel vorüber. Die Sonnenſtrahlen funkelten in dem langen Schaumſtreifen, den ſie in dem grünen See zog. Der Schaumſtreifen ſah aus wie ein diamantenes Band auf ſmaragdenem Grunde. Limonien- und Orangendüfte wehten uns entgegen. Ein neues Paradies von Terraſſen, Raſenflächen und Marmorhäuſern rollte ſich am Ufer auf. Eine Villa in einem reichen, engliſchen Geſchmack gebaut, erſchien in einem kleinen, ſchattigen Park. Es war ein getreues Bild jener mit ſoviel Geſchmack und Comfort ausgeſtatteten Landhäuſer, wie man ſie im Weſten Englands findet. „Die Villa Compton," ſagte der Gondolier, „ſie gehört einer engliſchen Familie." Vier, ſämmtlich in italieniſchem Geſchmack gebaute Landhäuſer ſtanden nun in einiger Entfernung von einander, nahe am Ufer. Terraſſen, deren einzelne Stufen dicht mit Citronen und Orangenbäumen beſetzt, und deren vordere Wände mit Reben und großen Cactuspflanzen bekleidet waren, Blumenbeete, welche in allen Farben des italieniſchen Sommers ſchimmerten und Raſenſtreifen, welche ſo friſch ausſahen, wie das Grün in einem Hochthal, welches die ſchäumende Ache wäſſert, bildeten die andere Staffage; den Mittelgrund füllte ein Wald von Limonien und Citronen, welche

ſich terraſſenförmig aufbauten, und ein breiter und hoher Gürtel von Lorbeer- und Feigenwäldern umrahmte den Hintergrund dieſes üppigen und im ganzen Reichthum ſüdlicher Vegetation ſchimmernden Landſchaftsbildes, und ſtieg hier und da durch hellere Rebengelände unterbrochen bis zum Gipfel des Höhenzuges hinauf. Zauberiſch glänzten die Säulen, die mit Bildwerk und Reliefs geſchmückte Frontiſpize und die Freitreppen von weißem Marmor in dieſem duftigen und hellgrünen Blätterſchmucke. „Dieſes Mal brauche ich nicht zu fragen," rief der Graf, „ich weiß, wer hier wohnt. Die Landhäuſer gehören der Paſta. Da, ſehen Sie die Fronte der zweiten Villa, oben das Frontiſpize des Theaters zu Como, wo Madame Paſta ihre erſten Triumphe feierte, unten der Eingang des Scalatheaters in Mailand, wo ſie die Semiramis ſang, als ſie auf der Höhe ihres Ruhmes ſtand. Iſt's nicht ſo, Beppo, nicht wahr, hier wohnt Signora Paſta?"

„Die vier Villen gehören Madame Paſta, Signor," erwiederte der Gondolier, „zwei von ihnen bewohnt ſie ſelbſt, zwei werden vermiethet."

Wir wollen landen, um das Innere der Landhäuſer zu ſehen. Die Gondoliere riethen indeß davon ab, weil die Villen ſehr einfach eingerichtet ſeien und das Haus, welches Madame Paſta bewohne, während ihrer Anweſenheit nicht gezeigt werde. Es war mir übrigens um die Landhäuſer ſelbſt gar nicht zu thun, ich wünſchte nur Madame Paſta zu ſehen, und hoffte ihr auf einem Spaziergang durch den Garten oder auf den Terraſſen zu begegnen. Während wir die Landungsfrage noch debattirten und die Gondel langſam am Ufer hinglitt, ſagte der Gondolier plötzlich: „Da, ſehen Sie, Signor, da iſt Signora Paſta, dort auf der Terraſſe, bequemer können Sie's gar nicht

haben.“ Wir ſahen hinauf. Ungefähr zehn Schritt von uns entfernt, auf der Gallerie ihres Wohnhauſes ſtand Madame Paſta mit zwei ſchönen, jungen Mädchen, und blickte auf den See. Die Gondoliere legten die Ruder nieder und die Gondel ſtand einige Minuten ſtill; wir konnten die Damen ganz ungenirt und ungeſtört anſehen, ohne irgendwie ſelbſt auffällig zu werden. Die berühmte Sängerin der Semiramis muß doch jetzt tief in den Fünfzigern ſein; wollte man ſie indeß nach ihrem Aeußern beurtheilen, ſo ſchien ſie höchſtens die Mitte der vierzig überſchritten zu haben. Sie war ſtark, ſogar ein wenig corpulent geworden, die Farbe ihres Haares zeigte noch keine Spur von Grau, ſie trug ein dunkles, einfaches Seidenkleid ohne jeglichen Schmuck. Die beiden jungen Damen neben ihr waren reizende Bilder echtitalieniſcher Schönheit von mailändiſchem Charakter, wie ich ſie in Mailand auf dem Corſo Francesco oder auf der Promenade des öffentlichen Gartens geſehen hatte. Sie hatten die Geſichtsbildung, durch welche ſich die Mailänderinnen vor den Venetianerinnen und vor den andern Frauen Norditaliens auszeichnen, das Colorit wie bei Statuen aus dem Marmor von Schlanders, welcher ſich vor dem cararíſchen Marmor durch einen ganz matten, gelblichen Ton unterſcheiden, aber von den Roſen der Jugend überhaucht. „Die Damen ſind die Töchter von Madame Paſta“, ſagte der eine Gondolier, „die eine, dort rechts, iſt mit einem ſardiniſchen Ingenieurofficier verheirathet.“

Die Damen traten von der Gallerie in den Salon zurück, wahrſcheinlich ohne uns in unſerer Gondel bemerkt zu haben, die Gondoliere ſetzten die Ruder ein, und raſch flogen wir am Ufer vorüber. Drüben an der andern Seite des Sees erſchienen die Häuſergruppen von

Moltrasio, von Rebengeländen und Kastanienkronen eingerahmt, über dem Dörfchen erhob sich auf grünem Hügel die Villa Passalacqua, ein großes unschönes Gebäude. Es sah aus, wie eine weiß angestrichene Kaserne. Den Hintergrund bildeten die colossalen Felsmassen des Monte Bibino, welche viertausend Fuß hoch aufsteigen. Die Sonne stand jetzt hoch über dem See, in dem Reflex der senkrechter fallenden Strahlen erschien sein Spiegel noch grüner und glänzender, über dem Monte Bibino zeigten sich einige weiße Wolkenstreifen. „Sehen Sie die Sturmwolken", sagte einer der Gondoliere, „wenn Sie die Villa Tanzi noch sehen wollen, müssen wir uns beeilen, ich fürchte, wir müssen im Hafen von Torno landen, und kommen zur Villa Pliniana nicht mehr um das Vorgebirge herum." Wir hielten die Sache für nicht so gefährlich, die Wolken sahen zu unbedeutend aus, Beppo versicherte aber auf das bestimmteste, daß der Sturm in weniger als zwei Stunden kommen würde, er habe ihn schon gestern erwartet, und die Gondel durchschnitt den Seespiegel nun noch eiliger wie vorher. In zehn Minuten hielten wir an einer breiten Freitreppe von weißem Marmor deren unterste Stufe die Wellen bespülten; sie bildete den Aufgang zu der Villa Tanzi. Wir stiegen eiligst die Stufen hinauf und betraten, durch ein prächtiges Vorhaus gehend, die Terasse. Sie ist unbedingt die schönste Terrasse am Comer See. Alle Pracht und Schönheit südlicher Vegetation ist über sie ausgebreitet, und die Kunst hat Bäume, Gesträuche und Blumen in der geschmackvollsten Weise geordnet. Zwei der größten und schönsten Magnolien beschatten mit ihrem prächtigen Blätterdach nach englischer Manier ganz kurz geschnittene Rasenplätze, welche mit ihrem kräftigen frischen Grün die Blumenschätze Indiens und Chinas, Australiens und Japans einrahmten.

Riesige Schlangencactus und die schmalen streifenförmigen Blätter der australischen Cortyline und der Latania rankten sich an den breiten Stämmen der Brodbäume und Granatäpfelbäume empor, Orangenlilien, indische Nelken und Goldblumen breiteten ihre ganze Farbenpracht zwischen blühenden Camelienbäumen und Rosenbäumen, zwischen deren helle Laube dunkelrothe Blüthen und Knospen schimmerten, aus, auf dem Gipfel eines mächtigen Citronenbaumes wiegte sich ein Paradiesvogel mit seinem bunten und goldglänzenden Gefieder, und Pfauen entrollten ihre buntfarbigen Schweife in schillerndern Rädern. Aus dem Lorbeergebüsch, welches die Terrasse nach dem Bergabhange abschloß, schimmerte das smaragdene, rubinrothe und goldene Gefieder der Glanzfasane. Nach dem See zu bildete den Terrassenrand eine ganz niedrige Hecke blühender rothen Rosen, und über ihr hin tauchte der Blick in den sonnenfunkelnden, smaragdenen Wasserspiegel. An der entgegengesetzten Seite hatte die Terrasse ihren Ausgang auf einer Reihe von Grotten, deren Wände mit einem natürlichen Mantel von Alabaster und Marmor bekleidet waren. Marmorstatuen standen in den Nischen, und das Tageslicht fiel durch mattgeschliffene dünne Alabasterplatten, und röthete die weißen Marmorglieder, als wenn sie ihnen seelisches Leben einhauchen wollte. Es waren Wundergrotten aus einem Zaubermährchen, von dem paradiesischen Duft der Terrasse durchweht. Schweigend saßen wir auf dem mit Bildwerke geschmückten Piedestal einer Marmorsäule, von Camelienduft und Rosenluft angehaucht, die Marmorbilder schienen lebendig zu werden, und aus ihren Nischen zu uns herabzusteigen, wir vergaßen den See, unsere Rückreise, die Gondoliere, welche uns in ihrer Gondel an der Marmortreppe nun schon lange erwarten mußten, den herannahenden Sturm

und Beppos eindringliche Warnungen, ſchleunigſt zurückkehren. Dann hörten wir eilige Fußtritte in der andern Grotte, ſie erweckten uns aus unſerm Zaubermärchentraume, und Beppo ſtürzte herrein. „Aber Sie kommen ja nicht wieder", rief er, wie es ſchien, uns ganz erſchreckt zu, „der Sturm iſt losgebrochen, wir müſſen auf der Stelle fort, ſonſt können wir den Hafen von Torno nicht mehr erreichen." Wir ſprangen auf, und eilten hinaus auf die Terraſſe. Höchſtens eine halbe Stunde konnten wir in den Grotten zugebracht haben. Die Sonne ſchien ganz klar und hell, wie vorher, der ganze Himmel war tiefblau, ſogar die weißen Sturmwolken, welche wir über den Gipfel des Monte Bibino bemerkt hatten, waren verſchwunden, nur die Beleuchtung der Uferberge war mit einem ganz leiſen, röthlichen Duft oder vielmehr Schein untermiſcht, wie er an einem kalten, klaren Wintertage in der Atmoſphäre zu ſchweben ſcheint. Der ſmaragdgrüne Spiegel des Sees hatte ſich dagegen in eine weiße, ſpritzende Schaumfläche verwandelt, in welche die Stöße des Sturmwindes lange, mattgrüne Furchen zogen, oder ſie in kurzen heftigen Wellen oder in der Geſtalt der Waſſerhoſen aufriſſen. Haushoch brandeten die Wellen an den Uferbergen der öſtlichen Seeſeite. Und wenn die Zögerung uns das Leben gekoſtet hätte, wir mußten einen Moment ſtehen bleiben, und dies Schauſpiel von der Terraſſe betrachten.

„Mach hurtig, Jenni, zieh die Naue ein", rief der Graf aus,

„Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Föhn,
„Der Mytenſtein zieht ſeine Haube ‚an,
„Und kalt her bläſt es aus dem Wetterloch,
„Der Sturm, ich mein', wird da ſein, eh' wirs denken."
„Hol' mich der Teufel, ich ſehe zum erſtenmal einen

Sturm auf dem Hochsee. Das scheint ja prächtig zu werden!"

„Signor Conte", schrie dann der Gondolier, nachdem er meinen Reisegefährten einen Moment verwundert angeblickt hatte, „ich verstehe kein Wort von dem, was sie da sprechen, aber ich sage ihnen, wir werden das Leben verlieren, wenn wir nicht sofort abfahren." Damit ergriff er den Grafen am Arm, und zog ihn in eiligem Laufe über die Terrasse hin durch das Vorhaus nach der Freitreppe. Ich lief, so schnell ich folgen konnte, hinterher. Wir sprangen in die Gondel, und den energischen Anstrengungen der beiden Ruderer gelang es, das leichte Fahrzeug, welches wie eine Nußschaale auf und nieder schwankte, aus der Brandung hinaus einige Ellen von dem Ufer zu entfernen. Das Fahrwasser war hier ruhiger, obschon die Gondel immer noch heftig genug auf und nieder schwankte. Es war erst der Anfang des Sturmes, der indeß von Minute zu Minute augenscheinlich im Wachsen begriffen war. Wir hielten uns immer in derselben Entfernung vom Ufer, um nicht neuerdings in die Brandung hinein zu gerathen. Bis nach Torno hatten wir noch ungefähr eine halbe Stunde zu fahren.

Die Wellen gingen aber immer höher, und wir sahen bald ein, daß es vernünftiger gewesen wäre, auf der Villa Tanzi zu bleiben. Als ich Beppo fragte, was er meine, ob es ihm möglich sein würde, den Hafen von Torno zu erreichen, schwieg er und zuckte die Achseln. Dann meinte er, die Ufer würden, je näher wir nach Torno kämen, felsiger werden, und die Stärke der Brandung würde sich vermehren. Da hörten wir die Glocke des Dampfschiffes; es kam von Como über den See und fuhr nach Colico. Feuergarben und Dampfwolken brausten aus seinem Schornstein. Die Maschine schien angestrengt zu arbeiten.

Jetzt ſchlugen wir den Gondoliers vor, uns in die Mitte des Sees zu rudern, um von dem Dampfſchiff an Bord genommen zu werden. Der Rath war unbedingt der vernünftigſte, wir konnten in wenigen Minuten in der Nähe des Dampfſchiffes ſein, und es blieb immer ein Wageſtück, den Hafen von Torno erreichen zu wollen. Wir winkten mit Taſchentüchern, man ſchien uns auf dem Dampfer zu bemerken, denn derſelbe kam uns näher. Das Waſſer war augenſcheinlich in der Mitte des Sees ruhiger. Jetzt waren wir ganz nahe. Die Maſchine arbeitete immer langſamer. Als wir nur noch einige Klafter vom Schiffsbord entfernt waren, warf man uns ein Tau zu, welches am vordern Ende unſers Fahrzeuges befeſtigt wurde. Auf einen Moment ſtand das Schiff ſtill, das Tau wurde angezogen, und nun lagen wir hart an der Schiffstreppe. Mit Hülfe zweier Bootsleute, welche die Treppe zur Hälfte hinabkletterten, gelangten wir glücklich auf das Vorderdeck. Das Tau, an dem die Gondel hing, wurde an der Treppe feſtgebunden, ſo daß das Fahrzeug mit dem Dampfſchiff in demſelben Fahrwaſſer fuhr, und die Maſchine begann von Neuem zu arbeiten. Wir waren in Sicherheit. Als wir das Vorgebirge, in deſſen Winkel Torno liegt, im Rücken hatten, brach der Sturm in ſeiner ganzen Heftigkeit und mit voller Gewalt los. Sein Hauch wurde ſo ſcharf und eiſig, als wenn die Haut in einem Schnee und Hagelwetter von den ſpitzen Nadeln der aus der Luft fallenden und vom Winde gepeitſchten Eiskryſtalle berührt wird. Das Blut ſchien von dieſem Eishauch in den Adern gerinnen zu wollen, eine ſcharfe Kälte durchdrang den ganzen Körper. Wer in einem Schneeſturm auf dem Hochgebirge war, der kennt dies Gefühl; man glaubt die Kälte nicht mehr in den Extremitäten des Körpers, ſondern im Innern aller Knochen

zu empfinden. Der ganze Himmel war azurblau, und von ungetrübtester Reinheit, wie an einem kalten Wintertage. Die Maschine arbeitete nun mit ganzer Kraft, und war doch nur im Stande, das Schiff langsam vorwärts zu schleppen, zwei Steuerleute standen am Steuerrad. Rechts erschienen die weißen Häuser von Laglio mit der Villa Gazzi, Torrigio und Brienna, links die Dörfer Quarsano und Corano, von einem Kranze von Lorbeer-, Feigen- und Olivenbäumen eingerahmt, dann zeigte sich Nesso am Fuße des Piano del Tirano, der sich 3566 Fuß über der Meeresfläche erhebt, und Nesso sotto in seiner engen Felsschlucht mit dem hoch herabstürzenden prächtigen Wasserfall, und am westlichen Ufer Argegno an der Mündung des Intelvi Thales. Der Sturm raste förmlich an den Felsenvorsprüngen des steil aufsteigenden Piano del Tivano, als wenn er sich gefangen fühle, und an den Mauern seines Gefängnisses rüttele. Die einzelnen Stöße des Sturmwindes, welche dann wieder ricochettirten, waren von einem eigenthümlichen Zischen, Klatschen und Schlagen begleitet, man hört dies sonderbare Geräusch des Sturmes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Großartigkeit nur im Hochgebirge.

„Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
„Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt."

Endlich kamen wir an der kleinen Insel San Giovanni, welche wegen der verfolgten Christen, die sich im fünften Jahrhundert hieher flüchteten, auch Christopholi genannt wird, vorüber, und steuerten auf das Vorgebirge Laredo, welches weit in den See hineinragt, los. Auch hier tobte der Sturm an den hervorspringenden Felsklippen wie rasend, und schleuderte die brandenden Wellen haushoch an den Felsen in die Höhe. Der Ort Campo, der in der Bucht liegt, ist Stationsplatz für die Dampf-

ſchiffe. Der Capitain ſuchte zu landen; aber es war unmöglich. Die Maſchine beſaß nicht die Kraft, gegen die Brandung und gegen den Rückſchlag des Windes anzuarbeiten. Viermal ſuchte das Dampfſchiff in einem weiten Bogen an das Ufer und zur Landungsbrücke zu gelangen, viermal wurde es in den See zurückgeſchleudert. Eine große Barke wurde drüben in der Bucht ins Waſſer gelaſſen, um mit derſelben ans Schiff zu fahren. Sie befand ſich kaum in der Brandung, als ſie umſchlug. Mit Mühe wurden die Ruderleute mittelſt ihnen zugeworfener Taue wieder ans Land gezogen. Da beſchloß der Capitän ohne zu landen weiter zu fahren, und in einem weiten Kreiſe bog das Schiff nun um das Vorgebirge herum, um nicht an die Felſen geſchleudert zu werden.

Nun kam die gefährlichſte Strecke des ganzen Sees. Das weſtliche Seeufer bildet die Tremezzina, ihrer üppigen Vegetation halber der Garten der Lombardei genannt; das öſtliche Ufer iſt ein langgeſtrecktes, an ſeiner Spitze in einem bewaldeten Hügel aufſteigendes Vorgebirge, welches beide Arme des Sees theilt, ſo daß der See hier in ſeiner Verlängerung drei Arme bildet. Auf der Spitze des waldigen Vorgebirges erheben ſich die terraſſenförmig aufgebauten Gärten der Villa Serbelloni. Der See iſt hier ſehr breit, ſeine Waſſermaſſe bedeutend, und die Strömung heftig und ſtark. Ein Sturm muß ſich an dieſer Stelle in ſeiner ſtärkſten Gewalt zeigen, da die ſchützenden Uferberge weit auseinander gerückt ſind. Der Capitän hatte uns ſchon beim Einſteigen in Torno geſagt, daß wenn der Sturm zunehme, es nicht möglich ſein werde, über die Spitze des Vorgebirges hinauszufahren. Als wir uns nun dem kleinen Orte Tremezzo gegenüber befanden, ſtieg der Capitän in die erſte Cajüte

hinab und erklärte den Paſſagieren, er wage es nicht, die Reiſe nach Colico fortzuſetzen, er ſei für das Schiff und für das Leben der Paſſagiere verantwortlich, und beides jenſeits des Vorgebirges auf der Mitte des Sees im höchſten Grade gefährdet, und der Steuermann erhielt den Befehl, gegen das weſtliche Ufer zu ſteuern. Die Landung war jedoch vollſtändig unmöglich. Die Maſchine war nicht im Stande, das Schiff durch die Brandung zu führen und an die Landungsbrücke zu legen. Sie keuchte und arbeitete während einer halben Stunde vergebens. Die Planken des Schiffes bebten, das ganze Schiff erzitterte, aber immer wurde es wieder zurückgeworfen. Der Capitän beſchloß deshalb die Anker zu werfen und die Ausſchiffung mittelſt Boote zu bewerkſtelligen. Zwei der größten Barken, jede mit zwölf Ruderern bemannt, wurden drüben am Ufer ins Waſſer gelaſſen und ſuchten an das Schiff zu kommen. Trotz ihrer Größe ſchwankten ſie wie Nußſchalen hin und her, wie auf Meereswogen, bald auf der Höhe der Wellen ſchwebend, bald in der Tiefe der grünen Waſſerwieſe wieder verſchwindend. Nach unſäglichen Anſtrengungen gelangten die Ruderer endlich in die Nähe des Dampfſchiffes; die Ausſchiffung der Reiſenden blieb indeß immer noch ein ſchwer zu löſendes Problem, denn, da das Schiff ſelbſt an ſeiner Ankerkette hin und her ſchwankte, ſo war es den Barken unmöglich, wenn ſie nicht in Gefahr kommen wollten, unter das Schiff zu gerathen, hart an der Schiffstreppe anzulegen und eine Verbindung mit demſelben zu bewerkſtelligen. Mit Hülfe zugeworfener Taue und der Ruder hielten ſie ſich nun in der Entfernung einiger Fuß von dem Dampfſchiff, deſſen Treppe ſie nur in dem Moment berührten, wo ſie von den Wellen dagegen geworfen wurden, und das hin und her ſchwankende

Dampfschiff die entgegengesetzte Bewegung machte. Auf der Schiffstreppe waren einige Bootsleute postirt, welche jeden Einzelnen der hinabkletternden Passagiere an den Armen ergriffen, und ihn bei dem Sprunge, den er zu machen hatte, um in die Barke zu gelangen, unterstützten. Gleichzeitig wurde er dann drüben aufgefangen, um nicht auf den Boden der schwankenden Barke niederzustürzen. Die Lebhaftigkeit der Italiener begleitete dies bei jedem einzelnen Passagier sich wiederholende Experiment mit den lebendigsten Gesten und mit fortwährendem Geschrei, und die ganze Bevölkerung von Tremezzo und Cadenabbia war am Ufer versammelt, um das Schauspiel unserer Ausschiffung mit anzusehen, und durch ihr Geschrei den Lärm noch zu vermehren. Endlich war die Ausschiffung vollbracht, ohne daß ein Unglück passirt war, und wir befanden uns alle in den Barken. Nach fast übermenschlichen Anstrengungen der Ruderer gelangten wir, von Wasserschaum und Spritzwellen überstürzt, an das Ufer. Es war kein wüstes Eiland, kein Felsenriff, keine von wilden und menschenfressenden Volksstämmen bewohnte Insel, sondern der Garten der Lombardei, eine reiche und fruchtbare mit Reben, Feigen, Kastanien und Oliven bepflanzte Uferstrecke, und in diesem „Garten der Lombardei" stand eine ganze Reihe comfortabler Hotels mit Gesellschaftssalons, bequemen Wohnzimmern, guten Weinkellern und drei, vier und fünf Frankendiners. Wir waren also nicht sehr zu beklagen, und hatten keinen Grund, mit dem Schicksal zu grollen, daß wir gezwungen waren, hier das Aufhören des Sturmes bis zum andern Mittag abzuwarten.

Sechstes Kapitel.

Der Lago maggiore und die Borromaeiſchen Inſeln.

Es ſchlug 5 Uhr auf dem Dome zu Como, als der Cameriere in dem Albergo alla Corona in mein Zimmer trat und mich weckte. Meine acht ſchönen Wirthstöchter, die blonde Tereſa, die flammenäugige Luigia, die ſanfte Eliza und die andern fünf, deren Freund ich ſeit dem Moment geworden war, wo ſie von mir gehört hatten, daß ich ein Verehrer ihres ſchönen Landes und ihres tapfern Volkes ſei, lagen ſämmtlich noch in ihren weichen Betten, ganz Como ſchlief noch, außer den Pferden, welche vor den Wagen geſpannt werden ſollten, mit dem ich nach Vareſe abfahren wollte, und dem Stallknecht, der ſie durch ein Hafer- und Heufrühſtück zur Abreiſe ſtärkte. Auch mein treuer Reiſegefährte, der Graf ** ſchlief noch und rieb ſich gähnend die Augen, als er auf einen Moment erwachte und mich mit der Morgentoilette beſchäftigt ſah. Er hatte mir am Abend vorher die mich tief niederſchlagende Mittheilung gemacht, daß er nicht mit mir nach Vareſe und zu den Seen fahren könne, ſondern nach Venedig zurückkehren müſſe. Er war liebeskrank, der arme Graf, er war in ſeine ſchöne Couſine verliebt, wie man mit 25 Jahren verliebt zu ſein pflegt; er trug ihr Bild in einem goldenen Amulett um den Hals und ein anderes, noch treueres Bild in ſeinem Herzen, und weder der electriſche Telegraph zwiſchen Venedig und Como, der täglich mehrmals die Grüße dieſer beiden Herzen hinüber-

und herüberzitterte, noch mein Verſprechen, mit ihm den ganzen Tag von ſeiner Couſine ſprechen zu wollen, noch die verlockendſten Beſchreibungen, welche ich von dem geſchmückten Thron des Frühlings und von den Fluthen des Lago maggiore gemacht hatte, deren Farbentöne blauer ſeien wie der lombardiſche Himmel, und weicher wie die Töne einer edlen Geige, wenn ſie die Meiſterhand Bazzini's vibriren läßt, konnten ihn in ſeinen Vorſätzen wankend machen. „Die Augen Bianca's ſind blauer wie der Himmel und tiefer wie der Lago, ich muß zurück," das war die einzige Antwort auf alle meine Vorſtellungen und Verſprechungen. Meine leichte Reiſetaſche war mit Wäſche für zwei Tage verſehen, alles andere Gepäck ließ ich ſtehen und liegen wie es ſtand, reichte meinem verliebten Freund die Hand zum Abſchied und der Cameriere leuchtete mir mit einer mattbrennenden Laterne über die dunkeln Treppen und den dunkeln Hausflur auf die Straße, nachdem ich ihm ein Trinkgeld gegeben und einen Abſchiedsgruß an die acht ſchönen Signoras, einen beſondern Gruß aber an die flammenäugige Luigia beſtellt hatte. In den Gaſthöfen in Italien frühſtückt man Morgens bekanntlich nicht, man trinkt den Kaffee im Kaffeehauſe, und ſo trat auch ich meinen Weg durch die noch dunkeln Straßen von Como an, um mir ein Frühſtück und den Wagen zu ſuchen, der mich nach Vareſe führen ſollte.

Am Hafen von Como war ebenfalls noch Alles im Morgenſchlaf. Die Kaffeehäuſer ſchliefen, die Gondoliere ſchliefen, die Dampfſchiffe ſchliefen, und ſelbſt der ſmaragdgrüne See ſchlief, und träumte von Lorbeerhainen, Citronenwäldern und den weißen Marmorhäuſern, welche an ſeinen Ufern ſtehen. Nur zwei helleuchtende Fenſteraugen blickten mich aus einem Straßenwinkel neugierig

an, was ich an so frühem Morgen am See zu suchen habe. Ich ahnete, daß die Fensteraugen einem Café angehörten, und zwar dem Café, wo der Wagen nach Barese abfahren werde, steuerte glücklich in die enge Straßenmündung hinein, und stand in wenigen Minuten auch richtig im Mittelpunkte aller meiner augenblicklichen Wünsche, neben einem Frühstückstisch und vor einem bereits angespannten Wagen, der nach Camerlata fuhr. Das Coupé war noch unbesetzt, ich requirirte mir den unvermeidlichen Café Nero, weiße Butter und eine miserable Cigarre, und fuhr nach einem ziemlich mageren Frühstück durch die lange Straße, welche vom Hafen zum Mailänder Thore führt, an dem Hause meiner schlafenden acht Signoras vorüber aus dem Mailänder Thor nach Camerlata. Zu beiden Seiten der Allee von italienischen Pappeln, welche in einer geraden Linie in einer halben Stunde von Como nach Camerlata führt, der ersten Station der Zweigbahn, welche Mailand mit dem Comer-See und mit der Alpenstraße über den Splügen und über das Stilfserjoch verbindet, dehnte sich in wellenförmiger Erhebung einer der reichsten und fruchtbarsten Districte der Lombardei aus, die Brianza; Rebengelände stiegen die grünen Hügel hinan, lange Linien von Maulbeerbäumen und Platanen durchzogen die ebenen Zwischenräume, und der Morgenwind wehte durch die Blätter der Weinranken, welche wie Guirlanden von Baum zu Baum hingen. Hie und da blinkte ein blauer Seespiegel zwischen den grünen Hügeln auf, und ihre Gipfel krönten weiße Landhäuser mit weißen Marmorsäulen und Freitreppen, alle überragt von den Thurmtrümmern des Castello Baradello auf seinem vorspringenden Bergkegel, welches Kaiser Friedrich Barbarossa zerstörte, nachdem er Salz auf die Asche von Mailand gestreut hatte. Ein langer, zacki-

ger Bergrücken, kahl und zerriſſen, umrahmte links den Hintergrund; es war der Monte Reſegone. Im Innern des Omnibus war es ganz ſtill, denn die Paſſagiere aus Como waren neuerdings eingeſchlafen, der Poſtillon vor mir auf dem Bocke munterte dann und wann durch das Klatſchen ſeiner Peitſche die magern Pferde auf, im geſtreckten Trabe weiter zu laufen, und ich hatte ungeſtört Zeit und Muße genug, in den erwachenden italieniſchen Morgen hineinzuſchauen. Dann bog der Wagen rechts ab, und fuhr vor einem großen Gebäude vor, wo mehrere andere Wagen hielten, und Alles bereits lebendig und auf den Beinen war. Wir waren am erſten Ziele unſerer Reiſe angelangt, auf dem Bahnhofe von Camerlata. Der ſchlanke, eigenthümlich gebaute Kirchthurm von Cantu mit ſeiner rothen Ziegelſpitze blickte in der Richtung nach Mailand aus einem Kranze von Ulmen und Platanen hervor, und ließ ſich gewiß noch nichts davon träumen, daß in wenigen Monaten die italieniſche Tricolore über ſeinem vergoldeten Kreuz im Morgenwinde flattern würde.

Auf dem Bahnhofe von Camerlata war bereits trotz der frühen Morgenſtunde Alles lebendig. Der erſte Zug aus Mailand war angekommen, und ein anderer ſollte dahin abgehen. Camerlata iſt ein für die ganze Brianza wichtiger Punkt. Es münden dort drei Straßenzüge nach Lecco, Vareſe und Como, und außerdem die Mailänder Zweigbahn, welche noch nicht weiter fertig gebaut iſt. Omnibus und kleine Einſpänner kamen und fuhren, Reiſende und Landleute ſtiegen aus und ein, die italieniſche Lebhaftigkeit ſchrie überall durcheinander und ich hatte Mühe genug, in dem Gewirr von Wagen, Menſchen und Pferden den richtigen Omnibus zu entdecken, der nach Vareſe fuhr, um ſo mehr, als faſt alle menſchlichen

Sprachlaute hier im comaskiſchen Dialect ertönten, und dieſer dem Ohr des Fremden, ſelbſt wenn es an den Ton der italieniſchen Sprache vollkommen gewöhnt iſt, meiſtens unverſtändlich bleibt. Ich war zwar überzeugt, daß die meiſten Bahnbeamten deutſch ſprachen und verſtanden, weil ſie Deutſche waren, hütete mich indeß, derartige Sprachforſchungen anzuſtellen, weil ich doch nur ein „no capisco, Signor“ zur Antwort bekommen hätte. Nachdem ich ſchon an drei verſchiedenen Omnibus herauf und herunter geklettert war, ſah ich endlich einen geiſtlichen Herrn in ſeiner ſchwarzen Tracht aus dem Bahnhofsgebäude kommen. Ich redete ihn in franzöſiſcher Sprache an, er erwiederte mir in einem mit ſtark italieniſchem Accent betonten Franzöſiſch, daß er ſelbſt nach Vareſe reiſe, und nach einigen Minuten ſaßen wir in dem Coupé des richtigen Wagen neben einander. Die Pferde zogen an, und wir rollten zwiſchen mit Mauern und hohen Hecken eingefaßten Gärten auf der ſtaubigen Landſtraße nach Vareſe vorwärts.

Mein geiſtlicher Reiſegefährte war ein noch junger Mann, vielleicht Anfangs der Dreißiger. Er kam von Padua, und wollte eine mailändiſche Familie beſuchen, welche den Sommer auf ihrem Landgute bei Vareſe zubrachte. Er war von einem intelligenten angenehmen Weſen, obſchon eine gewiſſe Zurückhaltung in ſeinem ganzen Benehmen gegen mich gar nicht zu verkennen war. Ich brachte deshalb, während der Wagen bald bergauf, bald bergunter fuhr, und wir bei einem höhern Aufſtiege der Straße ausſtiegen und zu Fuß gingen, bald das Geſpräch auf die politiſche Lage Italiens, und nun wurde der geiſtliche Herr immer rückhaltsloſer und geſprächiger, als er aus unſerer weiteren Unterredung hörte, daß ich das Recht des italieniſchen Volkes auf nationale Unab-

hängigkeit in seinem ganzen Umfange anerkenne. Er war ein Constitutioneller, hielt ein einiges und großes Königreich Italien für ausführbar und für dem Lande am zuträglichsten, und concentrirte seine politischen Wünsche in der Person des constitutionellen Königs von Sardinien. Es war schon damals von der französischen Allianz viel in Italien die Rede, aber auch mein geistlicher Reisegefährte war kein besonderer Verehrer derselben. „Wäre es uns doch möglich," sagte er zu mir, allein Italien zu befreien, aber unser Kampf vor zehn Jahren hat uns gezeigt, daß es nicht möglich ist. Oesterreich hält die Lombardei mit ungeheuren Mitteln und colossalen Heeresmassen fest. Jeder, der den Aufstand und den italienischen Feldzug kennt, und nicht grundsätzlich die Unwahrheit behaupten will, muß meinem Volke zugestehen, daß es sich groß und seiner Vergangenheit würdig gezeigt hat. Die Bürger von Mailand siegten während eines fünftägigen Straßenkampfes über eine Garnison von dreißigtausend Mann, und vor Venedig sind siebenzigtausend Oesterreicher gefallen; aber es ist schließlich doch strategisch unmöglich, daß undisciplinirte Massen auf die Dauer einer großen, disciplinirten Armee Widerstand leisten können, und Oesterreich schickt uns nöthigenfalls eine Armee von dreimalhunderttausend Mann in das Land. Was bleibt uns Anderes übrig, als die französische Hülfe anzunehmen?"

Der Wagen hielt auf der Höhe der Straße, welche während einer halben Stunde stark angestiegen war. Die andern Passagiere, meistentheils Landleute aus der Umgegend und Bürger aus Varese, welche von Mailand und aus der Brianza dorthin zurückkehrten, folgten langsam dem Wagen, und während er sie erwartete, hatten wir Muße, uns umzusehen und die Gegend zu überblicken.

Die ganze Gegend war hügeliger, oder, beſſer geſagt, bergiger Natur, und war vollſtändig ein ſogenanntes coupirtes Terrain, von Hecken, Mauern, Canalſtreifen und kleinen Bächen durchſchnitten, nach Nordweſten hin eröffnete ſich allmälig über den grünen, ganz bewaldeten Vorbergen eine grandioſe Gletſcher- und Schneeausſicht. Eine lange Kette weißer Rieſenhäupter, von grünſchimmernden Gletſcherſtreifen eingefaßt und durch zerklüftete Eisfelder von einander getrennt, umrahmte den ganzen nordweſtlichen Horizont, es war ein großes Stück der ſchweizeriſchen Centralalpen, die Kette des Monte Roſa und des Simplon. „Sehen Sie", ſagte der Geiſtliche und ſtreckte die Hand über die Gegend aus, „die Natur hat uns hier in einem Kampf mit den öſtereichiſchen Truppen begünſtigt, iſt die Gegend nicht eine wahre Boccage, eine italieniſche Vendée? Hier können undisciplinirte Maſſen großen Truppenkörpern widerſtehen, denn auf dieſem coupirten Terrain iſt eine militairiſche Entwickelung an Truppenmaſſen unmöglich; ſie kömen nur auf der Straße vorrücken, ſonſt nirgends."

Ich mußte unwillkührlich an Garibaldi denken, und erwiederte nach einem ganz natürlichen Ideengange: „Das wäre ein Stück eines Kriegsſchauplatzes für den tapfern Freiſchaarenführer. Er würde hier Bedeutendes leiſten."

„Wie kommen Sie gerade auf Garibaldi? Garibaldi wird wahrſcheinlich bald ein Commando in der ſardiniſchen Armee übernehmen. Er iſt in Genua."

„Aber Garibaldi iſt doch Republikaner, und die republikaniſche Partei wird ſich an der Allianz mit Louis Bonaparte nicht betheiligen."

„Das iſt wahr. Aber Italien bedarf ſeiner! Und warum ſollte er nicht von dem Princip ſeiner Partei

eine Ausnahme machen. Ist es doch die Freiheit seines Vaterlandes, für welche er sich schlägt!"

Währenddem waren die übrigen Passagiere herangekommen. Sie hörten den Schluß unseres Gesprächs, und wenn sie es auch nicht verstanden, weil es in französischer Sprache geführt wurde, so verstanden sie doch den Namen Garibaldis. Einer von ihnen fragte den Geistlichen, was er von Garibaldi sage? Der Geistliche widerholte ihm mit wenigen Worten den Inhalt unseres Gesprächs und der Mann, ein Bürger von Varese, erwiderte ihm mit italienischer Lebendigkeit: „Varese, Como, die ganze Umgegend ist republikanisch, und wenn Garibaldi käme, der Aufstand würde nicht lange auf sich warten lassen." Dann kletterten wir wieder in das hohe Coupé hinauf, die andern Passagiere stiegen durch die hinten befindliche Thür in das Innere des gebrechlichen Omnibus und die Pferde trabten langsam die Straße abwärts nach Varese zu. Die Gegend behielt immer denselben Charakter, eben so das Terrain, bergig und durch Gräben, Hecken und Kanäle durchschnitten, die Hochgebirgsaussicht mit ihren Eisfeldern und Schneehäuptern trat in immer riesigeren Contouren hervor, dann verbarg sie sich einige Zeit hinter den Vorbergen, um darauf wieder in ihrer ganzen Majestät zu erscheinen. Außer einigen unbedeutenden Häusergruppen berührte die Straße bis Varese keine Ortschaften. Auf der Höhe eines neuen Anstieges der Straße machte der geistliche Herr mich auf eine Thurmspitze aufmerksam, welche in westlicher Richtung am Horizont hervortrat. „Sehen Sie", sagte er, „das ist Sesto Calende, die letzte lombardische Stadt, gleich hinter der Stadt beginnt das sardinische Gebiet. Sesto Calende liegt auf der südlichen Spitze des Lago und ist durch eine direkte Straße mit Mailand verbunden." Sesto Calende ist bekanntlich der

Ort, wo Garibaldi in die Lombardei eindrang. Es ist die einzige Stelle, wo dies zwischen dem See, dessen Spiegel vollkommen durch die Kanonen des Forts von Laveno beherrscht wird, und zwischen der östereichischen Armee, welche Novara besetzt hielt, möglich war und doch ist es beinahe unbegreiflich, wie dieselbe diese Position so vernachlässigen konnte, da sie doch Herr des ganzen Terrains von Novara bis nach Sesto Calende an dem ganzen Tessinufer war. Nun waren wir Vareſe ganz nahe. Die Gegend wurde belebter, die Straße war von Bäumen eingefaßt und der Wagen rollte zwischen Gärten und Landhäusern hindurch, welche sich durch reiche und geschmackvolle Bauart auszeichneten. Sie gehörten meistens lombardischen Familien, wie mir mein Reisegefährte erzählte, welche hier ihre Sommervillegiatura halten. Das prächtigste von ihnen war das Landhaus des durch die österreichische Regierung pardonirten reichsten lombardischen Grundbesitzers, des Herzogs Litta. Eine an mehreren Stellen mit Zinnen versehene Mauer umgab die Stadt, über welche der hohe Thurm der Kirche San Vittore hervorragte. Durch ein wahrscheinlich noch aus den Zeiten der Sforza und des Visconti stammendes Thor gelangten wir in die Straßen, welche nach wenigen Monaten der Schauplatz eines erbitterten Kampfes werden sollten.

Vareſe ist eine Stadt von nicht bedeutendem Umfange. Die Bauart ist größtentheils, außer den nach den Seen führenden Straßen, alt, wie die Bauart der ältern lombardischen Städte, die Straßen sind schmal, eng, von meistens drei Stock hohen, steinernen Häusern eingefaßt, und winkelig, mit vielen vorspringenden Fronten und Ecken. Mitten durch die Stadt führt eine breitere Straße mit Bogengängen und Hallen, unter denen sich Verkaufsmagazine, Cafés und Läden aller Art befinden. In

Tyrol und in der Schweiz findet man in den alten Städten dieſe ſteinernen Unterbauten häufig, häufiger als in Italien, dort nennt man ſie „Lauben“. Bei einer Vertheidigung der Stadt, wenn die Straßen durch Barrikaden geſperrt ſind, würden ſie ganz beſonders zu verwenden ſein, weil ſie den Kämpfern, welche mit dem Feuergewehr poſtirt werden, durch ihre weit vorſpringenden Bogen und durch ihre ſtarken und dicken Pfeiler hinreichende Deckung gegen die feindlichen Kugeln gewähren. Auch die breite Straße läuft übrigens an ihrem Ende in mehrere Winkel, Ecken und auf einen kleinen Platz aus, mit dem ſich mehrere andere enge und winkelige Straßen münden, ſo daß man durch eine Beſetzung dieſer Poſition Herr der ganzen Straße iſt, wenn der Angriff von der lombardiſchen Seite erfolgt.

Nach den Seen zu iſt die Stadt ganz offen, die Straßen ſind breit, von Plätzen durchſchnitten und mit Häuſern von moderner Bauart beſetzt. Hier, alſo nach ſardiniſcher Seite zu, iſt die Stadt eben ſo leicht zu nehmen, wie ſchwer zu vertheidigen. Garibaldi nahm die Stadt, als er die Oeſterreicher daraus vertrieb, auch von dieſer Seite. Die Straße nach Laveno und zum Lago maggiore führt durch dieſen Stadttheil; ſie ſtellt die Verbindung zwiſchen dem Comerſee und dem Langenſee her. Eine andere Straße führt von Vareſe direct nach Mailand. Seſto Calende und Vareſe ſind durch keine chauſſirte Straße mit einader verbunden, doch die Stadt bei einem ſtarken Marſche in 7 bis 8 Stunden von dort zu erreichen. Vareſe iſt eine gewerbthätige, induſtrielle Stadt; es herrſcht hier viel Wohlhabenheit, welche durch den großen Verkehr der Reiſenden und Gewerbetreibenden, welche aus der Schweiz und Tyrol kommen, oder aus der Lombardei dorthin wollen, ſehr gefördert wird. Die Straßen bieten

überall ein Bild ächt italienischen Lebens. Die Bevölkerung gleicht der Bevölkerung Como's in Natur, Gesichtsbildung und auch im Charakter. Die Varesen sind von kleinerer, gedrungener Gestalt wie die Mailänder, die Bergamasken und die Brescianer; ihre Gesichtsbildung hat auch nicht ganz mehr den nationalen Typus, wie ich ihn in Mailand vorherrschend gefunden hatte. Sie sind gutmüthiger Natur, freundlich und entgegenkommend — von Perfidie weiß der italienische Charakter überhaupt nichts; es ist dies eine ebenso absichtliche und erlogene Verdächtigung des italienischen Charakters, wie der Vorwurf der Faulheit, ich erinnere an das bekannte Werk eines österreichischen Generals über Italien. „Aus den Papieren eines österreichischen Veteranen", der in der Einleitung zu seinem Buche ebenfalls den italienischen Charakter gegen diese traurigen Beschuldigungen energisch in Schutz nimmt —; ein mir persönlich bekannter österreichischer Oberoffizier, der nach dem italienischen Feldzuge in den Jahren 1848 und 1849 in Varese sein Hauptquartier hatte, und sich durch sein humanes Benehmen auszeichnete, hat mir oft und vielfach den Character der Bevölkerung in Varese und an den Seen gerühmt, und erinnerte sich mit Vergnügen seiner dortigen amtlichen Thätigkeit. In politischer Richtung sind die Varesen freilich der österreichischen Regierung ebensowenig zugethan, wie die Comasken. In den Städten so wie auf dem Lande finden sich in diesen Bergdistrikten, wie ich schon einmal an anderer Stelle erwähnte, viel republikanische Tendenzen, welche durch die Nachbarschaft der Schweiz und Sardiniens begünstigt werden.

Bevor ein anderer Wagen nach Laveno abging, verflossen wenigstens drei Stunden. Mein geistlicher Reisegefährte fand bei seiner Ankunft bereits einen Wagen

vor, der ihn nach dem Landhause seines Freundes führte, und ich hatte Zeit und Muße genug, in den Straßen und in der nächsten Umgebung der Stadt spazieren zu gehen, den heiligen Georg von Crespi und die Magdalene von Morazzone in der Kirche San Vittore anzusehen, zu Mittag zu essen und einige Bekanntschaften anzuknüpfen. Die österreichische Garnison und die österreichischen Offiziere standen zu den Bürgern in eben demselben Verhältniß, wie in allen anderen lombardischen Städten, also in gar keinem. Der passive Widerstand hatte in Varese sein Lager aufgeschlagen, und wurde auch in diesem unbedeutenden Städtchen bis in die kleinsten Details durchgeführt.

Die Straße von Varese nach Laveno zum Lago Maggiore führt durch ein ebneres Terrain, wie die Straße von Como nach Varese. Im Coupé des Omnibus saß ich ganz allein; im innern Raum des hochrädrigen Wagens wechselten die Passagiere mehrmals in den verschiedenen Ortschaften, welche wir berührten. Die Schneeberge und die Eisfelder des Monte Rosa und des Simplon bildeten wieder die großartige Hintergrundsdecoration, nur traten sie immer größer und prächtiger hervor, je näher wir den Seen kamen. Sie bildeten in ihren Formen und in ihrem Colorit einen wunderbaren Contrast mit der duftig grünen, durch weiße Häusergruppen und Dörfer belebten Landschaft. Das Land war weit belebter und noch weit besser angebaut, wie die Strecke von Como nach Varese. Während einer Fahrt von kaum drei Stunden kamen wir wenigstens durch sechs Ortschaften. Bei Gavirate verbargen sich die weißen Riesenhäupter ganz und gar hinter den grünen Urbergen; bei Coquio traten sie in desto größere und massenhaftere Contouren hervor. Hinter Gemonio blickte mich der erste Seespiegel

mit smaragdfarbenen Augen aus dem duftigen, frischen Grase an; es war der See von Varese, dann erschienen mehrere Seebilder von kleinerem Umfange und von verschiedenen Formen nach der Seite des Gebirges hin. Ihre Farben wechselten im Reflex der Sonnenstrahlen in allen Nüancen des Blau, ihre Ufer waren einsam, nur von den wellenförmigen Contouren ganz niedriger Vorberge eingerahmt. Dann rollte sich hinter Cittiglio ein prächtiges Wasserbild auf. Es nahm den ganzen Horizont ein, und seine Färbung war ein tiefes Indigoblau, aber dies Blau war von einem Schmelz, von einem Duft überhaucht, wie ich es nie gesehen.. Das Blau des Genfer Sees war im Vergleich mit diesem wunderbaren Colorit matt und farblos. Das Wasserbild war der Lago Maggiore, der schönste italienische See, auf dessen Inseln Jean Paul den Schauplatz seines Titan verlegt. In der Freiheitsgeschichte Italiens scheint dieser See bei allen Epochen einen Platz einnehmen zu sollen. Vor acht Jahren, nach der Schlacht bei Novara, führte Garibaldi an seinen Ufern ebenfalls seine Schaaren ins Gefecht. Die Erfolge, welche er an demselben Orte vor einem Jahre errang, sind noch zu neu, als daß ich sie hier zu wiederholen brauchte.

Laveno, in dessen Straßen wir nach einer halben Stunde hineinfuhren, ist ein unbedeutender Ort und war nur für die österreichische Herrschaft in der Lombardei von Wichtigkeit. Er war Stationsort für die österreichischen Dampfschiffe, welche den See befahren; die sardinischen Dampfschiffe durften hier nicht landen. Der Ort liegt gerade in der Mitte des Sees, so daß man von dort die drei Seearme bis zu ihren reben- und kastaniengeschmückten Ufern überblicken kann. Seine Lage ist deshalb zur Beherrschung des Sees ganz vorzüglich geeignet. Die

kleine Dampfflottille, welche die österreichische Regierung auf dem See hielt, hatte in Laveno ihren Hafen; außerdem hat die österreichische Regierung westlich von dem Städchen mehrere Forts anlegen lassen. Sie erheben sich so hoch über den Seespiegel, daß von ihren Kanonen der ganze See bestrichen werden und jede Landung auf lombardischen Gebiet verhindert werden kann. Garibaldi suchte deshalb diese Forts im Sturm zu nehmen. Ihr Besitz ist von größter Wichtigkeit, denn er sichert die Herrschaft über den See. Garibaldi stürmte sie, nachdem die Oesterreicher Varese wieder genommen hatten, um seinen Rückzug über den See nach Sardinien zu decken, nachdem ihm der Uebergang über den Tessin bei Sesto Calende abgeschnitten war. Wenn ich mich an diese hohe Lage der Forts von Laveno erinnere, ist es mir, nochmals muß ich es wiederholen, ganz unbegreiflich, wie die österreichischen Truppen, welche auf der einen Seite Novara, auf der andern Varese besetzt hatten, den Uebergang Garibaldi's über den Tessin bei Sesto Calende nicht gehindert haben; denn so lange die Oesterreicher im Besitz der Forts waren, konnte Garibaldi vom See aus an keinem Punkte an das lombardische Ufer gelangen, und der Tessin hat von Novara bis Sesto Calende keine Brücke, als nur in Sesto Calende, während die österreichischen Truppen bekanntlich an der rechten Seite des Flusses standen, also jeden Uebergangsversuch hindern konnten.

Am Hafen, als ich nach der Ankunftszeit des österreichischen Dampfbootes fragte, welches nach der Isola Bella fahre, empfing ich die trostlose Nachricht, daß das Dampfschiff gestern in der Nähe von Luino eine Beschädigung erlitten habe, deren Reparatur jedenfalls 8 Tage in Anspruch nehmen werde. Jede directe Verbindung La-

veno's mit den andern Seeufern sei so lange, außer vermittelst der Barken, unterbrochen. Die Nachricht war das Zeichen für sämmtliche Gondoliers, welche am Hafen von Laveno ihr Standquartier aufgeschlagen haben, einen Sturmangriff auf meine Börse vorzunehmen. Sie betrachteten mich als eine sichere Beute, welche sich ihren Bedingungen auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Und was waren das für Bedingungen! Sie waren so fabelhafter Natur, wie sie nur ein italienischer Gondolier einem Fremden, den er seinem Aussehen nach unfehlbar für einen Signor Inglese oder für einen Tedesco halten muß, machen kann. Sie umstanden mich, wie eine Schaar beuteluſtiger Wegelagerer den Wanderer, der jeden Widerstand aufgegeben und die Waffen gestreckt hat. Sie erzählten mir Wunderdinge von den Gefahren des Sees, von den Stürmen, welche plötzlich aus den Schlünden des Gotthart und des Simplon hervorbrausten, und die arglosen Barken mit einem Male vernichteten. Um solche entsetzliche Gefahren sicher zu vermeiden, müßte ich drei Barken nehmen, und jede Barke mit wenigstens sechs Ruderern bemannen. Die Barken würden zusammengebunden und in der mittleren Barke erhielte ich meinen Platz. Ich hörte alles schweigend an, und machte ein ganz verwundertes Gesicht. Da faßten sie Muth und gingen zu einem zweiten Kapitel der Seegefahren über, zu dem Kapitel der verborgenen Klippen und der Felsenriffe. Auch dies hörte ich schweigend an. Es fehlte nur noch das Kapitel der Seeungeheuer, welche ganze Barken mit ihrem Leviathansrachen auf einmal verschlängen. Sie wollten auch gerade hiermit beginnen, da riß mir denn doch endlich die Geduld. Ich erklärte ihnen, daß ich trotz aller Stürme, Klippen und noch weiterer unbekannter Seegefahren in einer Barke mit zwei Ruderern fahren würde,

und für dieſe Barke bis zur Iſolo Bella und Iſola Madre nicht mehr als zehn Franken bezahlen werde. Jetzt erhob ſich ein ſolcher Sturm des Entſetzens und der Verwunderung, als wenn ich ihnen vorgeſchlagen hätte, die orangengeſchmückte Terraſſe der Iſola Bella ſchwimmend erreichen zu wollen, aber ein mehrmaliges non volete? im energiſchſten Tone geſprochen, machte dieſelbe Wirkung, wie einſtmals das quos ego! des alten Seegottes Neptun, wenn er mit ſeinem Dreizack die ſtürmiſchen Wetter beſchwor. Eine Barke verſchwand nach der andern aus den Friedenspräliminarien, welche ſich nach und nach zwiſchen mir und meinen lebhaften Gegnern anbahnten, dann waren wir bis zu einer einzigen Barke gekommen, und es handelte ſich nur noch um die Zahl der Ruderer. Auch dieſe wurden ſchließlich bis auf die Zahl Zwei vermindert, und der Schluß der Verhandlungen drehte ſich nur noch um das Trinkgeld, welches ich in der bereitwilligſten Weiſe und in nicht erwarteter Höhe zuſagte. Da wurden die Geſichter wieder freundlich, die ſchönſte und bequemſte Barke wurde vom Strande in den blauen Seeſpiegel hinabgelaſſen, und ein bequemer Rohrſtuhl herbeigeholt und mitten in die Barke geſtellt. Der eine von meinen Ruderern ſtieg zuerſt in die Barke, und reichte mir die Hand, während der Andere beim Einſteigen meinen andern Arm ſtützte, zehn Hände waren thätig, um die Barke in den See hinabzuſchieben, welche langſam über den ruhigen, ſtillen Spiegel dahinglitt. Ich ſaß auf meinem Rohrſtuhl und wandte das Geſicht den Inſeln zu, welche Jean Paul den geſchmückten Thron des Frühlings genannt hat.

Ein warmer Südoſtwind wehte über den See; ſeine leiſe fluthenden Luftwellen trugen auf ihren Schwingen Limonien- und Orangendüfte, den Hauch der Roſenknos-

pen und den Duft der indiſchen Nelken. Die Waldberge der Ufer dehnten ſich immer weiter aus, in ihrem grünen üppigen Rahmen erſchienen ſchwimmende Städte und Dörfer, auf deren Thürmen leuchtende Sonnenfunken blitzten. Ich blickte rückwärts. Die Häuſerreihen von Laveno umzogen in einer langen, weißen Linie die grüne Bucht, auf dem Fort wurde die ſchwarz-gelbe Fahne aufgezogen. Nun war ich in der Mitte des Sees, und konnte ſeine beiden Arme von Arona bis Luino überblicken. Rechts erſchien ein gigantiſcher Granitberg am Horizont, ſein graugelbes Haupt mit einem funkelnden Schneediadem geſchmückt.

„San Gotarde, Signor", hörte ich hinter mir die Stimme des Gondoliers ſagen.

Die Blumenteraſſe der Iſola Bella und die Cypreſſenhaine und der Lorbeerwald der Iſola Madre ſtiegen dann ganz nahe aus den immer wunderbarer und geheimnißvoller glänzenden blauen Fluthen in die Höhe, und zwiſchen ihnen erſchienen die weißen Häuſer der Iſola bei Pescatori, wie eine im Lichtglanz ſchwimmende Meerſtadt. Ihre Farben und Lichter ſpiegelten ſich in der indigoblauen Tiefe. Ein neues Hochgebirgsbild rollte ſich neben den ſchneegefleckten Granitmaſſen des Gotthart auf, die weiten Schneefelder des Simplon, aus denen die Eishörner aufragten. Dann durchſchnitt die Barke den Seeſpiegel in ſeiner Breite und ich ſah einen Glimmerſchieferfelſen in maleriſchen Formen in der Höhe einiger Ellen über das Waſſer hervorragen. Alle Vorſprünge des Felſens ſchmückten rieſige Cactuspflanzen mit breiten, ſtachligen Blättern. Der Fels war das Piedeſtal der Iſola Madre. An der Nordſeite der Inſel führte eine natürliche Steintreppe zwiſchen den Felſenvorſprüngen zu einem hölzernen Thore.

Die Barke landete, das Thor öffnete ſich wie von

ſelbſt, und in demſelben erſchien eine ſchweigende Menſchengeſtalt. Es war die proſaiſche Figur eines Gärtners, welche, wie ein venetianiſcher Arzt ſcherzweiſe zu ſagen pflegte, an der Zwanzigermanie litt, und die Barke ſchon lange auf dem See geſehen hatte. Er hatte zweifelsohne die Abſicht, ſich ſein Zwanzigerhonorar ſchnell zu verdienen, mich in fliegender Eile umherzuführen und mir in dem Zaubergarten der Inſel einige Wunderpflänzchen mit ihren lateiniſchen Namen herzunennen. Ich redete ihm dieſe Abſicht ſofort durch die Erklärung aus, daß ich jeden Baum und jede Pflanze auf der Inſel ſchon ſeit vielen Jahren kenne, und begleitete meine Erklärung durch einige Zwanziger. Er meinte ob ich denn ſchon hier geweſen ſei, er könnte ſich deſſen nicht erinnern. Ich ſagte ihm, nein, noch niemals, aber Jean Paul habe auf ſeinem Lehnſtuhl in Baireuth die Wunderinſel geträumt, und ich hatte dieſen Traum ſo oft nachgeträumt, daß ich ihn Wort für Wort auswendig wiſſe. Da ſchüttelte er den Kopf, wahrſcheinlich in der Meinung, daß es in dem meinigen nicht ganz richtig ſei, und ließ mich allein, und nun wanderte ich ungeſtört während einer halben Stunde durch einen Wundergarten, welcher die wunderbare Schönheit der Zaubergärten aus arabiſchen Mährchen in ihrer ganzen üppigen Vegetation und wunderbarem Reichthum zeigte. Die Pflanzenwelt und die Thierwelt Europas, Aſiens und Amerikas blühte und lebte hier in reichſter Harmonie. Die Magnolia breitete ihr wundervolles Blätterdach über Orangenlilien, Sonnenblumen, Goldblumen und indiſche Nelken aus; neben blinkenden Silberpappeln erhoben ſich dunkle Cypreſſen, und Palmbäume erzählten im Flüſtern des Abendwindes der Ceder vom Libanon von der heißen Wüſte und vom Ritte des Löwen auf dem farbenſchimmernden Nacken der Giraffe, wenn der Wüſtenkönig ſein

auf den Tod getroffenes Opfer durch den glühenden Sand hetzt. Die Lorbeerwipfel und die Myrthenbäume flüsterten mit einander Geschichten von blutigen Schlachten, von gekrönten Helden und jungfräulichen Bräuten. Blühende Camelien und Rosenbäume mit weißen und rothen Knospen standen im Schatten eines Lorbeerwaldes, riesige Schlangencactus und die breiten langen Blätter der Castanie und der australischen Cortyline kletterten an den breiten Stämmen in die Höhe, und Myrten- und Rosenhecken durchzogen lange Reihen von Citronen- und Orangenbäumen, zwischen deren hellgrünen Blättern goldgelbe Früchte schimmerten. Unter blühenden Oleanderbäumen auf dem weichen, englischen Rasen liegend, sah ich eine Viertelstunde alle Bilder des Traumes, den der arme Jean Paul vor seinem Schreibtisch in Baireuth träumen mußte, weil ihm seine genialen Werke nicht so viel Honorar eintrugen, um eine Reise nach Italien bestreiten zu können. Hätte er jemals mit seinen irdischen Augen diesen märchenhaften Zaubergarten, dies schwimmende Paradies gesehen, er hätte von ihm das gesagt, was er von der Isola Bella sagte: „Ich wüßte einem Menschen, den ich lieb habe, nicht Schöneres zu wünschen, als eine Mutter — eine Schwester — drei Jahre Beisammensein auf Isola Madre, und dann im zwanzigsten eine Morgenstunde, wo er auf dem Eden-Eiland aussteigt, und alles dieses mit dem Auge und der Erinnerung auf ein Mal genießend umfängt und an die Seele drückt."

Die Isola Bella ist von der Kunst vollständig verpfuscht, wie der Rococogeschmack des siebenzehnten Jahrhunderts die Natur nur jemals verpfuscht hat. Die Zauberwelt der Insel eröffnet sich nur auf ihrer obersten Terrasse, aber ihr Zauber liegt nicht in dem Blicke auf die Insel, sondern auf den See. Ich fuhr um die ganze

Insel herum, bevor ich an der Steintreppe des Schlosses landete. Die ganze dem Simplon zugekehrte Seite der Insel nahmen das Schloß, eine Capelle und einige andere Gebäude ein, welche sämmtlich den Typus ihres Geburtsjahrs 1670, und den Charakter des damals in Europa dominirenden Baustyls trugen. Damit ist ihrer Rococoschönheit wohl das Urtheil gesprochen, und ich brauche nur noch hinzuzufügen, daß das Schloß viel zu groß für die kleine Insel ist. Den übrigen Theil derselben hat der Graf Vitaliano Borromeo durch Aufschütten fruchtbarer Erde in zehn, hundert Fuß über den Seespiegel aufsteigende Terrassen verwandeln lassen, auf denen, wie auf der Isola Madre, die südliche Pflanzenwelt ihre ganze Pracht entfaltet. Aber dieser Herrlichkeit der Natur hat die Pfuscherin Kunst den französischen Rococorock angezogen; sie hat die Natur frisirt, gebrannt, gepudert und in Schuhe mit hohen, rothen Absätzen gekleidet. Die Orangenbäume und Citronenbäume sind gezwungen worden, die zierlichsten Menuetfiguren zu beschreiben, und die reiche üppige Blumenwelt des Südens ist in scharfwinklige, sechseckige Beete eingepreßt worden. Die Cypressen bilden künstlich verschlungene Alleen, und die Myrthenbäume stehen einander gegenüber, als seien sie in Begriff, sofort die koketteste Tanzfigur auszuführen, welche jemals ein Balletmeister erfunden hat. Dazwischen ist das ganze Geschnörkel der altfranzösischen Gärten ausgekramt. Muschelgrotten, buntgefärbte Parterres, häßliche Steinfiguren mit dicken Bäuchen und von Zeit und Wetter geschwärzten und zerstörten Formen, dünne Steinpyramiden, welche auf Kugeln stehen, Cascaden, in denen jeder Wassertropfen so regulirt ist, daß er gewisse zierliche Sprünge ausführen muß, und das Alles so auf den zehn Terrassen eingeschachtelt und systematisirt, daß, wenn man

die Insel in ihrer Mitte durchschneiden, und die eine Hälfte auf die andere klappen könnte, wie die Deckel eines Buches, jedes Blumenbeet, jeder Orangenbaum und jede Cascade der rechten Hälfte auf das entsprechende Gartenornament der linken passen würde, wie die Figuren der beiden Hälften eines Schachbretts — so ist Isola Bella. Nur ein Lorbeerhain hat sich seine natürliche und ursprüngliche Schönheit bewahrt. Von außen, von der Seeseite her betrachtet, sehen die Terrassen aus, wie ein Tragantaufsatz, den ein geschickter Conditor zur Ausschmückung einer reichen Tafel fabricirt. Als ich eine nach der andern hinaufstieg, und der Gärtner sich die Mühe machte, mir alle diese Raritäten auf das Genaueste zu erklären, beneidete ich Jean Paul, daß er die Isola Bella nur geträumt habe, und beklagte mich selbst, daß die häßliche Wirklichkeit bei mir eine Illussion nach der andern einriß. Hätte der Graf Borromeo den Titan lesen können, bevor er den Glimmerschieferfels der Isola Bella in den Terrassengarten umwandelte, hätte er an die Stelle des großen häßlichen Schlosses eine Villa Pallavacini gebaut, und sie mit dem Wundergarten der Isola Madre umgeben, so würde er eine Paradiesinsel geschaffen haben, wie sie nur im Reiche der Seligen existirt, und wie der reichste Genius, der jemals ein Dichtergemüth beseelt hat. sie in seinen Träumen ersann. Dann würde man ihr vor allen Inseln der Welt den Lorbeer und die Palme reichen können.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich in dem kleinen Hafen der Isola Bella eine Barke bestieg, um mich in den See hinaus rudern zu lassen, und das sardinische Dampfschiff zu erwarten, welches mich nach Luino an das nordöstliche Ufer bringen sollte. Der See, die Kastanienwälder an seinen Ufern, alle Höhen und der

Himmel ſchwammen in einem wunderbar blauen Duft, und der Duft hatte einen Ton, den kein Maler aus den Farben ſeiner Pallette miſchen kann. Die Feder iſt ebenſowenig im Stande, ihn zu beſchreiben, man kann ihn nur fühlen nnd nur ſeeliſch empfinden. Geſehen habe ich dieſes Colorit auf keinem italieniſchen See, ich habe es nur empfunden bei den Vibrationen der Saiten einer edlen Geige. Auch die grauen Granitberge des Simplon mit ihren weißen Schneefeldern und glänzenden Eishörnern ſtanden hinter dieſem wunderbaren Duft, wie hinter einem Vorhange von durchſichtiger blauer Gaze. Eine Sonntagsruhe lag über Berge, Inſeln und See ausgebreitet, kein Lüftchen ſtörte dieſe feierliche Stille der Natur, ich hörte nur den gleichmäßigen Schlag der Ruder in den Waſſern. Wohl eine Stunde ſchwamm ich ſo hin und her, oder das Boot ruhte träumeriſch auf der dunkeln, geheimnißvollen Fläche. Dann miſchten ſich mit dem Blaudnft des Schattens roſafarbige Tinten, das Zeichen der Ankunft der Morgenſonne, welche hinter den grünen Uferbergen langſam in die Höhe ſtieg. Nach und nach brannten nun auf den Höhen die Lärmfeuer der Natur, mit denen ſie den erwachenden Morgen den ſchlafenden Menſchen verkündet; zuerſt errötheten die weißen Eishörner und die geſpenſterartig ſchimmernden Schneefelder, dann die graugelben Maſſen der Granitberge, und endlich die grünen, bewaldeten Höhen mit ihren hellen Häuſern, Kapellen nnd Thürmen. Die blauen Gazeſchleier zerriſſen, ſchwankten und wogten erſt noch in die Höhe, dann ſanken ſie herab, und umflutheten nur noch die Rieſengürtel der Feigen- und Kaſtanienwälder, oder ſchwammen auf den immer mehr ſich dunkel färbenden Fluthen. Dann erklangen die Töne einer Glocke, langſam und voll, es waren die Töne der Schiffsglocke des ſardiniſchen Dam-

pfers, welcher von dem Geſtade von Baveno her nahte, und quer über den See ſeine Richtung nahm, Am Topmaſt flatterte die italieniſche Tricolore und glänzende Sonnenlichter ſpielten in ihren bunten Falten. Meine Barke legte einen Moment an der Schiffstreppe an, ich ſtieg auf das Verdeck, und nun fuhr ich nochmals an den Blumenterraſſen der Iſola Bella, an ihrem großen, weißen Schloſſe, an dem Fiſcherdorfe der Iſola dei Pescatori und an dem Lorbeerhaine der Iſola Madre vorüber an dem ganzen nordöſtlichen Seeufer entlang. Ueberall, an jedem Punkte auf dem See und an dem Ufer ſah ich in die Kanonenmündungen des Forts Laveno hinauf. Sie funkelten in den Sonnenſtrahlen, wie die leuchtenden Augen eines Raubthiers, welches von der Höhe das Terrain überſchaut, und bis in ſeine entfernteſten Winkel blickt. Ein öſterreichiſcher Dampfer mit der ſchwarz-gelben Flagge am Maſt ſchwamm an uns vorüber, und ſegelte nach dem Hafen von Laveno zu. Auf dem Verdecke ſchimmerten weiße Uniformen und blinkten Gewehrläufe.

Wiederum hielt das Dampfſchiff an; es war die kleine Rhede von Luino. Ich war der einzige Paſſagier, der das Schiff verließ. Am Strande ſtanden viele Wagen, Menſchen und Pferde. Alle wollten nach Lugano fahren und alle ſtritten ſich darum, wer zuerſt meiner Perſon habhaft werden ſollte, um dieſelbe für drei Franken durch das Thal der Treſa zum Luganer See zu führen. Ein Luganer Kutſcher errang den Preis. Er ſetzte mich, ohne zu fragen und zu unterhandeln, in den Fond ſeines leichten offenen Wagens, ſprang auf den Bock, ſchlug auf die Pferde, rief: „Trois Francs, Monsieur!“ und fort gings im geſtreckten Trabe durch die Straßen zum Thore hinaus. Gleich außerhalb der Stadt führte die Straße eine Anhöhe hinauf; es war eine der Höhen, welche den Lago

Maggiore einrahmen. Wir ſtiegen wieder aus und gingen langſam die Straßenwindungen hinauf. Als ich oben war, lag der ganze Seeſpiegel des Lago vor mir. Ich konnte ſeine drei Arme von Luino bis nach Arona überblicken, nur das Fort von Laveno ſah ich hier nicht, weil es an demſelben Höhenrande liegt, auf dem ich ſtand. Die Sonne war jetzt hoch über den Uferbergen hinaufgeſtiegen und alle Höhen ſchwammen mit ihren Wäldern und mit ihren weißen Häuſergruppen in einem Meer von Licht. Nur der See, tief unter mir, ſchimmerte wie ein dunkelblauer venetianiſcher Spiegel, aus dem der geſchmückte Thron des Frühlings wie eine geheimnißvolle Märcheninſel emporſtieg. Die blaugrünen Eisſtufen und die Simplongletſcher ſchimmerten und funkelten jetzt wie aus Smaragd aufgebaute Höhlen, die Schneeſtreifen und Schneeflecke glitzerten auf den graugelben Rieſenhäuptern, wie Silberkronen und die Schneefelder umgürteten ſie wie weiße, faltige Gewänder.

Die Straße blieb nun immer im Thal der Treſa. Das Thal war eng, grün, von hohen, bewaldeten Bergen eingeſchloſſen, neben der Straße rauſchte die Treſa in ihrem Felſenbette. Die Strecke bis nach Ponte Treſa, wo eine Brücke über den Fluß führt, iſt lombardiſch, Ponte Treſa iſt der Grenzort. Auf dem linken Ufer ſtand das öſterreichiſche Mauthhaus. Mein Paß erhielt zu ſeinen vielen Viſas noch ein neues, dann rollte der Wagen über die Brücke und ein ſchweizeriſcher Grenzbeamter, der nur italieniſch ſprach, durchſah wie es ſchien, meine Legitimationspapiere, von deſſen Inhalt er gewiß nichts als das letzte Viſum verſtand, noch einmal mit der größten Aufmerkſamkeit. Er klexte mit einem Stempel ein neues ſchwarzes Zeichen darauf und nun bog der Wagen in ein neues grünes Thal ein. Es war das

Agnothal, welches sich auf das Tresathal öffnet. Wieder brauste der Strom neben der Straße, seine Wellen waren kräftiger und lebendiger wie die Wellen der Tresa, als wenn sie fühlten, daß sie in einem freien Lande zu dem Spiegel eines freien Sees strömten. Es war der See von Muzano, welcher, grün und still, bald vor mir die niedrigere Thalstufe bedeckte. Ganz bewaldete Berge stiegen an seinen Ufern in die Höhe, den Spiegel rahmten frische duftende Wiesen ein. Er sah aus wie ein Smaragd in lichter, hellgrüner Fassung. Die Straße stieg hinter einem der Uferberge in die Höhe und als sie den Gipfel erklommen hatte, blickte ich nach der andern Seite auf den See von Lugano hinab. Terrassenförmig stiegen an seinem nördlichen Ufer die Häuser, Kirchen und Villen der Stadt in die Höhe. Es war ein reiches und pitoreskes Landschaftsbild, dem das Hochgebirge in seinen Formen, Farben und Contouren seinen kräftigen und erhabenen Stempel aufgedrückt hatte.

Bald nach meiner Ankunft in Lugano fuhr das Dampfschiff über den See nach Capo di Lago, wo die Straße nach Como auf das Seeufer mündet. Nur das nördliche Ufer des Sees ist großartig, und pitoresk durch seinen verschiedenartigen landschaftlichen Schmuck, die beiden Seiten des langgestreckten Seearmes sind ziemlich kahl und von steil ansteigenden, nur hie und da an ihrem Fuße mit Waldung bedeckten Felsenbergen umgeben. Wer den Luganer See mit dem Vierwaldstädter See vergleicht, thut ihm eine ganz unverdiente Ehre an. Mitten durch den See, von Osten nach Westen führt eine gewaltige Brücke und verbindet seine östlichen und westlichen Ufer. Sie hat eine Länge von 2510 Fuß und eine Breite von 24 Fuß. Brausend fuhr das Schiff durch einen dieser colossalen Steinbogen. Dann wurden die Ufer etwas

lebendiger. Hie und da erſchienen Häuſergruppen und Dörfer am Strande; und Wälder klimmten zu den Höhen hinan. Im Süden erhob ſich ein hoher Berg, vom Fuß bis zum Gipfel wieder in einen reichen Pflanzenmantel gehüllt. Es war der Monte Generoſo, den man den Rigi der italieniſchen Schweiz nennt; er erhebt ſich 5670 Fuß über dem Meer. Ein kleines Städchen bildete den Schluß des Seebildes; es war Capo di Lago. Von Capo di Lago iſt es bis Como noch vier Stunden. Die Straße führte durch ein reich angebautes Hügelland, und dann durch die Häuſergruppen einer ſchönen kleinen Stadt. Alle Höhen und alle Wände waren hier mit Rebengeländen bedeckt. Der Wein von Mendriſio gehört zu den beſten ſchweizeriſchen Weinen. Eine halbe Stunde hinter Mendriſio fuhr mein Wagen durch zwei lange Häuſerreihen, welche die einzige Straße des Dorfes Chiaſſo bilden. Es war der ſchweizeriſch-lombardiſche Grenzort. Die öſterreichischen Zollbeamten prüften eine ganze Stunde lang meinen Paß, und begafften mich nach allen Seiten auf das Genaueſte, ob ich auch nicht etwa Waffen, Munition oder aufrühreriſche Proclamationen nach der Lombardei einſchmuggeln wolle. Endlich ließen ſie mich fahren. Als ich in Como ankam, war es dunkle Nacht. Meine acht ſchönen Wirthstöchter ſchliefen ſämmtlich; ſchlaftrunken begleitete mich der Cameriere auf mein Zimmer. Auf dem Tiſche lag eine telegraphiſche Depeſche des Grafen aus Venedig. Es ſtand nichts darin, als die Worte: „Biancas Augen ſind blauer, wie der Himmel, und tiefer wie der Lago.“ Ich träumte von der italieniſchen Tricolore, welche auf dem Thurm des Marmordomes von Como wehte, und von Garibaldi, deſſen Kriegsſchauplatz ich in den verfloſſenen beiden Tagen bereiſt hatte, ohne es zu wiſſen.

Siebentes Kapitel.

Die Fahrt über den Gardaſee.

Im vergangenen October ſind es drei Jahre, als ich zum erſten Male am Gardaſee und in Oberitalien war, wenn ich einen Ausflug nach Turin bei Gelegenheit einer Tour um den Montblanc von Chamouny aus nicht rechne. Ich war im ſüdlichen Tirol geweſen, hatte die wilde und grandioſe Einſamkeit des Genovathales beſucht, war auf den Gletſchern des Adamello umhergeklettert, und hatte mehrere Wochen lang das verſteinerte Sarcathal und die in aller Pracht und Fülle italieniſcher Vegetation prangenden Thäler Judicarien und Sugana durchwandert. Das deutſche Element hört in der Bevölkerung Tirols ſchon zwiſchen Salurn und Trient gänzlich auf, Klima, Vegetation, Volkscharakter und Lebensweiſe, Alles iſt dort vollſtändig italieniſch, und in Botzen iſt das deutſche und italieniſche Element bereits ſo durcheinander gemiſcht, daß man bei jedem Schritt die treffende Wahrheit der, wenn ich nicht irre, von Förſter zuerſt ausgeſprochenen Bemerkung empfindet: „Wer aus dem Norden kommt, hält Botzen für die erſte italieniſche, wer aus dem Süden kommt, für die erſte deutſche Stadt.“ Meine Kenntniſſe in der italieniſchen Sprache waren damals noch ſehr mangelhaft, ich reiſte ganz allein, franzöſiſch ſprach man, außer in einigen großen Gaſthöfen in Trient, nirgends, und ich empfand täglich und ſtündlich die Unannehmlichkeit, wenn man ein Land bereiſt und ſeine Sprache nicht verſteht. Ich hatte oft eine ordentliche Sehnſucht, ein

deutsches Wort zu hören oder zu sprechen, und erinnere mich, wie ich in der Umgegend von Cavedine einmal einen Umweg von fünf Stunden machte, weil ich gehört hatte, daß in einem sonst mich gar nicht interessirenden Städtchen die dicke Wirthin in der Post deutsch spräche. Als ich hinkam, hörte ich, die Frau sei vor einigen Wochen gestorben, ich ließ mich zu ihrem Grabe führen, und meine unerfüllt gebliebene Sehnsucht, einen Abend mit ihr die Sprache der Heimath zu sprechen, hatte sogar einen Anflug von Schmerz, als wenn ich die dicke Frau gekannt und geliebt hätte. Da beschloß ich, meiner Wanderung durch die südtirolischen Thäler ein Ende zu machen, nahm einen Platz auf einem Stellwagen, und fuhr durch die wunderbare schöne Ebene von Arco, welche in ihrer Ueppigkeit mit den Huertas wetteifern kann, nach Riva zu den Ufern des Gardasees. Es war spät als ich ankam und am nächsten Morgen fünf Uhr bestieg ich das Dampfschiff, welches über den See nach Peschiera fuhr.

Es geht dem Gardasee bei Riva, wie dem Comersee im Hafen von Como. Die Aussicht auf seinen Spiegel ist beschränkt, man ahndet die Schönheit der Landschaftsbilder nicht, welche, wenn man weiter hinausfährt, sich zeigen. Die Luft war nach dem gestrigen Platzregen ganz hell und klar, der Himmel sah aus wie ein Dom von azurner Bläue in der röthlichen Färbung des Morgens; denn die Sonne, welche drüben hinter den östlichen Felsenbergen aufging, die, wie gigantische Riesen den deutschen Theil des Sees ummauern, sahen wir noch nicht, und der Wasserspiegel erschien im Schatten der Kalkriesen, wie eine stahlblaue Tiefe. Rückwärts gruppirten sich die weißen Häuser von Riva zwischen blühenden Limonien- und Citronenwäldern zu einem reizenden Landschaftsbilde, von dem rosafarbenen Duft des Morgens ange-

haucht. Ueber der Stadt erhoben sich die dunkeln Mauern und Wartthürme des alten Schlosses Rocca, welches zur Zeit der Scaliger gebaut wurde. Dann stäubte rechts über die Felsenberge ein Wassersturz hernieder, es war der Ponal, welcher aus dem Val di Ledro heranstürmt.

Nun stiegen die Felsenwände zu beiden Seiten ganz steil aus dem See mehrere Tausend Fuß in die Höhe. Sie stürzten in so senkrechter Richtung ab, daß ein Landen am Ufer unmöglich war. Ganz baum- und strauchlos bäumten sie sich auf, nicht ein einziger grüner Strauch kletterte zu ihren Gipfeln hinan. Sie warfen dunkle Schlagschatten über den ganzen Seespiegel, der wie ein Meer von Tinte aussah, in welches der Kiel des Schiffes stahlblaue Furchen zog. Der Charakter des Sees war einsam, großartig und wild; wer plötzlich, ohne zu wissen, wo er sich befände, hierher versetzt würde, würde darauf schwören, er sei auf dem Vierwaldstädtersee, und zwar dort, wo sich seine Felsenufer am grandiosesten gestalten, etwa zwischen der Tellskapelle und Flülelen, aber nicht auf einem der Seeen Italiens. Der See gehört in seinem oberen, finsteren Theile auch noch zu Tirol, erst nach einer halben Stunde, am Kofl Kalder, ist die italienische Grenze, welche gerade über den See geht und rechts zum Monte Baldo hinanläuft. Von dort an gehört das rechte Ufer zu der Lombardei, das linke zum venetianischen Festlande. Aber auch jenseits der italienischen Grenze hatten die Ufer immer noch einen ernsten und düstern Charakter. Die Berge traten ganz nahe an die Fluthen hinan, oft erblickte man an ihren steilen Wänden nicht eine einzige Felsenstufe, nur hie und da erschienen von Rauch geschwärzte Felsenhöhlen einige Fuß über dem Seespiegel. Die Fischer pflegen in ihnen zu übernachten. Nur dann und wann öffnet sich zwischen

den steilen Wänden eine Bucht, deren Hintergund mit aufsteigenden Citronen- und Limoniengärten zwischen grünen Baumgruppen abschloß. Es war mir, wenn das Schiff an der Oeffnung dieser Buchten vorüberfuhr, als wenn mir auf einem unterirdischen See ein Zauberspiegel vorgehalten würde, auf dessen blauer Fläche sich ein üppig schönes Bild des Südens auf einige Momente abzeichnete, um dann plötzlich wieder hinter einem grünen Felsenvorhang zu verschwinden. Bald wurde indeß der Charakter der Felsenberge weniger ernst und finster. Sie stiegen nicht mehr so steil in die Höhe und dunkelgrüne Waldung umrahmte ihre Füße, und auf den einzelnen Abstufungen erschienen weiße Häusergruppen und hellgrüne Gärten. Dann trat der letzte Felsenarm des Brescianer Gebirges an den See hinan, es war der Fuß des Monte Fraine, und als wir ihn umfahren hatten, erschien der Gardasee plötzlich in seiner ganzen südlichen Pracht und Herrlichkeit. Ich werde den Anblick nie vergessen, der sich hier mit einem Male eröffnete. Es war mir, als wenn ich auf einmal durch einen Zauber plötzlich in einen anderen Welttheil versetzt würde. Die düstern und steilen Felsen waren verschwunden, als wenn sie in den See versunken wären. Die Schatten lagerten nicht mehr auf dem Wasser, und das düstere Meer von Tinte hatte sich in einen klaren durchsichtigen Spiegel von indigofarbener Bläue verwandelt, auf dessen weiter, fast unübersehbarer Fläche sich die Spitzen der Wellen wie schneeweiße Schwäne wiegten. Ringsum war die weite, blaue Wasserfläche mit einer unendlichen Reihe sanft abgerundeter Hügel umschlossen, alle Hügel waren mit Lorbeerwäldern, Oliven, Feigenbäumen, Granaten, Oleander und Rosmarin bedeckt, alle Mauern waren mit Reben bekränzt, und zwischen den Lorbeerbäumen und Citronengärten, in

denen die goldenen Früchte zwiſchen den weißen Marmorſäulen und den hellgrünen Blättern leuchteten, zwiſchen den ſtolzen Cypreſſen und den ſchlanken Platanen reihten ſich Städte, Dörfer, Häuſergruppen, Villen und Paläſte ſo aneinander, daß ſie einer einzigen, großen, prächtigen Stadt glichen. Heller, leuchtender Sonnenſchein lag über dem blauen Seeſpiegel, über den grünen Hügeln und über weißen Städtebildern ausgegoſſen, und er ſpiegelte ſie Alle in den kryſtallenen, durchſichtigen Fluthen, die Marmorpaläſte, die dunkeln Lorbeerwipfel, die metallenen Kuppeln der Kirchen, die Oleanderblüthen und die goldenen Citronen, und umkränzte ſie mit einem hellleuchtenden Schimmer, in den die Sonne lange, funkelnde Streiflichter warf, welche auf dem blauen Grunde ausſahen, wie lange goldene Strahlen. Wohlgerüche ſchwebten über dem Seeſpiegel, die Lüfte trugen auf ihren Schwingen den Duft aus den Gärten der Hesperiden und von den Ufern des ewigen Frühlings, die Lorbeer- und Orangenwälder vermiſchten ihren Athem mit dem Hauch der Citronengärten und dem Duft der Roſenbäume und Camelien. Es waren die blühenden Ufer der Riviera, der Citronengarten Italiens, an denen wir entlang fuhren.

Es war der erſte See Italiens, den ich ſah, ich athmete zum erſten Mal den Duft des Südens, mich umgaben zum erſten Mal Lorbeerwälder und Orangengärten, und der Contraſt mit den nördlichen Ufern des Sees und die ſchimmernde Beleuchtung der Morgenſonne ließ mir dieſe mir ganz neue Welt noch weit prächtiger und herrlicher erſcheinen. Es drängte mich um ſo mehr, mich irgend Jemandem mitzutheilen, da ich, wie ich erwähnte, mich über drei Wochen in den Thälern des ſüdlichen Tyrol aufgehalten hatte, und während dieſer drei Wochen meine Converſation nicht über die Bedürfniſſe des täg-

lichen Lebens hinausgegangen war. Ich ſah mich auf dem ganzen Verdeck unter den Reiſenden um, und, wo ich ein Geſicht ſah, auf dem ſich der italieniſche Typus nicht ganz unläugbar ausprägte, da ging ich hin, und fragte: „Sprechen Sie vielleicht deutſch?“ Bei wenigſtens dreißig Perſonen machte ich einen vergeblichen Verſuch. Immer war das „No capisco, Signor, parlo italiano“ die Antwort. Ich bin noch heute überzeugt, von den dreißig Perſonen ſprachen beſtimmt zehn deutſch, denn die Form ihres Geſichts und die Farbe ihres Haars bewieſen mir, daß ſie deutſcher Abkunft waren; aber ich war zum erſten Male in Italien, und wußte noch nicht, was ich Tags darauf in Verona auf allen Straßen, auf allen Plätzen und in allen Kaffeehäuſern ſah und hörte, daß man ſich durch Nichts ſchlechter empfehlen, und durch Nichts mehr in Italien compromittiren kann, als wenn man deutſch ſpricht, weshalb auch die Deutſchen es, wenn es irgend möglich iſt, vermeiden. Der Blick der Menſchen, welche mir ihr „no capisco, Signor, parlo italiano“ erwiederten, war auch bei keinem Einzigen freundlicher Natur, der Eine ſah mich verwundert, der Andere finſter und verdrießlich an, der Dritte wandte ſich ab, ohne mir eine Antwort zu geben, und wich mir aus, wenn ich ihm auf meiner Entdeckungsreiſe an einer andern Stelle des Verdecks wieder begegnete. Auch bei dem Capitain des Schiffes, als er ſich das Billet bis nach Peſchiera bezahlen ließ, machte ich einen vergeblichen Verſuch, er ſah mich mit einem durchbohrenden Blicke an, und, als er ſich abwandte, brummte er einige Worte, die ich keinenfalls für eine Schmeichelei, auch bei meiner geringen Kenntniß der italieniſchen Sprache, halten konnte. Ich ſah ein, ich hatte mich auf dem ganzen Schiffe als Tedesco vollſtändig compromittirt. Alles wich mir aus,

oder ſah mich finſter an. Da ſah ich einen langen Mann aus der Cajüte kommen. Er trug Nankingbeinkleider, einen kurzen frackartigen Rock, in der Hand hielt er ein rothes Buch, das ich ſofort an Form und Geſtalt als den Murray erkannte, und auf dem Kopf trug er den ſchwarzen Cylinder etwas in den Nacken gedrückt. Es war der einzige Menſch auf dem Dampfſchiff mit dieſer Kopfbedeckung. Der Backenbart war bis zu den Mundwinkeln glatt abraſirt, der Typus des Geſichts und die ganze Geſtalt machten den reiſenden Engländer unverkennbar. Zu ihm wandte ich meine Schritte, und, wenn er auf meine Frage: „Sprechen Sie deutſch?“ auch „I speak english, Sir,“ antwortete, ſo ſah er mich doch nicht finſter an, wandte ſich auch nicht von mir ab, und ſprach wenigſtens eine Sprache, in der es mir möglich war, mich mit einiger Klarheit auszudrücken. Aber es war einer von den Engländern, denen man häufig auf dem Continent begegnet, er durchreiſte ſeit mehreren Jahren Europa nach allen Himmelsgegenden, um dageweſen zu ſein, und weil das Reiſen ſeinen Finanzen beſſer conveniren mochte, als ein dauernder Aufenthalt in England. Er machte aus dem Reiſen ein Geſchäft, wie ein Commis voyageur aus dem Verkauf ſeiner Handelsartikel. Er blätterte in ſeinem Murray, machte bei jeder Stadt, bei jedem Kunſtwerk, bei allen Merkwürdigkeiten einen Strich mit dem Bleiſtift, die Natur und die Dinge ſelbſt ſtanden bei ihm in der zweiten, dritten oder in gar keiner Reihe. Als wir an dem ſchimmernden Palaſt des Grafen Bettoni, der ſich wie ein Zauberbild in den klaren, tiefblauen Fluthen ſpiegelte, an dem gewerbreichen Toscolano und an der wunderbar ſchönen Bucht von Maderno vorüber fuhren, dem alten Hauptorte der Riviera, wo die Marmorpaläſte und die Citronengärten amphi-

theatraliſch bis dicht an den See hinabſtiegen, und ich ihn entzückt auf den farbigen Schimmer aufmerkſam machte, den die im Sonnenſchein funkelnden Marmorwände und Marmorpfeiler der Gärten über die ultramarinblauen Fluthen warfen, ſah er in ſeinen Murray und las mir die Sage von der Stadt Benais vor, welche hier untergegangen ſein ſoll. Dann ſtieg die isola dei Fratri aus dem Seeſpiegel, geheimnißvoll, wie eine Zauberinſel auf, Reben, Citronen und Blumen umkränzten den Felſen vom Fuß bis zum Gipfel, und von oben leuchtete eine ſchimmernde Villa herab; ihn intereſſirte nur der Minerventempel, der einſt, nach den Angaben der Blätter ſeines Reiſebuchs, dort oben geſtanden haben ſollte. Der Menſch wurde mir langweiliger, als die Einſamkeit, denn ſeine Empfindungen gingen über ein „Yes Sir“ und „indeed“ nicht hinaus, und, als wir in Deſenzano, an dem einen Südende des Sees, an der Landungsbrücke anlangten, um Paſſagiere aufzunehmen, ſah ich mit einer wahren Freude einen öſterreichiſchen Offizier in ſeiner weißen Uniform auf das Verdeck kommen. Meine Empfindung weiß nur der zu würdigen, der Wochen lang in einem fremden Lande, unbekannt mit der Sprache umhergeirrt iſt, und der plötzlich, ganz unerwartet, auf einen Bekannten aus der Heimath ſtößt. Ich verließ meinen langweiligen Reiſegefährten ſofort, und eilte auf den Offizier zu, ſo ſchnell ich mich durch die andern Reiſenden hindurch drängen konnte. Zum erſten Mal nach drei Wochen hörte ich wieder deutſch ſprechen; es klang mir, wie Grüße aus der Heimath. Der Hauptmann lachte, als ich ihm von meiner wochenlangen Einſamkeit erzählte, und ſagte zu mir:

„Ich war Dienſtgeſchäfte halber in Deſenzano und reiſe nach Verona, wo ich in Garniſon bin. Ihre Begleitung iſt mir um ſo angenehmer, als es mir hier auf

dem Schiff und auf der Eisenbahn von Peschiera nach Verona gerade so ergehen würde, wie Ihnen, wenn ich nicht zufällig einen Kameraden treffe. Meine Uniform verdammt mich ebenso zum Schweigen, wie Sie Ihre mangelhafte Kenntniß der Sprache, weil Niemand mit mir spricht, der nicht durchaus dazu gezwungen ist. Aber kommen Sie her, wir wollen desto mehr mit einander deutsch sprechen."

Wir gingen vom Hinterdeck des Schiffes nach dem Steuerrade. Alles wich uns aus, und es kam mir vor, als wenn mich alle Menschen auf dem Verdeck noch einmal so finster ansähen, als vorher, wo ich meine Entdeckungsreise anstellte und dreißig Mal gefragt hatte: „Sprechen Sie deutsch?"

Vor Desenzano steuerten wir durch den See auf die Spitze einer Halbinsel zu; es war die Halbinsel Sermione, welche sich von Süden gegen Norden drei viertel Stunden weit in die See hineinzieht. Sie hängt nur durch eine ganz schmale Landenge mit dem Lande zusammen und spaltet das südliche Gestade des Sees in zwei große Busen. Der westliche ist der Busen von Desenzano, der östliche der von Peschiera. Als wir an der Spitze der Halbinsel vorbei kamen, sagte der Offizier zu mir:

„Auf ein Stück Klassizität muß ich Sie hier doch aufmerksam machen, ich werde aber nicht dabei, wie Ihr Engländer, im Murray blättern. Sehen Sie dort oben auf dem Felsen die Reihe Pfeiler, welche durch runde Bögen miteinander verbunden sind. Sie sind Ueberreste einer Villa des Catull, welcher hier seine Sommervillagiatura zu halten pflegte. Doch, da haben wir den Felsen schon umfahren; sehen Sie dort, Peschiera!"

Meerartig breitete sich der See rings um uns aus;

auf ſeinem ultramarinblauen, unendlichen Spiegel wiegten ſich unzählige, weiße Wellenkronen wie Schwäne, wenn ſie mit ihren glänzenden Flügeln auf das Waſſer ſchlagen, in der weißen Schaumfurche, welche das Schiff hinter ſich herzog, perlten im Reflex der Sonnenſtrahlen die Waſſertropfen, wie Diamanten; alle Hügel, welche die Gardabucht umgaben, waren ringsum mit Oliven, Reben und Feigenbäumen umgrünt und ein wunderbarer Duft ſchwebte auf den Waſſern. Es waren die Ufer, wo ein ewiger Frühling herrſcht, die Ufer der Gardabucht. Drüben, im bläulichen Schattenduft, erhoben ſich die Kalkfelſen des Monte Baldo, welche den kalten Nordwinden zu der Bucht den Zugang verwehren, während ſie die lauen Südwinde zulaſſen. Gerade vor uns ſtiegen aus dem See die weißen Forts von Peſchiera heraus, und ſpiegelten ſich in den durchſichtigen, blauen Fluthen.

Das Dampfſchiff legte vor der Landungsbrücke an. „Peſchiera, Signori, Peſchiera“, rief der Kapitän, und nach wenigen Minuten war das Verdeck leer von Reiſenden. Als Stadt hat Peſchiera nichts Intereſſantes. In einer Stunde befand ich mich mit meinem neuen Reiſegefährten auf dem Wege nach Verona. In demſelben Coupé ſaß auch der Engländer; er las auf der ganzen Strecke eifrig in ſeinem Murray.

Achtes Kapitel.

Ein Abend auf dem Marcusplatz in Venedig.

„La place Saint Marc est un salon, auquel le ciel seul est digne de servir de voûte!“

Zu keiner Zeit findet der Touriſt, der Venedig beſucht, ſo ſehr die Wahrheit dieſes bekannten Napoleoniſchen Ausſpruchs beſtätigt, als wenn er gegen ſechs Uhr Abends den Marcusplatz betritt, und wenn der Mond an dem mit Sternen beſäeten, dunkelblauen Himmelsgewölbe der Kronleuchter dieſes prächtigſten und ſchönſten Salons der Erde iſt. Wahrſcheinlich hat der Kaiſer den Marcusplatz auch zum erſten Male zu dieſer Zeit und Stunde geſehen, und der treffende Gedanke, der in jenen Worten ausgeſprochen iſt, entſtand unter dem Eindrucke des Moments; denn wenn die neunte Stunde von der Höhe des Campanile tönt, beginnt das Herz von Venedig ſeine Phyſiogomie zu wechſeln und zeigt dann von Stunde zu Stunde ein anderes Geſicht, bis am kommenden Abend der Himmel von Neuem den Mondkronleuchter anzündet, von Neuem die Arkaden im Glanz von tauſend Gasflammen ſchimmern, und unter den Klängen eines Marſches aus einer Verdiſchen oder Belliniſchen Oper, oder eines deutſchen Walzers die Beſucher aus allen Ländern und Städten Europas durch die Säulen der Piazetta oder durch das triumphbogenähnliche Thor des Urthurms aus der Straße Merceria in den Salon eintreten. Es giebt noch einen zweiten, ähnlichen Salon in Europa, deſſen Beſuchsſtunden auf dieſelbe Zeit fallen; ſeine Wände

gehören einer modernen Zeit an und Blumenbeete mit Springbrunnen erſetzen die Mormorquadern des San Marco; es iſt das Palais Royal. Napoleon hätte denſelben Vergleich auf das Palais Royal wie auf den Marcusplatz anwenden können; er würde für beide zu einer gewiſſen Zeit im Jahre und zu einer gewiſſen Stunde gleich treffend ſein. Ein Unterſchied würde nur in dem Bauſtyl der Wände des Salons und in den hiſtoriſchen Reminiscenzen liegen. Der italieniſche Salon repräſentirt die Pracht des Mittelalters und die mit Glanz und Reichthum erfüllte Geſchichte der italieniſchen Republiken, der franzöſiſche den Bauſtyl der Zeit des Cardinals Richelieu und die Revolution in allen ihren Phaſen. Die im Lichterglanz prächtiger Magazine und reich decorirter Cafés ſchimmernden Arcaden, die Gallerien des Salons, und die Gäſte aus allen Ländern Europa's ſind dieſelben. —

Aber, treten wir ein in den venetianiſchen Salon! Der Mondkronleuchter an dem ſternenbeſäeten, blauen Plafond iſt bereits angezündet, die Lampions und Wandleuchter in den Gallerien der Bogengänge der Procuratien ſchimmern, mit ſonorem Klange hat die Glocke des Campanile die Beſuchsſtunde angekündigt, und aus ganz Europa hat ſich die Geſellſchaft, welche ſich vorzugsweiſe „les gens du monde“ nennt, eingefunden. Unſere Equipage, in der wir vorfahren, iſt das auf der Spitze der blauen Welle ſich wiegende ſchwarze Palmplatt, die venetianiſche Gondel, wir haben eine Fahrt auf dem Longchamp von Venedig, durch den Waſſercorſo des Canale Grande gemacht, und wir treten nicht, wie die Krämer und die Bürgersleute, durch das Thor der Straße Merceria, ſondern, wie die edlen Venetianer, durch die große Eingangsforte, durch die Säulen der Piazetta, in den Salon von San Marco.

Die Piazzetta iſt das Vorzimmer des Salons; aber kein Salon auf der Welt hat ein ſo großartiges Vorzimmer aufzuweiſen, voll ſo eigenthümlichen Lebens. Seine beiden Seitenwände bilden die Fronte des Palazzo Ducale, von der einer der erſten Bildhauer Italiens äußerte, daß ſie über allen Tadel erhaben ſei, und die in mauriſch-gotiſchem Style aufgeführte Hauptſeite eines der berühmteſten Paläſte der Erde, des Dogenpalaſtes. Die Strahlen des Mondes flimmern auf dem geflügelten Löwen, dem ehernen Sinnbilde der Republik, und auf der Geſtalt des heiligen Theodor, ihres Schutzpatrons, welche von ihren Granitſäulen herab ſeit einer Reihe von Jahrhunderten die am Molo landenden Schiffe aller Nationen zählen. Die hintere Wand der Piazetta iſt offen, und durch ſie blickt man auf den hellerleuchteten Marcusplatz. Der Blick auf dieſen feenhaften Hintergrund iſt um ſo wunderbarer und grandioſer, da derſelbe im Glanze von tauſend Gasflammen ſchimmert und die Piazetta im Halbdunkel liegt. Die Decoration des Hintergrundes bildet eine morgenländiſche Kirche, welche von Gold, Moſaik und buntem Marmor erglänzt; metallbedeckte Kuppeln, funkelnde Kreuzesſpitzen, ſonderbare Thürme ragen über den dunkeln Bogengewölben, über den ſchwarzen Marmorgallerien, über Hunderte von Säulen, welche alle Marmorarten Italiens repräſentiren, empor, alle Flächen zwiſchen den dunklen Vorſprüngen, Säulen und Verzierungen ſind mit Goldgrund und bunten Moſaikbildern ausgefüllt, und über der ganz mit Bildwerk und Reliefs bedeckten, hohen Eingangspforte erheben ſich vier coloſſale Roſſe von vergoldetem Erz. Das wunderbare Gebäude ſieht halb wie eine Kirche aus, halb wie ein Palaſt aus einem morgenländiſchen Märchen, es iſt ein wunderbares Gemiſch von mauriſchem, gothiſchem und romaniſchem Bauſtyl. Der

Abend, das Mondlicht und der Reflex des Lichtes aus den Arcaden geben ihm eine feenhafte Beleuchtung. Auf einer der dunkeln Gallerien flimmern zwei Lichter, sie sind zum ewigen Andenken eines der vielen Unglücklichen gestiftet, welche der blutige Rath der Zehn unschuldig hinrichtete.

Bleiben wir einige Minuten stehen und betrachten wir die Physiognomie der Piazetta. Sie ist unruhig, geräuschvoll, wechselnd, alle Contouren sind schwankend und unbestimmt. Die Piazetta hat zu dieser Stunde eine wahre Vorzimmerphysiognomie. Eine Menge Gestalten bewegen sich hin und her, man sieht es ihnen im Halbdunkel an, daß sie zu den Vorzimmergestalten gehören, und nicht zu den Gästen des Salon von San Marco zu zählen sind. Es sind Gondoliers, Fachini, Verkäufer von allem erdenklichen Quark, den die Lagunenstadt producirt, Stiefelputzer mit ihren Bürstenkasten am Arm, venetianische Lazzaroni, nur hie und da durchschreitet einer von den Gästen von San Marco diese unbestimmte und dunkle Menge, und wird sofort von dem Vorzimmerpersonal umlagert, welches ihm ihre Dienste und ihren Quark anbietet. Nur die Worte „gondola, Signori, gondola!“ das eintönige Anschlagen der Wellen an den Marmorquadern des Molo, und hie und da eine helltönende Knabenstimme „la pianta di Venezia“ ist in diesem Stimmgewirr und Stimmengeräusch zu unterscheiden. An einem stürmischen Abend unterbricht stoßweiße ein, immer von Moment zu Moment wiederkehrender, anschwellender und verhallender Ton das ganze Geräusch; es ist ein majestätischer und großartiger Ton, mächtiger und voller, wie die Summe der Töne, welche von menschlichen Lippen herrühren, aus der Ferne kommend und drohend; es ist der Gesang der Wogen des adriatischen Meeres, welche

am Lido branden. Das ganze Wasserbild, welches die Meerseite der Piazetta umgiebt, nimmt dann einen unruhigen Charakter an. Die Strahlen des Mondlichts glitzern und flimmern auf weißen Schaumwellen, die Gondeln schwanken hin und her, nur die schwarzen Masten und die dunkeln Tauwerke der großen Schiffe welche den Hintergrund einrahmen, zeichnen sich mit denselben ruhigen Contouren auf dem sternenbesäeten, tiefblau colorirten Firmamente ab.

So ist die Piazetta, das Vorzimmer von San Marco. Gehen wir nun an dem Marmormeisterwerke Sansovino's, an der mit wunderbar schönem Bildwerk und vollendeter Bronze geschmückten Loghietta vorüber, und treten wir ein in den von Lichterglanz erfüllten Salon der alten Dogenstadt! Er ist in der That das Herz von Venedig zu nennen, ihr Forum, ihre Arena, ihr Garten, ihr Longchamp. Jedes lebendige Wesen, was in Venedig athmet, erscheint hier wenigstens einmal des Tages. Wenn man in Venedig Jemanden treffen will, sei es der edle Sproß aus einem der alten Dogengeschlechter, dessen Vorfahren einst gegen die Türken fochten, sei es ein Krämer vom Ponte Rialto, sei es eine schöne Wasserträgerin, sei es ein Blumenmädchen oder ein Goldschmied aus der Straße Merceria, so braucht man nur einen Tag lang auf dem Marcusplatz unter einem der Bogengänge zu verweilen, man sieht ihn gewiß einmal vorübergehen. Hier sah der schwarze Feldherr der Republik zum ersten Male die schöne Dogentochter, hier ruhten Abends Paul Veronese und Tintoretto, nachdem sie am Tage die Wände des Dogenpalastes und der Schule von San Rocco mit den Meisterwerken ihres unsterblichen Pinsels geschmückt hatten. Die Marmorwände dieser Paläste sahen die tausendjährige Geschichte der venetianischen Republik in mäch-

tigen Dogengeſchlechtern, in beſiegten Königen, in geheimnißvollen Verſchwörern und in den glänzenden Geſtalten einer reichen und mächtigen Ariſtokratie an ſich vorübergehen; ſie erblickten alle die Geſtalten in der Fülle und Kraft ihres Lebens und Wirkens, welche der Beſucher Venedigs heute auf den Wänden des großen Bibliothekſaales des Dogenpalaſtes in Bildern Baſſanos, Veroneſe's und Tintoretto's bewundert. Enrico Dandolo, Vitali Michieli, Gradenigo, Moroſini, Marino Falieri, Lucrezia Borgia, die ſchöne Königin von Cypern, die zehntägigen Turniere bei der Vermählungsfeier des tapfern Foscari, der glänzende Triumphzug nach der Eroberung Candias, Bianca Capello, die Flammen, welche das goldene Buch am Fuße des Freiheitsbaumes verzehrten, Manin, der die junge, im Schaume der Wellen des adriatiſchen Meeres neugeborne Republik gegen die öſterreichiſchen Armeen vertheidigte, welche Erinnerungen, und welche berühmte, große und prächtige Vergangenheit eines ganzen Jahrtauſends. Petrarca hatte wohl Recht, wenn er bereits im vierzehnten Jahrhundert ſagte: „Ich weiß nicht, ob es auf der Erde noch einen zweiten Platz giebt, der dem von San Marco gleicht?" Noch heute wird der Fremde dieſe Worte wiederholen, der am Abend von der Piazetta aus den Platz betritt. Während, wie ſchon erwähnt wurde, die Piazetta nur von den bleichen Strahlen des Mondlichts und von dem Reflex der Gasflammen, welche den Platz erleuchten, erhellt wird, glänzt der mit Marmorquadern belegte, fünfhundert Fuß lange und halb ſo breite Raum, welcher den Salon von San Marco bildet, in einem Meere von Licht. Drei Marmorpaläſte, deren Mauern die Jahrhunderte eine dunkle Färbung gegeben haben, und welche ausſehen wie ein einziger coloſſaler Palaſt, bilden ſeine drei Seiten, während die

prächtige Façade der Marcuskirche, welche wir bereits von der Piazetta in einer Seitenanſicht ſahen, den Hintergrund ausfüllt. Die beiden mittelalterlichen Paläſte gleichen einem dunkeln, ernſten Rahmen, in dem ein farbiges, buntes Bild aus der Märchenwelt erſcheint. Iſt es ein Tempel von den Ufern des goldenen Horns, ſtammt es aus einem arabiſchen Zaubermärchen, iſt es aus dem Sande der Pyramiden von der Ebene von Luxor vielleicht durch einen Zauber hierher verſetzt, oder hat die goldenen Kreuze auf ſeinen metallglänzenden Kuppeln die Frömmigkeit des mittelalterlichen Chriſtenthums aufgebaut? Rom und Byzanz, Aegypten und Griechenland, das Chriſtenthum und der Halbmond haben dieſe Kreuzſpitzen, dieſe runden Kuppeln, dieſe bunten Marmorſäulen, dieſe Bronzethüren und vergoldeten Bogenöffnungen zuſammen geſchaffen, alle Länder haben ihre Farben und Formen zu dieſem Wunderbilde hergegeben, die bunte Pracht des Orients hat ſich darin mit den ſtrengen, ernſten Linien des Occidents gemiſcht. Die vier Roſſe aus vergoldetem Erz über dem dunkeln Bogen des Hauptportals ſchmückten vor zweitauſend Jahren einen Tempel in Corinth. Der blutige Römerkaiſer Nero ſtellte ſie auf ſeinen Triumphbogen, und dann wurden ſie an die Triumphwagen aller Eroberer der Erde geſpannt. Die Kaiſer des Orients ſchmückten mit ihnen ihre Hippodrome in Byzanz, die venetianiſche Republik ſchenkte ſie ihrem Dogen, der Kaiſer Napoleon ſpannte ſie an den ehernen Wagen auf dem Thore des Carouſſelplatzes, und der Kaiſer Franz ließ durch ſie ſeine Krone und ſeinen Scepter nach Venedig zurückführen. Jetzt ſchmücken ſie die Eingangspforte eines chriſtlichen Tempels, der Kirche des heiligen Marcus, athmen Weihrauchdüfte und hören Orgelklang und das Ora pro nobis.

Vor dieſer Eingangspforte erheben ſich drei hohe Cedermaſten, roth, mit vergoldeten Spitzen. Jeder Maſtbaum ruht in einem ehernen Fußgeſtell, und jedes Fußgeſtell iſt ein Meiſterſtück von Broncearbeit. Die drei Maſten ſind ſchon ſehr alt; ſie ſtammen aus dem Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, und ſind drei coloſſale Fahnenſtangen, an denen einſt die Banner der drei von der Republik unterjochten Königreiche, Cypern, Candia und Morea, wehten. Im Jahre 1848 und 1849 flatterte hier die Fahne der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, die Tricolore. Heute tragen ſie die Fahnen des öſterreichiſchen Hauſes, welche mit ihren gelben Fahnenquaſten die Marmorplatten des Bodens berühren. Rechts von der morgenländiſchen Kirche ragt ein ganz freiſtehender Thurm faſt dreihundert Fuß hoch in die dunkelblaue Luft hinauf und überblickt die ſchwimmende Meerſtadt mit ihren Domen, Waſſerſtraßen und Marmorpaläſten, die blaue Lagune und den dunkleren, endloſen Waſſerſpiegel des adriatiſchen Meeres, des claſſiſchen Meeres, in dem einſt die Römer und Griechen zu vielen Tauſenden ertranken. Der Thurm iſt der Campanile di San Marco; und wird von allen Thürmen der Erde beneidet; denn er hält, wenn die Sonnenſtrahlen auf den weißen Schaumſpitzen der blauen Wellen funkeln, die prächtigſte Rundſchau, welche auf der Erde exiſtirt.

Dies ſind die Contouren der Wände des Salon von San Marco, ernſt und prächtig, das Mittelalter und das Chriſtenthum, den Orient und den Occident, die Zeit eines Jahrtauſend repräſentirend. Sie umrahmen ein buntes, farbenreiches und lebenathmendes Bild der Gegenwart; von Lichterglanz umſchimmert und von Geſang und Muſik umklungen. In der Mitte des Platzes iſt ein Muſikcorps aufgeſtellt, welches ernſte und heitere

Opernmelodien, Märsche, deutsche Walzer, Polkas und den Czardas ertönen läßt; die Klänge der Musik vereinigen harmonisch alle italienische, ungarische und deutsche Disharmonieen, und kennen keine nationale Feindschaft und Haß. Die Bogengänge, welche den untern Theil der drei Palastseiten des Salons einnehmen, schimmern im Lichterglanz der Gasflammen und der Lampions der prächtigen Magazine, der Juwelen-, Gold- und Silberläden und der reich decorirten Cafés, und ihre Reflexe erleuchten den innern Raum und bedecken den dunkeln Marmorboden mit glänzenden Streiflichtern, während der Mondkronleuchter die obern Palastfronten mit ihren Statuen und Bildwerk und die Kreuzspitzen und metallenen Kuppeln der Marcuskirche mit einem leuchtenden und glänzenden Silberschleier umflimmert. Die glänzenden Arcaden sind die Gallerien des Salons, in denen die Gesellschaft sich hin und her bewegt, und eine Polonaise aufführt, wie sie in keinem andern Salon Europas getanzt wird. An der Polonaise nehmen oft fünfzehn- bis zwanzigtausend Gäste Theil. Treten wir ein, machen wir einen Rundgang durch den wunderbaren Saal, bewundern wir die reichen Toiletten, die Juwelen, die Costüme und die schönen Frauen aus allen Ländern und Städten Europas. Die große, endlose Polonaise bewegt sich ungezwungen fort, die Musik berührt nur das Ohr, ohne den Takt anzugeben; wir können uns auf einen der Hunderte von Stühlen, welche in den innern Raum hinausgestellt sind, niederlassen, Eis essen, Kaffee trinken, mit Bekannten plaudern, ausruhend eine Ouvertüre einer Verdi'schen Oper anhören, und dann weiter gehen. Es werden hier alle Sprachen der Erde gesprochen und verstanden.

Bureaus von Courtiers, Wechselagenten, Notaren und

Agenten der Schiffahrt, Cafés, wo zu gewiſſen Stunden des Tages Kaufleute, Banquiers, Speculanten und Commis ihre Coursbörſe abhalten, eröffnen zunächſt dem Campanile die Reihe der Magazine und Cafés unter den Arcaden. Hier iſt nach Mittag die Couliſſe von Venedig, hier ſehen wir auch am Abend die meiſten Contraſte unter den Beſuchern des Salon von San Marco. Die Contraſte unter den Menſchen ſind hier ebenſo bizarr, wie an den Kuppeln, Kreuzſpitzen, Bogen und Gallerien der Marcuskirche. Hier begegnen ſich der Orient und der Occident. Perſer mit ihren ſpitzen thurmähnlichen Mützen, Türken mit dem bunten Turban auf dem Haupte, Armenier, Egypter und Griechen mit dem rothen Fez ſitzen in majeſtätiſcher Ruhe vor den Cafés, trinken zwanzig Taſſen ſchwarzen Caffee nach einander und blaſen aus Holz- und Ambrapfeifen blaue Wölkchen türkiſchen Tabacks in die Luft, oder kreuzen ſich, langſam, mit orientaliſchem Phlegma hin- und hergehend, mit einheimiſchen Kaufleuten, mit Franzoſen, Engländern und Deutſchen, welche dann und wann ihre Promenade von dem andern Ende der Arcaden bis hierher ausdehnen. Jedenfalls iſt ſie die ruhigſte Ecke des Salons von San Marco und zugleich die Stelle, wo einzelne Vorzimmergeſtalten ſich dann und wann unter die Gäſte miſchen und die Gondelequipage anbieten. Die Blumenmädchen, die Quarkverkäufer und die Händler verirren ſich ſelten in dieſe ſtillere Ecke, nur einzelne wettergebräunte Gondoliergeſtalten ſchauen dann und wann hinein. Gehen wir weiter, mit jedem Schritt wird jetzt die Promenade reicher, glänzender und belebter, mit jedem Schritt treten wir mehr in die Mitte der ſogenannten faſhionablen Geſellſchaft, der gens du monde von ganz Europa, welche ſich hier das Herbſtrendezvous geben. Die Magazine und Cafés ſind glänzend decorirt,

und ſtrahlen ein Meer von Licht aus, die bizarren Contraſte in den Menſchengeſichtern und Coſtümen verſchwinden, der Orient überläßt dem Occident den Platz, der Frack und der einfarbige Oberrock treten an die Stelle der bunten Coſtüme, und die Crinoline beginnt den ihr gebührenden Rang einzunehmen. Anſtatt des Wirrwarrs aller orientaliſchen Sprachen hört das Ohr bekanntere, verſtändlichere Töne, die Converſationsſprache des Salons, und die Toiletten aus den Modemagazinen von London und Paris erſcheinen. Millionen von Gasſtrahlen werden von rothdrappirten und reich mit Vergoldung decorirten Wänden reflectirt, durch die glänzenden Spiegelſcheiben blicken wir in die prächtigen Räume der Cafés Florian und Suttil. Der edle Venetianer aus den alten Dogengeſchlechtern nimmt ſein Sorbet Abends bei Suttil, der vornehme Fremde, die Repräſentanten der engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Ariſtokratie, die Vertreter der hohen Finanzwelt, alle Fremde von Rang und Diſtinction trinken den ſchwarzen Caffee bei Florian. Die Kellner, welche den Kaffee und das Eis umherreichen, den Thee präſentiren, die Journale und Zeitungen herausſuchen, Stühle und Fußbänke bringen, erſcheinen deshalb auch nur in weißer Weſte und weißem Halstuch, verſtehen Franzöſiſch und Engliſch und zuweilen auch etwas Deutſch. In den innern Räumen der beiden Cafés iſt es ruhig und geſetzt, der Rauch der Cigarre ſtört dort nicht, es weht dort die Atmoſſpäre der vornehmen Welt. Nehmen wir einen Stuhl, ſetzen wir uns, und blicken eine halbe Stunde auf den inneren Raum des Platzes und auf die glänzenden Arcaden, wo die ganze hohe Ariſtokratie des Salons von San Marco vorüber promenirt. Die Stühle und Tiſche ſind hier zu Hunderten weit in den innern Raum des Platzes hinausgeſtellt. Kaum finden

wir noch Platz. Rechts von uns sitzen, wie wir aus dem Gespräch hören, zwei russische Fürstinnen mit ihrer Begleitung, links ein deutscher Prinz mit mehreren Cavalieren und Offizieren, vor uns ein venetianischer Herr aus einem der vornehmsten Geschlechter der alten Dogenstadt. Nur österreichische Offiziere sehen wir nirgends. Das Offizierkaffeehaus ist auf der andern Seite des Platzes.

„Potega", rufen wir rückwärts in die Arcaden hinein, „potega!" Der Kellner kommt, und bringt das Eis. Unser Ruf hat aber einen Schwarm von Menschen aufgeschreckt, welche sich zwischen den Stühlen und Tischen den Fracks und den Crinolinen der hohen Aristokratie aufhalten, das Gesindel des Salons. Der Ruf ist kaum erklungen, noch haben wir keine Zeit gehabt, das Eis zum Munde zu führen, da steht ein Blumenmädchen vor uns, sieht uns lächelnd mit ihren schwarzen, schönen Augen an, und überreicht uns ein Rosenbouquet. Noch ist das Knopfloch ohne Blumen; wer kann dem halblächelnden, halbbittenden Blick widerstehen, wir legen einen halben Franc in die weiße, kleine Hand; lächelnd und sich zierlich verneigend, entfernt sich das Mädchen, um sich einem andern Tische zuzuwenden, denn der Ruf „potega" sagt ihr, daß auch dort ein neuer Ankömmling Platz genommen hat. Kaum ist das Blumenbouquet, im Knopfloch befestigt, da steht ein hübscher Knabe an der Stelle des Mädchens, um seinem Hals hängt ein Kasten mit allem erdenklichen Flitterkram, aber bevor wir den Kasten anblicken können, hält er uns ausgebreitet ein Taschentuch vor das Auge, und ruft: „la pianta di Venezia". Es ist derselbe Ruf, den wir schon im Vorzimmer der Piazzetta vernommen, der während unserer kurzen Promenade mehrmals an unser Ohr gedrungen, wir blicken auf, der Plan von Venedig mit seinen Wasserstraßen, mit dem Molo und

der Lagune ist auf dem Tuch gezeichnet, und den Rand zieren eine Reihe der merkwürdigsten Kirchen und Gebäude. Der Junge bemerkt, wir haben einen Moment sein Tuch angesehen, er schließt aus dem Blick, daß wir das Tuch kaufen wollen, und zehnmal wiederholt er jetzt mit lauter Stimme: „la pianta di Venezia, Signor“. Der Ruf ertönt auch an andern Tischen, wir hören ihn in den Arcaden und auf dem Platz. Kein Wort wird im Salon von San Marco so oft gerufen, wie „la pianta di Venezia!“ „Gondola“ ist die Parole des Vorzimmers, „la pianta di Venezia“ die Parole des Salons. Um den Jungen los zu werden, fragen wir nach dem Preis. Das ist ein Fehler, derselbe Fehler, als wenn man den Gondolier am Molo nach dem Preise einer Gondelfahrt fragt! Er fordert wenigstens vier Franken, und verdient noch funfzig Prozent, als er uns das Taschentuch für einen Franken überläßt. Die mächtige Handelsrepublik Venedig hat ihren Kindern, wenn auch nicht ihre reichen Schätze aber als mütterliches Erbtheil das Talent des Handelns und Schacherns überlassen. Die Börse des Fremden empfindet dies in Venedig von der Gondelfahrt vom Bahnhof nach der Piazetta bis zu den Schmuck- und Juveleneinkäufen bei der Abreise alle Tage. Man hat etwas gekauft, und weit über Preis bezahlt. Der Geist aller seiner Ahnen, welche vielleicht zu des Foscari Zeiten mächtige Kaufleute in Venedig waren, ist in den Jungen gefahren; er ist unermüdlich im Anpreisen jedes einzelnen Gegenstandes seines Quarks, er möchte Alles verkaufen, er möchte sich selbst verkaufen, aber Alles mit vierhundert Prozent Aufschlag, wir sind zum ersten Mal in Venedig, wir blicken die einzelnen Stücke dieser Quincaillerie an, und jeder Blick kostet uns einen halben oder ganzen Franken. Endlich sind wir den Jungen los,

aber zehn Andere ſind an ſeine Stelle getreten. Die „piantas di Venezia“ nehmen gar kein Ende, Schildkröten, Nippſachen, überzuckerte Früchte, Papeterie, Alabaſtervaſen, Marmorſtatuen, Cigarren, Muſcheln, Perlen, Armbänder werden uns vor die Augen und unter die Naſe gehalten, die Schildkröten kriechen auf dem Tiſch herum, es iſt, als wenn alle Händler von Venedig um uns verſammelt ſind, da kommt der erſte Junge nochmals, mit deſſen Tand unſer Tiſch noch bedeckt, er entrollt wiederum ein Tuch, und ruft von Neuem: „la pianta di Venezia, Signor!“ Es iſt zu arg, wir laſſen den Tiſch und das Eis im Stich, und entrinnen durch die Arcaden dieſen Handelsharpyen.

Mit Mühe drängen wir uns durch die Spaziergänger. Der Typus des nördlichen und weſtlichen Europas iſt hier auf den Geſichtern, in den Geſtalten und Toiletten vorherrſchend. Selten blicken uns die Augen einer Römerin oder einer Neapolitanerin an. Bei dem Café Imperatore kommen wir ganz in das deutſche Element; aber daſſelbe wird bereits nicht mehr durch die Repräſentanten der haute volée vertreten, die Schichten der Geſellſchaft, welche hier Eis und Caffee trinkt, ſind ſchon geringeren Grades, das Café iſt auch nicht mehr ſo glänzend decorirt, wie Florian und Suttil, die Lampions, Gasflammen und Spiegel ſind ſeltener, und die Kellner erſcheinen nicht mehr in weißer Halsbinde und weißer Weſte. Wir überſchreiten nun den Platz in ſeiner Breite, und erblicken das Zauberbild der Marcuskirche in ſeiner märchenhaften Pracht uns gerade gegenüber. Die andere Seite der Arcaden iſt eine lange Reihe glänzender Magazine und Verkaufsladen. Alles, was die Lagunenſtadt an Gold, Juwelen, Kunſtgegenſtänden, Marmorſtatuen, Seidenwaaren und glänzenden, koſtbaren Nipp-

ſachen producirt, iſt hier hinter den glänzenden Spiegelſcheiben aufgeſtellt. Man kann hier Millionen von Franken an einem Abend ausgeben. Die Fabriken von Murano haben ihre Schätze ausgebreitet, die Goldſchmiede und Juwelenhändler übertreffen die Bijouteriehändler des Palais Royal, oder thun es ihnen wenigſtens gleich. Ein neues Gedränge hemmt unſere Schritte; wir ſind am Café Quadri, dem größten Kaffeehaus Venedigs. Es iſt in ſeinen Räumen unruhig, turbulent, wir ſehen Rauchwolken und hören das Billardqueu und laute, deutſche Stimmen. Offiziere von allen Waffengattungen, von allen Regimentern, welche in Venedig garniſonirt ſind, promeniren hin und her, oder ſitzen, die ſchwarzen langen Cigarren rauchend, an den Tiſchen vor den Arcaden. Wir ſind vor dem Offizierkaffeehaus von Venedig. Die Uniform nimmt hier die Stelle des Fracks und des Oberrocks ein, und Säbelgeklapper und Sporengeklirr ertönt auf den Marmorquadern der Arcaden. Reiche Damentoiletten aus den Magazinen und Modeläden von Paris und London werden an dieſer Seite des Platzes ſeltener. Die ganze Atmosphäre iſt hier eine andere geworden, ſie iſt mit dem Parfüm von holländiſchem und und öſterreichiſchem Taback gemiſcht. Eine Reihe anderer Cafés ſchließt ſich an das Café Quadri, aber ihre Namen ſind nicht über die Alpen gedrungen, man kennt ſie kaum im Canale Grande Hier verkehrt der Bürgersmann aus der Straße Merceria, der Krämer vom Ponte Rialto, der venetianiſche Nobile bleibt an der andern Seite des Platzes; wenn man hübſche Bürgermädchen ſehen will, muß man ſich hier niederlaſſen. Auch die Blumenmädchen, die Quarkverkäufer und die handeltreibenden Colporteure machen nur ſchnelle Streifzüge und kurze Razzias nach dieſer Seite des Platzes hin. Das

engliſche, ruſſiſche und franzöſiſche Terrain auf der andern Seite iſt ihnen günſtiger als der heimiſche Boden. Selbſt der Ruf: „La pianta di Venezia“ ertönt hier ſeltener.

Wir ſind an dem triumphbogenähnlichen Thore des Uhrthurmes, am Ende der alten Procuratieen angekommen. Die Piazzetta mit ihrem Meereshintergrund und mit ihren zwei Granitſäulen erſcheint uns gerade gegenüber. Der Mond erleuchtet das prächtige Waſſerbild, wir können jeden Maſt und jede Rae im Takelwerk unterſcheiden. Die beiden ehernen Vulcane an dem Uhrthurme ſchlagen die achte Stunde an. Die Hörner blaſen ein Finale aus Verdi's neueſter Oper. Ein Kanonenſchuß ertönt vom Hafen her. Langſam gleiten die Flaggen von den Maſten der Schiffe. Noch einige Takte — und die Muſik in der Mitte des Salon von San Marco iſt verklungen.

Nach zwei Stunden nehmen wir nochmals unſern Weg über den Platz. Seine Phyſiognomie hat ſich verändert. Die große Polonaiſe der Beſucher des Marcusplatzes in den Arcaden iſt zu Ende; dagegen iſt der innere Raum des Platzes mit Spaziergängern bedeckt. Noch funkeln alle Läden, Magazine und Café's im Lichterglanz und im Reflex der ſtrahlenden Gasflammen. An allen Ecken des Platzes und vor den Café's ertönt Geſang und Muſik. Sänger und Sängerinnen, Declamatoren und Muſikanten haben die Stelle der öſterreichiſchen Regimentsmuſik eingenommen, und halten an den Tiſchen der Eiseſſer und Kaffeetrinker eine reiche Fünfcentimesernte. Nur der Venetianer iſt etwas knauſerig; er hat ſich bei den Potegas und Camerieres einzelne Centimesſtücke einwechſeln laſſen. Der Weg unter den Arcaden iſt rings um den Platz frei geworden, die hohe Ariſtokratie unter den Touriſten, die venetianiſchen Nobili, die Engländer, Deutſchen und Franzoſen, die Griechen, Armenier, Perſer

und Türken, die venetianiſchen Krämer und Bürgersleute mit ihren Frauen und Töchtern promeniren alle entweder durch einander auf dem innern Raume des Platzes, um vor dem Schlafengehen noch einen größeren Abendſpaziergang zu machen, oder ſie haben ſich in die inneren Räume der Café's zurückgezogen oder ſind in den ſchwarzen Gondeln nach Hauſe gefahren. Alle charakteriſtiſchen Unterſchiede der Beſucher des Salons von San Marco haben in ſeinem innern Raum aufgehört; der Mondkronleuchter beſtrahlt ſie alle mit demſelben ſilbernen Lichte. Nur die Händler und die Quarkverkäufer wiſſen noch die Repräſentanten der einzelnen Nationen von einander zu unterſcheiden, und verſuchen ihre Razzias. Die piantas di Venezia bilden bei ihnen noch immer den Haupthandelsartikel, und hundertmal tönt uns der Ruf entgegen, wenn wir den Umgang um den Platz durch die Arcaden machen. Vor dem Café Florian begegnet uns ein Blumenmädchen. Sie hat noch ein einziges Bouquet in der Hand, und ihre lebendigen, dunklen Augen ſchweifen hin und her, um einen Abnehmer zu finden. Da begegnen ihre Blicke den unſrigen; lächelnd ſchaut ſie uns an, wir fühlen uns ganz ſicher, denn das vor drei Stunden gekaufte Roſenbouquet ſteckt noch im Knopfloch unſeres Fracks. Das Mädchen bleibt vor uns ſtehen; ihre ſchwarzen Augen lächeln freundlicher, ſie haben einen halb ſchelmiſchen, halb bittenden Ausdruck. Es iſt nicht möglich, das ſchöne Geſicht ohne Wohlwollen anzublicken. Da zieht ſie das Roſenbouquet aus dem Knopfloch unſeres Fracks, ſteckt es ſich ſelbſt an den Buſen, und ſetzt ihr eigenes friſches und duftendes Bouquet an deſſen Stelle. Das ſchöne Mädchen iſt eine wahre Tochter Venedigs. Wir können nichts thun, als dieſe feine und galante Induſtrie belächeln — und bezahlen.

Die ehernen Vulcane an dem Uhrthurme haben die zwölfte Stunde angeschlagen, und wir passiren noch einmal den Marcusplatz, um auf der Piazetta nochmals einen dämmernden Blick über den Molo zu werfen, und in der Gondel nach unserer Wohnung im Canale Grande zurückzukehren. Der Platz hat seine ganze Physiognomie verändert, und sieht einem Salon nach Mitternacht ähnlich, nachdem alle Gäste nach Hause gegangen sind. Die Lichter und Lampions in den Magazinen, Läden und Caffeehäusern sind ausgelöscht, die Läden und Thüren geschlossen, die leeren Arcaden werden nur von den die ganze Nacht hindurch brennenden Glasflammen erleuchtet Nur die Café's Florian und Suttil strahlen noch einen blendenden Lichtschimmer aus, der in langen, glänzenden Streiflichtern über die dunkeln Marmorquadern des innern Raumes des Platzes gleitet. Beide Caffeehäuser werden weder bei Tag noch bei Nacht geschlossen und sind jetzt fast dreihundert Jahre lang beständig offen. Der Mondkronleuchter flammt noch an dem dunkelblauen Sternenhimmel und zieht lange, silberne Streifen an den Vorsprüngen der Arcaden, der Peristile der Paläste und auf den Kreuzesspitzen und Säulen der morgenländischen Kirche. Hunderte von hellfarbigen Stühlen und Tischen stehen unordentlich durcheinander geschoben mitten auf dem Platze, und Schaaren weißer und buntfarbiger Tauben flattern auf den bunten Marmorquadern. Es sind die Tauben, welche auf Kosten der Regierung gefüttert und vom Volke heilig gehalten werden, die Nachkommen jener Tauben des venetianischen Admirals Dandolo, durch welche derselbe bei der Eroberung von Candia die Nachrichten erhielt, welche wesentlich zur Eroberung der Insel beitrugen. Der ganze Platz ist leer von Gästen, die Bürgersleute, welche die über den Lido aufgehende Sonne

zu ihren Geschäften ruft, sind durch die hundert kleinen Straßen und Gäßchen, welche unter den Bogengängen der neuen Procuratien münden, längst verschwunden, die venetianischen Nobili und die Besucher aus allen Ländern Europas sind auf der Piazetta in ihre Gondeln gestiegen, um in ihre Paläste und Hotels zurückzukehren. Man begiebt sich in Venedig nicht sehr spät zu Bett; die Nachricht, welche die Reisenden oft erzählen, daß die Bevölkerung Venedigs oft die ganze Nacht draußen auf dem Marcusplatz verweile, ist Uebertreibung. Nur vor dem Café Florian sitzt noch eine Gruppe von Spaziergängern, rauchend, plaudernd und Absinth mit Wasser trinkend. Sogar die Gondoliers liegen schlafend unter den Säulenvorsprüngen des Palazzo Ducale oder in ihren Gondeln. Die Rufe „gondola“ und „la pianta di Venezia“ sind verklungen; es ist so still auf dem großen Platz, daß wir das Echo unserer eigenen Schritte auf den Steinplatten und den Flügelschlag der Tauben hören. Quer über den innern Raum des Platzes schleicht langsamen Schrittes eine kleine Gestalt, um in einer der kleinen, schmalen Gäßchen sein dürftiges Nachtquartier zu finden. Der Arme ist bucklig, der volle Mondschein fällt auf ein charakteristisches, echt venetianisches Gesicht. Vor sich über der einen hohen Schulter trägt er an einem ledernen Riemen einen Bürstenkasten mit Schuhbürsten und Stiefelwichse. Wer ist der arme, müde, krummgewachsene Mensch? Jetzt ein venetianischer Stiefelputzer, der auf dem Marcusplatze den Fremden die Stiefeln vom Schmutz reinigt; aber sein Name ist Morosini, und er stammt in gerader Linie aus jenem berühmten venetianischen Dogengeschlecht, welches einst mit kriegerischen Heldenthaten viele Blätter der Geschichte der Republik füllte.

Neuntes Kapitel.

Eine Gondelfahrt auf dem Canale grande.

Der Canale grande iſt die Hauptſtraße Venedigs, ſein Corſo, ſein Longchamps, aber ein Corſo von ſo wunderbarer Schönheit, mit ſo eigenthümlichen Perſpectiven, daß es ſeines Gleichen in Europa nicht zum zweiten Male giebt. Die blauen Wellen der Lagune, welche an den Stufen der ſchönſten Paläſte Italiens branden, erſetzen die Marmorquadern des Pflaſters, und die Equipage, in der man durch dies Muſeum von Paläſten fährt, iſt das „ſchwarze Palmblatt", die verſchwiegene Bewohnerin der Canäle, die venetianiſche Gondel. Kein Geräuſch ſtört die Stille, welche ſich ſchweigend über dieſer Waſſerſtraße lagert, als der eintönige Schlag der Ruder und das Rauſchen der Wellen, welche zum adriatiſchen Meere fluthen. Taſſo's Stanzen ſind lange verklungen; für die Muſik heiterer Barcarolen und ſeufzender Serenaden haben dieſe Marmorwände kein Echo mehr, der jetzige venetianiſche Gondolier leidet an einem chroniſchen Katarrh, und ſeine früher ſo liederreiche Kehle iſt durch den blauen Wein von Friaul, durch den öſterreichiſchen Regietaback und durch den kalten Nachtwind auf der Piazetta rauh und tonlos geworden. Die Stille des Canale grande iſt ein ſtummes Echo; denn dieſe Marmorwände ſcheinen dazu erbaut zu ſein, um harmoniſche Töne wieder klingen zu laſſen, und in der Nacht iſt die Stille ſo ſonor, daß man glauben ſollte, das Geräuſch eines Kuſſes hören zu können.

Um ſechs Uhr Abends iſt dieſe eigenthümliche Waſſer-

ſtraße voll Leben und Bewegung. Sie iſt dann eben ſo belebt, wie irgend eine Hauptſtraße in einer andern großen europäiſchen Stadt; denn der Canale grande bildet um dieſe Zeit die beſuchteſte Promenade Venedigs, wie in London der Hydepark, oder wie in Paris die Champs Elyſées — aber eine Promenade, von Friſche und Poeſie überhaucht. Schwarze Gondeln mit livrirten Bedienten in den Farben ihrer Herrſchaft, und bunte Barken mit der beau monde Venedigs und der in der ſchwimmenden Meerſtadt anweſenden Fremden erſcheinen und verſchwinden zu Hunderten durch die kleinen in die große Waſſerſtraße mündenden Canäle, und kreuzen unter Ruderſchlag ihre blauen Wellen; der Canale grande iſt zu dieſer Stunde ein noch faſhionablerer Rendezvousort als der Marcusplatz, aber ein Rendezvousort auf dem Waſſer, Gondeln und Barken berühren ſich mit den ſchwarzen und bunten Rändern, und die Converſation geht von Bord zu Bord, wie einige Stunden ſpäter an den kleinen Tiſchen vor den Cafés Florian und Suttil.

Der Marcusplatz und der Canale grande repräſentiren eigentlich Venedig, noch mehr iſt aber der Canale grande der Ausdruck der Stadt von Paläſten, deren Marmorfüße in den Wellen des Meeres ruhen. Palaſt und Kirche wechſeln hier mit einander, und jeder Palaſt iſt eine ſteinerne Erinnerung aus einer tauſendjährigen, berühmten Vergangenheit, ein auf Marmor geſchriebenes Blatt einer Geſchichte voll großer Thaten, eminenter Erfolge und — geheimnißvollen Schreckens. Die Namen aller der berühmten und glänzenden Dogengeſchlechter, welche der Pinſel Veroneſes und Baſſanos auf den Wänden der Säle des Dogenpalaſtes verewigte, leben hier in ihren Marmorpaläſten, während der Engel des Todes ſie in den Reihen der Lebendigen ausgelöſcht hat; die Giuſti-

niani, die Corner, die Balbi, die Dandolo, die Foscari, die Manin und die Grimani blicken uns hier aus öden, mit grünem Blätterſchmuck umrankten Fenſterbogen und aus doriſchen, corinthiſchen und joniſchen Säulenlinien an, welche der hundertjährige Odem der Geſchichte mit einem dunkeln Ton überhaucht hat. Die Quartiere von Weſtend, von den vergoldeten Gittern des Hydeparks bis zu dem grünen Raſen des Regentsparks, repräſentiren den Reichthum und die Größe der engliſchen Ariſtokratie, die Cité von Paris die Revolutionen der letzten hundert Jahre, aber der Canale grande erzählt bei einer Gondelfahrt von einer Stunde die Begebenheiten eines Jahrtauſend aus dem reichen Leben eines der mächtigſten Staaten Italiens!

Steigen wir alſo im Vorzimmer der Salons von San Marco, auf der Piazetta, in eine Gondel, deren ſchwarze Cabine wir für heute, um uns ungenirter umſchauen zu können, auf den Marmorquadern des Molo zurücklaſſen, und fahren mit langſamem Ruderſchlage durch das Gewirr der Barken und Gondeln, deren Hauptquartier hier iſt, dem venetianiſchen Waſſercorſo zu, welcher in der Nähe mündet. Wir ſind im Hafen der Lagunenſtadt, links entrollt ſich ein ebenſo großartiges wie maleriſches Meerbild, die Thürme und Kuppeln von San Giorgio und die Schiffe aller Nationen mit bunten Flaggen, gerefften Segeln und dunkelm Takelwerk, rechts erſcheint ein grüner Raſenſtreif zwiſchen dem blauen Spiegel des Molo und den weißen Marmorſäulen eines ſtattlichen Palaſtes, der Garten des Palazzo Ducale. Ein Pavillon im griechiſchen Styl begrenzt den Garten, Napoleon ließ ihn bauen, um dort nach Tiſch den Mokka zu trinken, und auf die Lagune zu ſchauen, jetzt iſt er das einzige Kaffeehaus Venedigs, wo der Blick auf grü-

nem Rasen und blühenden Bäumen ausruhen kann. Nun sind wir an der Ecke des Canale grande, seinen rechten Eckpfeiler bildet der Palast Treves, dessen Salons zwei der schönsten Statuen Canova's, der Hector und der Ajax, schmücken. Der große Meister konnte sich nie von diesen größten Werken seines Meißels trennen, bis der Tod ihn überraschte. Da kaufte sie der Ritter Treves de Bonsil neben fürstlichen und reichen Concurrenten für eine enorme Summe, und erfüllte so den Wunsch des Meisters, der sie bei seinem Tode der Stadt Venedig zu schenken gedachte. Links öffnet sich nun der Blick auf die weite Wasserfläche des Canals der Giudecca, während die prächtige Kirche Santa Maria della Salute auf einem hohen Perron von Marmorstufen die andere Ecke des Canale grande bildet. Sie wurde nach der fürchterlichen Pest im Jahre 1630 erbaut, deren Schreckensbilder der Pinsel Tintorettos auf den Treppenwänden von San Rocco verewigt hat. Dann erscheint rechts die imposante Façade eines großen Palastes, seine Säulenlinien gehören der jonischen und dorischen Ordnung an; es ist der Palast Corner, den der berühmte Baumeister Sansovino, der geniale Schöpfer der Loghietta am Marcusplatz, für die Familie Cornaro erbaute. Cornaro, welch' in der Dogengeschichte Venedigs berühmter Name! Aus dem Geschlecht der Cornaro stammte Catharina Cornaro, die schöne Königin von Cypern, deren Banner Jahrhunderte an einer der rothen Flaggenstangen vor der Marcuskirche wehte. Der letzte Cornaro focht in den Schlachten Napoleons, und starb vor etwa zwanzig Jahren. Dem Palaste der Königin gegenüber steht ein symbolisches Bild der unterbrochenen Macht der einst mächtigsten Republik Italiens, die kaum halb vollendeten dorischen Säulen des Palastes Vernier. Ein venetianischer Patrizier, Vernier del Lione,

begann dieſen Bau in der Abſicht, die Façade des Palaſtes Cornaro an Reichthum und Pracht zu übertreffen, aber der Tod unterbrach ſeine Pläne, und grünes Geſträuch überwuchert jetzt dieſe gigantiſchen Säulenknäufe und dieſe coloſſalen Marmorquadern, deren Großartigkeit in ihrer Vollendung man noch in einem in Venedig befindlichen architectoniſchen Plane bewundern kann. Neben dieſem trauernden Sinnbilde Venedigs erhebt ſich die ganz mit Marmor bedeckte Façade des Palaſtes Dario. Der Erbauer hat ſie mit den Worten: „genio urbis Joannes Darius“ geſchmückt. Auch ſein Geſchlecht iſt lange erloſchen. Die beiden folgenden Paläſte repräſentiren die ſtrengen Linien des mauriſchen Bauſtyls und den Rococogeſchmack der Regentſchaft, und gegenüber erinnert der Palaſt Cavallo nochmals an den mauriſchen Bauſtyl des Mittelalters.

Nun erſcheinen zwei große Paläſte, die Repräſentanten zweier Namen, welche Venedig zu ſeinen berühmteſten zählte. Die Namen heißen Piſani und Moroſini. An den Palaſt Piſani knüpft ſich ein trauriges Drama. Leopold Robert vollendete dort ſein letztes und beſtes Gemälde, die Fiſcher von Chioggia, und als die Nachricht in Venedig eingetroffen war, daß das Bild in Paris mit einem Enthuſiasmus aufgenommen wurde, der alle Erwartungen des Meiſters übertraf, tödtete er ſich in ſeinem Atelier mit einem Dolchſtoß. Niemand kennt bis jetzt die Urſache dieſer ſchrecklichen That. Moroſini und die venetianiſche Republik in ihrem höchſten Glanze — das iſt faſt daſſelbe! Eine Reihe der höchſten Würdenträger des Staats, Cardinäle, Erzbiſchöfe und vier Dogen führten den Namen Moroſini. Der letzte Doge aus dem Geſchlecht der Moroſini war der größte und der berühmteſte: Franz Moroſini, der Sieger im Peloponnes.

Sein irdiſcher Leib ruht in der benachbarten Kirche von San Stephano, ſeinen Namen hat die Muſe der Geſchichte mit ewig leuchtenden Lettern verzeichnet. In einer Reihe von Wandgemälden und in einem Waffenſaal kann man noch heute im Palaſte ſeine Kriegsthaten in Bildern, Standarten und kriegeriſchen Emblemen leſen. Jetzt reinigt unter den Arcaden des Marcusplatzes ein kleiner, bucklicher Menſch den Fremden die Stiefel vom Schmutz; ſeine Geſichtszüge haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Marmorbüſten im Palaſte, beſonders mit der Büſte des großen Generals. Er heißt Moroſini, und iſt ein Abkomme aus dem berühmten Geſchlechte der Dogen. Der bucklige arme Mann iſt einer von den ſonderbaren Contraſten, an denen Venedig ſo reich iſt, wie keine andere Stadt Europas.

Eine coloſſale und doch elegante eiſerne Brücke wölbt ſich hier über beiden Ufern des Canals, und erſetzt den ehemaligen lebendigen Gondeltraghetto. Die Brücke iſt ein Meiſterwerk der Eiſengießerei, ein einziger großer Bogen, reich, prächtig und trotz der coloſſalen Formen doch zierlich. Und dennoch ſtört ſie das großartige Enſemble der Marmorpaläſte außerordentlich. Das Kunſtwerk der Eiſengießerei des neunzehnten Jahrhunderts paßt nicht zu den Palaſtfronten des Mittelalters mit den doriſchen, corinthiſchen und joniſchen Säulenlinien; das Muſeum der Marmorpaläſte bedarf als Brücke einen einzigen, weißen Marmorbogen, wie der Ponte Rialto. Die ſchwarze Gondel, die blaue Welle und der vom Hauch der Jahrhunderte geſchwärzte Marmor ſind die einzig würdigen Decorationen des großartigen venetianiſchen Waſſercorſo. Verlaſſen wir auf einige Minuten die Gondel, und ſteigen auf die Brücke; denn ihre Höhe iſt der reichſte Point de Vue über den ganzen Canale grande. Rechts

erſcheint die Perſpective aller Paläſte, an denen wir vorüberfuhren, bis zu den majeſtätiſchen orientaliſchen Kuppeln von San Salute, welche ſich auf dem blauen Himmelshintergrunde abzeichnen; ganz in der Tiefe nach dem Lido zu ſcheinen die grünen Raſenflächen und die blühenden Bäume des öffentlichen Gartens auf den blauen Wellen der Lagune zu ſchwimmen, der Sommerabend färbt den Horizont des italieniſchen Himmels mit lila und roſigen Dinten, und die untergehende Sonne wirft glänzende, ſchimmernde Streiflichter auf die marmornen Profile im Vordergrunde. Nach links öffnet ſich eine ganz neue Perſpective der ſchönſten und berühmteſten Paläſte Venedigs; ſie waren die Wohnungen der Foscari, Giuſtiniani, Contarini, Mocenigo. Jeder Name füllt ein Blatt der venetianiſchen Geſchichte in ihrer glänzendſten Zeit. Keine Brücke in Europa bietet eine ähnliche Ausſicht!

Unſere Gondel fährt nun durch den eiſernen Brückenbogen. Links leuchtet eine goldene Inſchrift auf der Fronte eines Gebäudes neuern Bauſtyls: Academia dei belle arti. Das Gebäude enthält eine Sammlung von Gemälden venetianiſcher Meiſter. Tizian, Paul Veroneſe, Baſſano, Giorgione, Tintoretto, Pordenone, Palma ſind in den prächtig verzierten Sälen vertreten. Das kleine Gebäude rechts in der Ecke des Canals, der hier mündet, halb Kiosk, halb Schloß, war nicht die Wohnung des unglücklichen Dogen Marino Falieri, dem der Henker auf Befehl des finſtern Rathes der Zehn auf der oberſten Stufe des Dogenpalaſtes das achtzigjährige Haupt abſchlug, obſchon es ſeinen Namen führt, die andere Ecke des kleinen Canals bildet eine kleine Palaſtruine, ein Pendant zu dem Palais Venier del Leone. Ein Herzog von Ferrara wollte ſich hier einen Palaſt bauen, aber der Rath der Zehn liebte die Fremden nicht und der Her-

zog mußte seine Maurer verabschieden, als der untere Stock kaum vollendet war.

Nun entfaltet das Museum von Palästen an der linken Seite des Canale grande seine größte Pracht. Die beiden Paläste der Giustiniani bauen dort im reinsten, maurischen Geschmack ihre herrlichen Fronten auf. In dem ersten wohnte Chateaubriand, bevor er sich auf seine Pilgerreise nach Jerusalem begab, in dem zweiten einer der berühmtesten Aerzte Italiens, der Doctor Aglietti, der Freund Byrons. Er rettete durch seine Kunst der schönen Gräfin v. G., der Geliebten des Dichters, das Leben — und dem Dichter selbst, da dieser geschworen hatte, sich zu erschießen, wenn ihm die Freundin stürbe. Neben dem Palast Giustiniani steht der Palast Foscari, ein Meisterwerk der Architectur, der schönste Palast in Venedig. Heute sind seine Säle, welche einst Paris Bordone mit seinen Gemälden schmückte, Ruinen, und dienen — einem österreichischen Regimente zur Kaserne. In der Zeit des Glanzes der mächtigen Republik wohnten hier die fremden Fürsten, welche Venedig besuchten. Der König Heinrich III. von Frankreich, Casimir von Polen, die Könige von Böhmen und Ungarn genossen hier venetianische Gastfreundschaft. Vor zwanzig Jahren wohnten in einem ärmlichen Zimmer des untern Stockes, welches kaum auf das Nothdürftigste möblirt war, zwei alte, schwache, siebenzigjährige Frauen. An dem Kopfende der erbärmlichen Matratze, wo die armen Frauen sich Abends niederlegten, stand das Bild eines Königs, welches derselbe ihren Vorfahren als Zeichen seiner Freundschaft geschenkt hatte. Und wer waren diese armen alten Frauen? Sie führten den Titel Gräfinnen, und waren — die letzten Foscari! Verlassen wir schleunigst diesen traurigen Palast, dies großartige Grabmal venetianischer Herrlichkeit und Größe.

Bevor der Canale grande eine Biegung macht, erblicken wir noch links den Palaſt Balbi, von dem Glockenthurm der Frauenkirche überragt, ein durch ſeine Größe majeſtätiſches, wenn auch gerade nicht elegantes Gebäude. Der Kaiſer Napoleon pflegte aus ſeinen Fenſtern die Feſte anzuſchauen, welche die Stadt während ſeiner Anweſenheit auf dem Canale grande veranſtaltete. Die drei folgenden Gebäude führen einen Namen, einen der berühmteſten in der venetianiſchen Geſchichte, den Namen Mocenigo. Große Generale, Geſandte, Senatoren, geheimnißvolle Mitglieder des Rathes der Zehn haben ihn geführt, ſieben Male wurde er mit der Dogenmütze gekrönt. Zwei dieſer Paläſte ſind noch heute im Beſitz der Familie. Zu den großen Erinnerungen aus der venetianiſchen Geſchichte, welche ſich an dieſe Paläſte knüpfen, hat die neuere Zeit noch einen andern berühmten Namen gefügt, den Byrons. Der Lord bewohnte bei ſeinem zweiten Aufenthalte in Venedig zuerſt den mittleren, dann den letzten Palaſt Mocenigo nach der Rialtobrücke zu. Er ſchrieb dort die erſten Geſänge ſeines Don Juan, und den größten Theil der Tragödien Marino Falieri und Sardanapal. Byron hatte bekanntlich immer eine große Liebhaberei für Thiere. Auch während ſeines Aufenthaltes in Venedig im Palaſte Mocenigo hatte er Thiere aller Gattungen um ſich, welche ſich theils auf dem innern Hofe des Palaſtes aufhielten, theils frei durch die Zimmer liefen. „Es giebt hier", ſchrieb ſein Freund Shelley, „zwei Affen, fünf Katzen, acht Hunde, einen Fuchs, einen Sperber, vier Geier, welche nach Belieben durch die Säle laufen". Niemals ſah man Byron auf den Straßen, auch nie auf dem Marcusplatz; er ſoll ihn nur, wie wenigſtens in Venedig behauptet wird, aus den Fenſtern eines der angrenzenden Paläſte geſehen haben, ſo unangenehm war es ihm, den

Leuten zu zeigen, daß er auf einem Fuße hinkte. Byron war damals dreißig Jahre alt und führte ein ausschweifendes Leben. Lange Zeit war die Fornarina seine erste Odaliske. Sie hieß eigentlich Margarita Cogni. Sie hatte prächtige schwarze Augen, war von großer und doch eleganter Gestalt, und ihr Gesicht hatte den schönsten venetianischen Typus der alten Zeit. Damals zweiundzwanzig Jahre alt, war sie in allen ihren Manieren, in ihren Gedanken und Ausdrücken ganz Venetianerin, konnte weder lesen noch schreiben, war wild und unbändig, etwas tyrannischer Natur und äußerst eifersüchtig, so daß sie, wenn sie im Palast Mocenigo ein anderes Frauenzimmer traf, dasselbe mit Faustschlägen und Püffen regalirte. Byron nannte sie selbst ein wildes Thier. Das wilde Thier hatte übrigens im Palast Mocenigo ganz die Herrschaft an sich gerissen, schränkte die unnützen Ausgaben ein, hielt die Leute in Ordnung, erbrach die Briefe und begegnete jedem Versuch, an ihrer Souverainetät zu rütteln, mit den heftigsten Excentricitäten. Ihre Herrschaft nahte sich erst ihrem Ende, als Byron die schöne und geistreiche Gräfin G. kennen lernte. Byrons ausschweifendes Leben hörte auf und er entfernte die Fornarina aus dem Palaste Mocenigo, den sie indeß erst nach einem heftigen Widerstande und unter den größten Excentricitäten, wie Messerstiche und ein Sprung in den Canal, räumte.

Nach diesen kurzen Erinnerungen aus dem Leben des berühmten Verfassers des Don Juan steigen wir wieder in die Gondel und setzen unsere Fahrt fort. Links erscheint der Palast Pisani; seine Architectur erinnert an die Alhambra und an die Maurenschlösser in Granada, ein schmaler Canalstreifen trennt ihn von dem Palast Barbarigo, wo lange Zeit Titian lebte und manches seiner Meisterwerke schuf. Noch heute kann man in seinem

ehemaligen Atelier im Palaſt ſeine Magdalena ſehen; es ging ihm wie Canova, er konnte ſich nie von dem Bilde trennen. Links und rechts ſchauen ſich nun die Paläſte Martinengo und Grimani an, der letztere hat eine rein korinthiſche Façade, ſein Periſtyl iſt von majeſtätiſcher Schönheit und Größe. Marino Grimani, deſſen Gemahlin aus dem Geſchlecht der Moroſini, im großen Saal des Dogenpalaſtes gekrönt wurde, wohnte hier. Der Bucentauro legte an dieſen Perron an. Jetzt iſt das Gebäude für die öſterreichiſche Poſtverwaltung eingerichtet Ein kleines, beſcheidenes Häuschen ſteht dann neben dem. großen Palaſte Loredan; in dem kleinen Hauſe wohnte der Eroberer von Konſtantinopel, der erſte Doge aus ſeiner berühmten Familie, der blinde Krieger Enrico Dandalo. Der Palaſt Bembo, welcher dann folgt, war die Reſidenz des Cardinals Bembo, der Geliebte der Herzogin von Ferrara, Lucrezia Borgia. Der nächſte Palaſt führt einen großen und traurigen Namen; es iſt der Palaſt Manin. Der letzte Doge der ſterbenden Republik war ein Manin, und der Dictator von Venedig, der die junge, im Schaum des adriatiſchen Meeres neugeborne Republik ſo heldenmüthig gegen die öſterreichiſchen Kanonen vertheidigte, war ſein Enkel.

Ein einziger weißer Marmorbogen überwölbt nun hoch und majeſtätiſch beide Ufer des Canale grande. Er macht einen großen und prächtigen Eindruck. Es iſt der Ponte Rialto — ein Name, der in der Geſchichte Venedigs faſt eben ſo berühmt iſt, wie der Marcusplatz. Die Kühnheit der Wölbung ſeines Bogens beweiſt, wie weit die alten venetianiſchen Baumeiſter in der Kunſt der Statik vorgeſchritten waren. Der Ponte Rialto bildet den Schluß der prächtigen Strecke des Canale grande, er iſt das letzte Blatt in dieſer marmornen Geſchichte der reichen und

mächtigen Republik, welche sich von der Piazetta bis hier in ihrer ganzen Pracht aufrollt. Die andere Seite des Canals erzählt die Geschichte der Republik in ihrem Verfall, nur hie und da ragt noch ein majestätisches Gebäude aus den Trümmern auf.

Die aus allen Baustylen gemischten Fronten der Paläste der Camarlinghi, große unregelmäßige Gebäude, bilden den Eingang zu einer langen Reihe von fast in Trümmern liegenden Palästen mit Säulenarcaden. Sansovino ist ihr Erbauer, und einst residirten hier die Magistratsbehörden der Republik. Man nennt sie die neuen Gebäude des Rialto, so wie man aus Gewohnheit zuweilen einen Greis noch bei seinem Kindesnamen nennt. Dann erscheint neben dem Palast Valmarano der Palast Michieli, der Repräsentant eines der berühmtesten Namen der Republik. Venedig hatte mehrere Dogen aus der Familie Michieli. Dominico Michieli, ein tapferer hochherziger Mann, zog dem König von Jerusalem zu Hülfe, und schlug die Sarazenen bei Jaffa. Tyrus, Askalon und die Städte des Archipel sahen damals den Löwen von San Marco vor ihren Mauern, und niemals verdierte ein Held so seine Grabschrift, wie Dominico Michieli: „Terror Graecorum jacet hic!“ Auf derselben Seite neben dem im arabischen Geschmack aufgeführten Palaste Sagredo zeigt sich nun ein köstliches kleines Palais, an architectonischem Reichthum unbedingt das prachtvollste in Venedig. Arabische, maurische, gothische und sarazenische Bogen, Säulenlinien und Arabesken vereinigen sich hier in wunderbar schönen und eleganten Formen. Der kleine Palast heißt La' Doro, und ist jetzt Eigenthum der Tänzerin Taglioni, der Mutter der Gemahlin des Fürsten Trubetzkoi. Nicht weit von demselben erhebt sich ein außerordentlich prachtvoller Palast, jeden-

falls, mag man der Reinheit des Bauſtyls auch manchen gerechten Vorwurf machen, einer der prächtigſten Paläſte, den Italien überhaupt aufzuweiſen hat, der Palaſt Peſaro, der jetzt dem Herzog von Bevilacqua gehört. Nach dem Fall der Republik verließ der Marcheſe Peſaro ſein prächtiges Schloß, begab ſich nach London, und betrat es nie wieder. Er konnte den Schmerz nicht ertragen, auf der Fahnenſtange vor dem Thore der Marcuskirche ein anderes Banner wehen zu ſehen, als den Löwen von San Marco.

Unter den Paläſten mit doriſchen, joniſchen und corinthiſchen Säulen, welche weiterhin die rechte Seite des Canale grande einfaſſen, zeichnet ſich beſonders noch ein Palaſt durch die Eleganz und die Pracht ſeiner Façade aus. Es iſt der Palaſt Vendramin, und ſeine reichen Säle bewohnt die vertriebene franzöſiſche Königsfamilie Karls des Zehnten, wenn ſie in Venedig reſidirt. Corinthiſche Säulen mit griechiſchem Marmor, Serpentin, Porphyr und koſtbaren Steinen geſchmückt, zieren eine Façade, welche zu der Nobelſten und Schönſten gehört, was die Baukunſt in Italien hervorgebracht hat. Die Fenſterbogen und der große Balcon ſind von unnachahmlicher Schönheit. Pietro Lombardo ſoll der Schöpfer dieſes Meiſterwerkes der Architectur ſein. Wir ſind nun bald am Ende des venetianiſchen Waſſercorſo angekommen. Die bizarren und alten Gebäude an der linken Seite mit den eingeſtürzten Säulen und verfallenen Fenſterbogen ſind auch eine Erinnerung an die Handelsmacht Venedigs. Dort wohnten die türkiſchen Kaufleute oder die Barbaren, wie man ſie damals nannte, wenn ſie nach Venedig kamen. Der Palaſt Corner dient jetzt als Muſeum, und enthält manche Curioſität und Merkwürdigkeit. Nochmals repräſentirt der Palaſt Flangini die Größe und den Verfall Venedigs in einem Gebäude, ein zweites Caſa Doro, aber unvoll-

endet. Es ſieht aus, als wenn das Dach dieſe Säulenlinien in ihrer Entwickelung aufgehalten hat. Hier wohnte der vorletzte Doge der Republik. Dann erſcheint eine weiße Marmorkirche, die Kirche der Barfüßermönche, und gegenüber, aus dem Garten des Palaſtes Papadopoli, blicken Palmen, Lorbeern und Cypreſſen über eine mit Muſchelwerk und bunten Steinen verzierte Mauer. In dieſer Umgebung ſtört die zweite eiſerne Brücke, welche ſich hier, am Bahnhofe von Venedig, über den Canal ſchwingt, den Eindruck nicht ſo ſehr, wie früher zwiſchen den alten Marmorpaläſten. Wir fahren unter der Brücke hindurch, noch einige Ruderſchläge und der Canale grande iſt zu Ende: aber er ſchließt, wie er begann, mit einem grandioſen Waſſerbilde. Weithin dehnt ſich die Lagune aus, wie ein faſt unabſehbarer Meeresſpiegel. Auf den grünen Wogen wiegen ſich große, dunkle Schiffe mit weißen Segeln und bunten Flaggen. Den Horizont umrahmt ein ſchönes Gebirgsbild. Eine blaue Bergkette erhebt ſich in den ſanften und wellenförmigen Linien des Urgebirges, und weiße Schneeflocken und Schneeſtreifen, vom Glanz der Abendſonne überhaucht, ſchmücken ihre Scheitel, wie glänzende Silberkronen und Silberdiademe. Durch das blaugrüne Waſſerbild zieht ſich ein weißſchimmernder Streifen; er verbindet den Horizont mit dem dieſſeitigen Ufer. Ein weißer Punkt reiht ſich an den andern, und die weißen Punkte ſchimmern, wie die Flügel von Schwänen, welche auf den Wellen ruhen. Die glänzenden Punkte ſind die Marmorpfeiler der größten Brücke der Welt, welche die ſchwimmende Meerſtadt mit dem Feſtlande Italiens verbindet, die Lagunenbrücke, über welche mit geflügelter Eile, ſauſend und ſchnaubend, das Dampfroß nach Treviſo eilt.

Zehntes Kapitel.

Der Dogenpalaſt in Venedig.

Es giebt hie und da Orte in Europa, welche die grauſamen Thaten vergangener Jahrhunderte mit beſonders blutiger Schrift erzählen, Orte, an deren Wänden das Blut der Gemordeten immer wieder zum Vorſchein kommt, ſo oft man ſie auch übertüncht hat. Ich war kürzlich auf einem alten Jagdſchloſſe im Blühnbachthal, welches die Erzbiſchöfe von Salzburg bewohnten, als ſie mit Folterwerkzeugen und mit dem Schwert des Nachrichters die Reformation in den Salzburger Alpen ausrotteten. Ein Schauder überlief mich, als ich in dieſen düſtern Räumen umherging und daran dachte, welch fürchterliche Thaten ſie angeſehen hatten. Die Peinigungen der Opfer mußten hier zur Erholung nach den Freuden der Jagd und der Tafel dienen; ihr Geſchrei und ihr Sterberöcheln, wenn ſie durch einen mit Dornen, Diſteln und Neſſeln gefüllten Thurm in den brauſenden Bach geworfen wurden, wo man ſie mit langen, ſcharfen Haken totſchlug, vermiſchte ſich mit den Hörnerfanfaren und mit den Freudengeſängen ihrer Richter, welche ſich den rothen Wein jubelnd aus goldenen Bechern zutranken. Ganz ähnliche Gefühle beſchleichen mich unwillkürlich, wenn ich im Tower zu London und im Louvre bin, oder durch die prächtigen Marmorſäle des Dogenpalaſtes in Venedig wandere. Das Mene Tekel der Geſchichte iſt auf dieſen Wänden mit unauslöſchlicher, blutiger Schrift geſchrieben, und die gold- und ſilberdurchwirkten Tapeten

und die goldenen Bilderrahmen ſind nicht im Stande, dieſe blutigen Erinnerungen hinwegzuwiſchen.

Die Wände des venetianiſchen Dogenpalaſtes wiſſen vor allen andern Gebäuden in Europa ſchreckliche Dinge zu erzählen. Ihre Frescobilder und Marmorreliefs bilden eine fortlaufende Geſchichte Jahrhunderte langen Schreckens, den Commentar zu einem Terrorismus, wie ihn kein Volk Europas geſehen hat. Die rothen Porphyrſäulen an der dem Marcusplatz zugekehrten Façade, die Sala della Bussola, die Sala del Consiglio dei dieci, die jetzt fortgenommenen Löwenrachen, in deren Mündung man, ohne geſehen zu werden, von außen anonyme Denunciationen hineinwarf, ſind noch heutigen Tages redende Zeugen der furchtbaren Schreckensherrſchaft des Rathes der Zehn, „der alles wußte und nichts verzieh.“ Die ſchreckliche Inſchrift C. D. X. ſcheint noch heute geheimnißvoll auf den vergoldeten Plafonds und auf den mit Tintoretto's und Tizians Meiſterwerken geſchmückten Wänden zu leuchten. Die fürchterlichen Piombi hat der Sturm der franzöſiſchen Revolution vernichtet, aber die Pozzi, dieſe in dicke Mauern eingeſprengten ſteinernen Särge haben allen Stürmen der Zeit widerſtanden, und erzählen in grauſer Nacktheit fürchterliche Thaten. Hier war aber der Schrecken der dunkle und geheimnißvolle Begleiter der glänzenden Geſchichte eines mächtigen und großen Volkes, eines Volkes, welches die Meere beherrſchte, deſſen rothe, mit dem Löwen von San Marco geſchmückte Flagge Cultur, Kunſt und Civiliſation bis zu den Thoren von Byzanz und zu den Sandſteppen der lybiſchen Wüſte trug. Der Terrorismus war eines der Motive ſtaatlichen Glanzes und ſtaatlicher Größe!

Es kann hier nicht meine Aufgabe ſein, den Dogenpalaſt in Betreff ſeiner architectoniſchen Kunſtwerke, ſeiner

Wandgemälde und seiner Statuen zu schildern. Eine Kunstgeschichte des Dogenpalastes ist häufig genug geschrieben worden, und Schilderungen von Paul Veronese's und Tintoretto's Wandgemälden, von den Plafondbildern im Saale des Rathes der Zehn, und von den Antiken und Merkwürdigkeiten in den ehemaligen Zimmern der Dogenwohnung findet der Leser in jedem Buche, welches die Lagunenstadt beschreibt. Alle diese Dinge werde ich nur beiläufig erwähnen, und statt ihrer eine kurze Geschichte der schrecklichen und großen Thaten schreiben, welche sich während eines fast tausendjährigen Bestehens der venetianischen Republik, eine der mächtigsten Republiken der Erde, in diesen prächtigen, mit Gold, Reliefs und Meisterwerken der Malerei geschmückten Sälen zugetragen haben. Ich werde von dem schrecklichen Rathe der Zehn und von den Staatsinquisitoren sprechen, von denen der Dichter sagt:

„Der Tod trifft ohne Lärm, das Blut fließt in der Stille,
Die Henker sind bereit, wo der Verdacht beginnt;"

aber ich werde zugleich die großen Thaten eines Volkes erzählen, welches zu den ersten und mächtigsten Völkern Europas gehört und welches heute wieder um seine Freiheit kämpft. Die Erinnerung an diese vergangene Größe lebt in diesem Volke noch heute, sie lebt in dem Gondolier, der den Fremden in der schwarzen Gondel, um einige Zwanziger zu erwerben, durch das Museum von Palästen und durch die blauen Fluthen der Lagune fährt, und in dem Nobile, der seinen Ursprung aus Heldengeschlechtern, von einem Morosini und Mocenigo, herleitet. „Der Löwe von San Marco ist nicht todt, er schläft nur!" Diesen Gedanken kann man, wenn man ihn nur hören will, in Venedig täglich hören, auf dem Rialto und auf dem Marcusplatz, auf den verlassenen

und öden Werften des Arſenals und vor den Altären der Marmorkirchen. Daß der venetianiſche Volksſtamm den untergangenen Völkern zuzurechnen, iſt eine der vielen Lügen der Zeit.

Der Bogengang des Dogenpalaſtes an der Piazetta hat eine mit Blut geſchriebene Geſchichte. An ſeinen Marmorſäulen wurden viele von denen erhängt, denen der Rath der Zehn ein geheimes und ſchnelles Urtheil geſprochen hatte, wenn ſie nicht in den unterirdiſchen Gefängniſſen erdroſſelt, oder in den ſtillen Fluthen des Canals Orfano erſäuft wurden. Die neunte und zehnte Säule dieſes ſchrecklichen Bogenganges iſt von rothem Marmor. Zwiſchen ihnen wurden die peinlichen Urtheile der Republik verleſen. Gerichts- und Urtheilsſtätte lagen in Venedig immer nahe bei einander, und von der Verleſung des Urtels waren es zu der Vollſtreckung deſſelben immer nur wenige Stunden und wenige Schritte. Der Rath der Zehn zeichnete ſich nicht nur durch die Heimlichkeit, ſondern auch durch die Schnelligkeit ſeines Verfahrens aus.

Wenn man nun das große Eingangsthor der Porta della Carta paſſirt, und den innern Hof mit ſeinen wunderbar ſchönen Bronzeciſternen durchſchritten hat, ſteht man vor einer prächtigen Freitreppe von weißem Marmor. Es iſt die Rieſentreppe. Zwei coloſſale Statuen, Neptun und Mars, der Gott des Meeres und des Krieges, beide Sinnbilder der mächtigen Meeresrepublik, ſchauen von ihrer Höhe herab. Die Treppe ſtammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und iſt in der Geſchichte der venetianiſchen Republik von großer Bedeutung. Auf ihrer oberſten Stufe wurde jedem neuerwählten Dogen die Dogenmütze mit den Worten: „Accipe coronam ducalem ducatus Venetiarum“ auf das Haupt geſetzt.

Auf der Höhe dieſer Treppe endigte eines der blutigſten Dramen, welches in den vergoldeten Sälen des Palaſtes aufgeführt wurde. Dem vierundachtzigjährigen Dogen Marino Falieri wurde hier oben ſein weißes Haupt abgeſchlagen, und rollte bis zur unterſten Stufe der Treppe.

Die Hinrichtung Marino Falieri's iſt eine der populärſten Dramen aus der venetianiſchen Geſchichte. Byron, Delavigne und Cooper haben ihm in ihren Schriften eine unauslöſchliche poetiſche Weihe gegeben. Marino Falieri war der Nachfolger Dandolo's in der Dogenwürde. Als er zum Herzog von Venedeig ernannt wurde, hatte er bereits ſein achtzigſtes Jahr überſchritten. Auf einem Feſte im Dogenpalaſte erlaubte ſich ein junger Patrizier, Michel Steno, einige Freiheiten gegen eine Dame aus der Begleitung der Gemahlin des Dogen, welche die Fröhligkeit des Feſtes und die Maskenfreiheit entſchuldigen konnten, wodurch der Doge ſich aber ſo verletzt fühlte, daß er Steno aus dem Saale werfen ließ. Steno, wüthend über dieſen Schimpf, der ihm in Gegenwart und unter den Augen des ganzen venetianiſchen Adels angethan war, ging in den Saal des großen Raths, und ſchrieb auf der Rückſeite des Dogenthrones die Worte: „Marino Falieri hat eine ſchöne Frau, deren Gemahl er iſt, und deren Liebhaber andere ſind.“ Der Doge gerieth außer ſich vor Wuth und Erbitterung, Michel Steno wurde als der Verfaſſer der Inſchrift entdeckt, zur Unterſuchung gezogen, und zu einer Gefängnißſtrafe von nur zwei Monaten und einem Jahr Verbannung aus Venedig verurtheilt. Marino Falieri war indeß weit entfernt, ſich mit einer ſo unbedeutenden Strafe des jungen Patriziers zu begnügen. Er forderte den Tod Steno's oder lebenslängliche Verbannung, und als der Gerichtshof dieſem Verlangen nicht nachkommen wollte, ließ er ſich mit andern

Unzufriedenen in eine Verſchwörung ein, deren Zweck der Umſturz der Regierung und die Ermordung der Patrizier war, welche das Urtheil über Michel Steno geſprochen hatten. Der Bergamaske Bertrand entdeckte dem Rath der Zehn die Verſchwörung, zwei von den Hauptverſchworenen, Bertruccio und Calendario wurden ſofort verhaftet, nannten auf der Folter ihre Mitverſchworenen, und wurden noch in derſelben Nacht an den beiden rothen Porphyrſäulen erdroſſelt. In der Nacht des folgenden Tages verſammelte ſich der Rath der Zehn, um zwanzig Patrizier vermehrt, um den Dogen zu richten. Marino geſtand ſein Verbrechen, und wurde einſtimmig zum Tode verurtheilt. Der Doge wurde der Zeichen ſeiner Würde entkleidet, ſein Schwert vor ſeinen Augen zerbrochen, und er auf die oberſte Stufe der Rieſentreppe geführt. Dort ſchlug der Henker ihm mit einem Streiche das weißgelockte Haubt ab, daß es bis zur unterſten Stufe der Treppe rollte. Nun erſchien das Haupt des Rathes der Zehn auf der nach der Piazetta hinaus gehenden Gallerie, zeigte dem Volke das blutige Schwert des Henkers, und rief mit weithin tönender Stimme die Worte hinab: „Gerechtigkeit iſt geſchehen dem Verräther des Vaterlandes!“ Dann wurden die Thore des Palaſtes geöffnet, und das Volk ſtürzte hinein, um den blutigen Körper des Dogen zu ſehen, der auf der Treppe bis zum Abend liegen blieb, und dann in der Stille beerdigt wurde. Am andern Tage wurde Gradenigo auf derſelben Stelle als Doge gekrönt. Mehr als vierhundert andere Verſchworene wurden nachträglich ergriffen, und an den Säulen der Gallerie der Piazetta erdroſſelt. Ein Kuß hatte fünfhundert Köpfe gekoſtet, und unter ihnen das Haupt eines Herzogs von Venedig!

Von der Rieſentreppe betreten wir die Gallerie des

Palaſtes, welche zu dem Aufgang der goldenen Stiege führt, zu der Scala D'Oro. Nur die venetianiſchen Edlen, deren Namen in das goldene Buch eingetragen waren, durften die goldene Stiege betreten. An der Wand der Gallerie ſind noch heute mehrere ſchmale Oeffnungen zu ſehen. Sie waren früher mit Löwenköpfen geziert, und dienten dazu, die namenloſen Denunciationen aufzunehmen, welche an den Rath der Zehn gelangen ſollten. Ein Beamter des Raths ſaß auf der andern Seite der Wand, und wer nicht ſchreiben wollte, konnte ihm, ohne geſehen zu werden, mit lauter Stimme ſeine Denunciation mittheilen, welche der Beamte niederſchrieb. Die Löwenrachen nahmen in der Geſchichte des Rathes der Zehn, „der Alles wußte und Nichts verzieh", einen ſchrecklichen Platz ein. Der Rath der Zehn wußte Alles durch die Löwenrachen!

Wir ſteigen nun die goldene Treppe hinauf, deren Wände mit Marmorreliefs, Vergoldung und Fresken prächtig geſchmückt ſind, und treten in den Saal des großen Rathes. Er iſt nicht allein der größte und reichſte Saal des Palaſtes, er iſt einer der größten und reichſten Säle in Europa, Tintoretto, Paul Veroneſe, Baſſano, Andre Micheli, Palma haben ſeinen Plafond und ſeine Wände mit den Meiſterwerken ihres Pinſels geſchmückt. Die hohen vergoldeten Wände bilden eine einzige fortlaufende Geſchichte aller großen Thaten und wichtigen Ereigniſſe der venetianiſchen Republik. Alle berühmten Staatsmänner und Helden der Lagunenſtadt erſcheinen hier dem verwunderten Auge des Beſchauers. Den reichvergoldeten Plafond dieſes Rieſenſaales umgiebt eine lange Reihe von Portraits. Sie umgeben den Plafond, wie eine ſchmale Guirlande geſchmückter Köpfe. Nur in der einen Ecke iſt eine ſchwarze, leere Stelle geblieben.

Was bedeutet dieſe ſchwarze leere Stelle zwiſchen all den gekrönten Köpfen? Hier ſollte einſt das Bild des Dogen Marino Falieri prangen. Als ſein Haupt durch das Schwert des Henkers fiel, ſchrieb man auf dieſen ſchwarzen Platz mit weißen Buchſtaben die Worte: „hic est locus Marini Falieri, decapitati pro criminibus!“ *) — eine blutige Drohung, welche gegen die Macht des Dogen mitten in ſeinem Palaſte ausgeſprochen wurde, und eine ſchreckliche Lehre, welche das Volk ſeinen Herrſchern gab.

So iſt der äußere Anblick dieſes großen und reichen Saales. Seine Wände waren Zeugen von Berathungen und Beſchlüſſen, welche mehr wie einmal das Schickſal der Republik entſchieden. Es giebt wohl keinen Saal in Europa, welcher Jahrhunderte lang in ſo fortlaufender Reihenfolge ſo wichtige Begebenheiten ſah. Wollte ich ſie alle herzählen, ſo müßte ich eine Geſchichte der venetianiſchen Republik ſchreiben. Ich werde alſo nur einige von den Männern nennen, welche hier große und ſchreckliche Worte ſprachen — oder anhören mußten, und nur an zwei Beſchlüſſe des großen Rathes erinnern, welche zweimal das Schickſal eines großen und mächtigen Staates entſchieden haben. Franz Moroſini, einer der berühmteſten und größten Generale der Republik, welcher Morea eroberte, ſtand hier vor der Barre des großen Rathes, um ſeinen Ruf und ſeine Ehre zu vertheidigen. Der Held von Candia war nach der Eroberung von Candia Gefangener im Dogenpalaſte. Auf der Piazetta hatte ſich das Volk verſammelt, und verlangte heulend ſeinen Kopf. Die Patrizier waren gegen ihn feindſelig geſtimmt. Nur eine einzige beredte und mächtige Stimme

*) Hier iſt der Platz des Dogen Marino Falieri, welcher für ſeine Verbrechen enthauptet wurde.

erhob ſich zu ſeiner Vertheidigung, die Stimme des Procurators der Republik, Johann Sagredo's. Der Angeklagte verſchmähte, auch nur einmal das Wort zu ſeiner Vertheidigung zu nehmen, und wurde nach tagelangen, heftigen Debatten freigeſprochen. Wenige Jahre nachher ſaß er auf demſelben Platze, wo er als Angeklagter geſtanden hatte, auf dem Thron des Dogen — ein Wechſel, der in der Geſchichte Venedigs nicht ſelten vorgekommen iſt. Siebenzig Jahre vorher wurde hier die Krönung der Gemahlin des Dogen Marino Grimani gefeiert. Es war eines der reichſten und prächtigſten Feſte, welches die mächtige Republik gegeben hat. Der ganze Senat und ſämmtliche Patrizier waren zugegen, die Dogareſſa ſaß, von den Frauen und Töchtern des Adels umgeben, auf einem eigens zu dieſem Zwecke erbauten Throne, alle Wände und Gallerien des geheimnißvollen und ernſten Palaſtes glänzten an dieſem Tage von Gold, Blumen und reichen Tapeten.

In der Zeit, wo die Republik ihre meiſten Provinzen im Orient beſaß, war der Saal des großen Rathes Zeuge einer ſonderbaren Berathung. Der Sitz der Regierung und die ganze Bevölkerung ſollte von der Küſte des adriatiſchen Meeres an die Ufer des goldenen Horns, nach Konſtantinopel hinüber geführt werden. Das Schickſal der mächtigen Republik wurde der Urne der Abſtimmung anvertraut, und nur wenige Stimmen entſchieden ihr Loos. Noch einmal, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wurde hier über das Schickſal der Republik entſchieden. Es ſtand ſchlecht um ihr Beſtehen. Die Lagunenſtadt wurde von allen Seiten angegriffen, die Genueſer und der König von Ungarn belagerten die Stadt, und man berieth, den Sitz der Regierung nach Candia zu verlegen. Der Antrag wurde verworfen, Alles

griff zu den Waffen, und die Tapferkeit und die Aufopferung der ganzen Bevölkerung, der Reichen und der Armen, der Edlen und der Bürger, retteten Venedig von ſeinem Untergang.

Am 1. Mai 1797 wurde der große Rath in dieſem Saale zum letzten Male zuſammenberufen. Der Palaſt war von Kanonen und Soldaten umgeben. Sechshundert und neun Patrizier ſtanden um den Thron des Dogen. Dann ſtieg Louis Manin, der letzte Doge, auf ſeinen Thron, bleich, mit vor Kummer entſtellten Zügen und berichtete mit von Schluchzen erſtickter Stimme über die hoffnungsloſe Lage der Republik. Eine ſtürmiſche Berathung fand ſtatt und dauerte mehrere Tage. Endlich beſchloß eine Majorität von fünfhundert gegen zwölf Stimmen das Ende einer Stadt, welche während vierzehn Jahrhunderten reich, mächtig und unabhängig geweſen war. Ihre Zukunft ſollte von nun an der Geſchichte eines anderen Volkes angehören!

Eine hohe Bogenthür führt aus dem Saale des großen Rathes in in den Saal der Abſtimmungen, in die Sala della Scrutinio. Auch die Wände dieſes Saales ſind mit den Großthaten der venetianiſchen Geſchichte durch den Pinſel Tintoretto's, Vincentino's und anderer berühmter Meiſter geſchmückt. Eines der Wandgemälde ſtellte die Eroberung Zara's durch Marino Falieri dar. Nach dem Verrath des Dogen ließ der Senat ſein Bild auslöſchen, und ein Soldat nahm auf dem Kalk die Stelle Generals ein, der zum Verräther an ſeinem Vaterlande geworden war, damit das Gedächtniß ſeiner Geſichtszüge nicht auf die Nachwelt kommen ſollte. In dieſem Saale fanden alle Abſtimmungen ſtatt; alle Dogen Venedigs wurden hier durch rothe, weiße und grüne Kugeln erwählt. Die weiße Kugel bedeutete Ja, die grüne Kugel Nein, die

rothe das Verlangen nach einer nochmaligen Reviſion der Angelegenheit.

Eine Treppe führt nun aus dem erſten Stock in die Verhör- und Berathungszimmer der Staatsinquiſitoren und des Rathes der Zehn, der beiden Behörden, welche Jahrhunderte lang der Schrecken der venetianiſchen Bürger waren, von denen Cooper in ſeinem Bravo, Byron in den beiden Foscari, Caſimir Delavigne in ſeinem Marino Falieri, Victor Hugo in ſeinem Angelo, dem Tyrannen von Padua, erzählt. Der Rath der Zehn und der Rath der Drei haben ſich einen fürchterlichen Namen in der Geſchichte gemacht und den Dogenpalaſt mit jenem myſteriöſen Schrecken erfüllt, deſſen finſtere Geſtalten man noch heute in ſeinen Prunkzimmern zu erblicken glaubt.

Ein gefährlicher Aufruhrsverſuch im Jahre 1310 ſchuf den Rath der Zehn. Seine Mitglieder wurden aus zehn verſchiedenen patriziſchen Familien der Republik genommen, jedes Mitglied mußte bereits ein Staatsamt verwaltet haben. Er wurde mit der höchſten Macht bekleidet, welche jemals eine Behörde in der Weltgeſchichte gehabt hat; denn ſeine Macht war ohne Verantwortlichkeit, ohne Appellation, ohne Grenze. Er war von allen gerichtlichen Formen befreit, mit allen Mitteln des Handelns verſehen; man bot ihm alle Köpfe. Der Rath der Zehn wurde eigentlich eingeſetzt, um die Ruhe und Sicherheit der übrigen Bürger zu ſchützen; aber er mißbrauchte ſeine Macht ſo, daß er ſelbſt der Schrecken derjenigen wurde, welche ihn eingeſetzt hatten, indem er bis in das Innerſte ihrer Familien nach Anzuklagenden und nach Schuldigen ſuchte. Nun wurde der Rath der Zehn eben ſo ehrgeizig und herrſchſüchtig, als er früher furchtbar war, und bald laſtete der geheimnißvolle Schrecken dieſes Tri-

bunals auf allen Bürgern. Seine Verhandlungen dauerten ſelten länger als einen Tag; kein geſchriebenes Wort gab Kunde von dem was vorgefallen war. Man wagte weder die Gründe der Schläge zu erörtern, mit denen er traf, noch ſeine Urtheile zu beſprechen; geheimnißvoll nannte das Volk die Mitglieder dieſes unſichtbaren Tribunals: „Die da oben.“ Das Tribunal hatte eine große Anzahl von Sbirren und Henkern in ſeinen Dienſten; oft verſchwanden ſeine Agenten für immer, nachdem ſie eine geheime und wichtige Expedition ausgeführt hatten. Eine kleine, ſchwarze Galeere lag immer in der Nähe des Palaſtes vor Anker, und maskirte Männer erwarteten dort Befehle, welche ebenſo geheimnißvoll waren, wie ſie ſelbſt.

Der Rath der Zehn hatte überall ſeine Verbindungen und ſeine Agenten. Seine Creaturen drangen in alle Paläſte und in alle Hütten. Kein Signor, mochte er noch ſo vornehm ſein, kein Patrizier, kein fremder Geſandter war ſicher, unter ſeiner Dienerſchaft nicht einen Spion des Raths der Zehn zu haben. Und, was vielleicht das Schrecklichſte war, wenn Jemand einen Agenten des Tribunals in ſeiner Umgebung entdeckt hatte, ſo durfte er nicht wagen, ihn fortzujagen, aus Furcht, ſich ſelbſt zu verderben. Wer einmal verhaftet war, hatte nie den Troſt, ſeine Verwandten oder ſeine Freunde zu ſehen; er erhielt keinen Vertheidiger, nie wurde er mit den Zeugen confrontirt, welche wider ihn ausgeſagt hatten; er erfuhr nicht einmal ihre Namen. Wurde er verurtheilt, ſo wurde er zwiſchen den Säulen der Piazetta oder in der Gallerie des Palaſtes erhängt oder in dem Gefängniſſe erdroſſelt. Die Verräther wurden immer öffentlich beſtraft, um durch die Beſtrafungen Furcht zu verbreiten und in den Gemüthern des Volkes den Schrecken

wach zu erhalten. Wer einen todten Körper Morgens zwiſchen den Säulen der Piazetta hängen ſah, wußte, was dies zu bedeuten hatte — und ging ſchweigend vorüber. Die Mitglieder des Rathes der Zehn hatten das Recht, ſich jede Thür öffnen zu laſſen, jeden Vorübergehenden und jede Gondel anzuhalten, ſobald ſie ihr Kleid auf der Bruſt öffneten und die fürchterlichen Buchſtaben C. D. X. zeigten. So wurden Schweſtern und Eltern gezwungen, ihre Brüder und Kinder auszuliefern, Männer, dieſe fürchterlichen, maskirten Richter bis zu ihren Frauen bringen zu laſſen, um ſie zu ergreifen und in den Kerker zu ſchleppen.

Als nun der große Rath der Republik ſelbſt vor Schrecken vor ſeiner eigenen Schöpfung ergriffen war, und mehrere Verſuche machte, den Rath der Zehn aufzulöſen, ſchuf derſelbe zu ſeinem eigenen Schutze den Rath der Drei, ein noch weit furchtbareres und ſchreckenerregenderes Tribunal, als der Rath der Zehn ſelbſt. Dieſe Drei waren jene Staatsinquiſitoren, welche ſich bis zum Fall der Republik erhielten. Niemand kannte in Venedig ihren Namen, als nur die Mitglieder des Rathes der Zehn; ſie bildeten ein unſichtbares Tribunal, deſſen Zweck einzig und allein darin beſtand, die Macht des Rathes der Zehn noch mehr zu centraliſiren, und die Akte ſeiner Gewalt noch geheimnißvoller, noch ſchneller treffend und noch furchtbarer zu machen, als ſie es bereits waren. Man wußte in Venedig nur, daß dieſe Behörde beſtand, ohne das irgend Jemand ſagen konnte, wo man ihr begegnete, und wie es möglich war, ihr zu entfliehen. Nur die Verhaftungen und Hinrichtungen verkündeten ihr Daſein. Für den Rath der Drei gab es ebenſowenig eine Form und ein Geſetz, wie für den Rath der Zehn; ſein guter Wille oder wenn man will, ſein eigenes Gewiſſen ent-

ſchied einzig und allein über die Mittel der Unterſuchungen, über die größere oder geringere Stärke der Beweiſe, über den Moment, wann die Tortur anzuwenden war, über die Wahl der Strafen, über das Geheimniß oder über die Oeffentlichkeit der Hinrichtung. Wie willkührlich und wie enorm die Macht der Staatsinquiſitoren war, davon erzählt uns Macchiavell ein eclatantes Beiſpiel. Bei der Rückkehr einer venetianiſchen Flotte entſtand auf der Piazetta ein blutiger Streit zwiſchen den Seeleuten und dem Volke. Die Magiſtratsperſonen waren nicht im Stande, den Streit beizulegen und die Kämpfer auseinander zu bringen. Da erſchien ein Seeoffizier von der Flotte. Mit wenigen Worten beſänftigte er die erhitzten Gemüther und brachte die Seeleute zum Gehorſam zurück. Die Staatsinquiſitoren ließen den Offizier verſchwinden. Ein Menſch, der eine ſolche Macht beſaß, erſchien ihnen zu mächtig und zu gefährlich. Man weiß, was das Wort „Verſchwinden“ zu jener Zeit bedeutete. Nur der Grund des Meeres wußte von den „Verſchwundenen“ zu erzählen.

Damit Nichts dieſem furchtbaren Tribunal entfliehe und damit es ſeine Jurisdiction auch auf ſeine eigenen Mitglieder ausdehnen konnte, ernannte der Rath der Zehn noch einen Ergänzungsinquiſitor, den zwei der Staatsinquiſitoren einberufen konnten, um über den Dritten zu Gericht zu ſitzen, und die Geſchichte hat mehrere Beiſpiele aufzuweiſen, wo Mitglieder des Rathes der Zehn durch die Staatsinquiſitoren verurtheilt worden ſind, oder wo der Ergänzungsinquiſitor einberufen wurde und das ſo conſtituirte Tribunal einen Staatsinquiſitor verbannte, oder in dem Gefängniſſe erdroſſeln ließ. So wurde Venedig, wie Sparta, durch die Furcht regiert. Das Tribunal der Drei war der einzige Richter über ſeine eigene Competenz und über ſeine eigenen Jurisdic-

tionsacte. Es war consequenterweise der Feind aller gerichtlichen Behörden. Man könnte über die Macht, über die Wachsamkeit und über die Thaten des Rathes der Zehn und der Staatsinquisitoren ein dickes Buch schreiben, so viel Stoff haben uns die italienischen Chronikenschreiber aufbewahrt. Mögen statt aller andern zwei Beispiele, welche uns der geistreiche Franzose Lecomte in seinem Werke über Venedig erzählt, genügen.

Ein französischer Herr, welcher sich während des letzten Jahrhunderts zu Venedig aufhielt, wurde um eine beträchtliche Summe bestohlen. Verdrießlich über den Verlust, äußerte er über die venetianische Polizei, daß sie sich nur damit beschäftige, die Fremden auszuspioniren, statt über ihre Sicherheit zu wachen. Einige Tage später reiste er ab. Auf dem halben Wege der Ueberfahrt hielt seine Gondel an. Er fragte die Gondoliere, warum sie nicht weiter ruderten, und sie erwiederten, daß es ihnen nicht gestattet sei, auch nur noch einen Ruderschlag zu thun, weil eine Gondel mit bluthrother Flagge sie verfolge und ihnen das Zeichen gebe, still zu halten. Da fiel dem Reisenden zu seinem Schrecken ein, welche Worte er über die venetianische Polizei geäußert habe, alle schrecklichen Erinnerungen tauchten in seinem Gedächtnisse auf, und ihm wurde bange. Er sah sich mitten auf der Lagune, zwischen Himmel und Wasser, ohne jede denkbare Hülfe, ohne ein Mittel, zu entfliehen. Nicht ohne Schrecken und innere Angst erwartete er die herannahende Barke mit der bluthrothen Flagge.

Endlich kommt die Barke heran, und er wird aufgefordert in dieselbe einzusteigen. Er muß gehorchen, die schreckliche Flage flattert im Morgenwinde.

„Mein Herr", sagte eine der Personen zu ihm, welche in der Barke waren, „Sie sind der Prinz von Craon?"

Ja, mein Herr.

„Sind Sie nicht am letzten Freitag beſtohlen worden?"

Ja, mein Herr.

„Um welche Summe?"

Um 500 Ducaten.

„Wo hatten Sie die 500 Ducaten aufbewahrt?"

In einer grünen Börſe.

„Haben Sie irgend eine Vermuthung, wer der Dieb geweſen iſt?"

Wahrſcheinlich irgend ein Lohndiener in Venedig.

„Würden Sie den Menſchen wieder erkennen?"

Ohne Zweifel.

Dann ſtieß der Mann, der mit ihm ſprach, einen Mantel mit dem Fuß zurück. Der Mantel hatte einen Leichnam bedeckt. Der Leichnam hielt eine grüne Börſe in ſeiner erſtarrten Hand.

„Sehen Sie, daß Gerechtigkeit geübt worden iſt", begann der Unbekannte von Neuem, ſchlug ſein Gewand auf der Bruſt auseinander, nnd mit Schreck erblickte der Prinz die furchtbaren, rothen Buchſtaben. „Da iſt die Börſe, nehmen Sie dieſelbe. Reiſen Sie ab, aber erinnern Sie ſich, daß man nie wieder den Fuß in ein Land ſetzen darf, deſſen Regierungsbehörde man verkannt hat!"

Ein genueſiſcher Maler copirte ein Altargemälde in einer Kirche, und bekam Streit mit einigen Franzoſen, welche Schmähungen gegen die Regierung ausſtießen. Am andern Morgen wurde der Genueſe verhaftet und in den Dogenpalaſt vor einen der Staatsinquiſitoren geführt. Der Inquiſitor fragte ihn, ob er die Perſonen wiedererkennen würde, mit denen er den Wortwechſel gehabt habe. Er beeilte ſich zu verſichern, daß er kein einziges Wort über die venetianiſche Regierung geäußert habe. Nun zog der Staatsinquiſitor einen Vorhang zurück, und

was ſah er? Die beiden Franzoſen, aber erdroſſelt. Dann ſchickte man ihn fort, halb todt vor Schrecken, mit dem ſtrengen Befehl, niemals von der venetianiſchen Regierung zu ſprechen, weder Gutes noch Böſes. „Wir bedürfen Eures Lobes nicht", ſagte man ihm; „unſere Handlungen billigen, iſt ſo viel, als uns richten!"

Wir betreten nun die Säle, welche die Staatsinquiſitoren und der Rath der Zehn im Dogenpalaſte inne hatten. Das erſte Zimmer heißt Sala della Buſſola, von einer kleinen, geſchloſſenen Loge, welche ſich in einer Ecke befindet. Gleich beim Eintritt rechts an der Thür erblickt man mehrere kleine Wandöffnungen. Es waren die ſchrecklichen Löwenrachen, in welche man die Denunciationen hineinwarf, welche an die Staatsinquiſitoren gelangen ſollten. Das Zimmer diente den Staatsinquiſitoren als Vorzimmer. Das Aeußere des Zimmers hat ſich in den letzten Jahrhunderten wenig verändert. Der Plafond und die Wände ſind mit Bildern von Paul Veroneſe und von Marc Vercellio, einem der beſten Schüler Titians, geſchmückt. Der ganze Raum hat etwas Düſteres und Myſteriöſes. An der linken Wand waren ſechs Büreaus, wo die Secretaire der Staatsinquiſitoren und des Rathes der Zehn ſaßen, welche die Befehle dieſer fürchterlichen Behörde erwarteten. Die Bänke ringsum dienten den Leuten zum Sitzen, deren Erſcheinen befohlen war, ſei es in der Rolle der Angeklagten oder der Zeugen. Auf dieſen Bänken war es, wo man wartete, wo man zitterte ....

Der anſtoßende Saal war der Saal des Rathes der Zehn. Es iſt ein prächtiger, großer Saal. Die Wände ſind mit den Bildern der erſten venetianiſchen Meiſter geſchmückt. Der Plafond iſt einer der prächtigſten und ſchönſten in ganz Italien. Rund um drei Seiten des Saals läuft eine Reihe von Sitzen aus Cedernholz.

Eine zweite Reihe von Sitzen erhebt ſich über der erſten. Der Thron in der Mitte der hintern Wand war der Thron des Dogen. Auf den braunen Cedernholzſtühlen ſaßen die Mitglieder des Rathes der Zehn und die Staatsräthe des Dogen. Die Secretaire und die Zeugen ſtanden auf der einen Seite. Die Angeklagten erhielten ihren Platz in der Mitte. Iſolirt, ohne Sitz, hatten ſie ſtehend zu antworten. In dieſem Saale war es, wo in der Nacht vom 15. auf den 16. April 1355 der Doge Marino Falieri vor ſeinen leeren Thron geführt wurde, auf dem das Schwert des Henkers lag, mit einem ſchwarzen Tuche verhüllt. Rund um ſaßen die Mitglieder des Rathes des Zehn. Während der Doge, in der Mitte des Saales ſtehend, ſein Urtheil erwartete und ſeine Verbrechen geſtand, brach ein fürchterliches Unwetter los. Der Regen ſchlug an die Fenſter, heulend wühlte der Sturm die Lagune auf. Im ſtrömenden Regen, unter Donner und Blitz wurden Bertuccio und Calendario, die beiden Mitverſchworenen des Dogen, zwiſchen den Säulen der Piazetta gehängt. Auf derſelben Stelle ſtand hundert Jahre früher ein großer General, der ein großer Staatsverbrecher geworden war. Wie der Doge, welcher das Land verrathen hatte, hörte der General Carmagnola hier einſtimmig ſein Todesurtheil. Sonderbarer Contraſt! Während die Bilder des Vorzimmers ihn verherrlichten, indem ſie ihn, im glänzenden Kleide bei der Uebergabe von Bergamo darſtellten, wurde er in dem anſtoßenden Saale zum Tode verurtheilt. Begreift man überhaupt, wenn man die Augen zu dieſem Plafond aufſchlägt, der von den prächtigſten Vergoldungen und den Meiſterwerken des Pinſels der berühmteſten Meiſter Italiens ſchimmert, daß ein ſo lachender und ſo wunderbar ſchöner Plafond ſo fürchterliche Sentenzen gehört hat? Begreift man, daß

ein Menſch ein Todesurtheil über einen andern Menſchen ausſprechen kann, während ſein Auge auf den lebensfriſchen und ſchönen Geſichtszügen dieſer reizenden Geſtalten Paul Veroneſe's ruht? Und iſt dieſer entſetzliche Contraſt nicht weit ſchrecklicher, wie das düſtere Gewölbe eines Prieſtertribunals, deſſen Steine geſchwärzt ſind vom Rauche der Leichenfackeln?

Der einzige Zugang zu den unterirdiſchen Gefängniſſen des Palaſtes, zu den Pozzi, war früher durch einen geheimen Gang, der auf den Saal der Häupter des Rathes der Zehn mündete. Sie befinden ſich ebenſo wie die Bleikammern diesſeits, nicht jenſeits des ſchmalen Canals, welcher die hintere Seite des Dogenpalaſtes mit ſeinen trüben, ſtillen Wellen beſpült, und beſtehen aus zwei Etagen. Es iſt alſo nicht richtig, daß die Gefangenen, um in das Vorzimmer des Rathes der Zehn zu kommen, die Seufzerbrücke zu paſſiren hatten, oder vielmehr, es bezieht ſich dieſer Irrthum nur auf die nichtpolitiſchen Gefangenen, welche in den Gefängniſſen jenſeits des Canals eingekerkert waren. Dieſe Gefängniſſe dienen noch heute zur Aufbewahrung der Criminalgefangenen. Sie haben nichts Schreckliches, und können in keiner Beziehung mit den Pozzi auf dieſelbe Parallele geſtellt werden. Die Seufzerbrücke, welche die jenſeitigen Gefängniſſe mit dem Dogenpalaſte verband, iſt ein in die Höhe angebrachter Marmorbogen, eine bedeckte, mit Fenſteröffnungen verſehene Gallerie, durch eine Zwiſchenwand in zwei parallele Räume getheilt, ſo daß diejenigen, welche über dieſelbe hin- und hergeführt wurden, ſich niemals einander begegneten. Sie iſt unbedingt die poetiſchſte Brücke in Europa, aber ſie hat ihren Namen nicht der Geſchichte, ſondern dem dichteriſchen Genius Byron's und Victor Hugo's zu danken.

Die ſchrecklichen Bleikammern, welche unter dem mit Blei bedeckten Dache des Palaſtes lagen, exiſtiren heute, wie ich ſchon erwähnte, nicht mehr. Auch ihre Spur iſt nicht mehr vorhanden. Ich ließ mich, um wenigſtens die Oertlichkeit zu ſehen, hinaufführen, aber ich konnte auch nicht einmal eine Erinnerung mehr ausfindig machen, geſchweige denn die Reſte einer fürchterlichen Vergangenheit. Ein überall mit Holz wohlbekleideter, großer Boden war an ihre Stelle getreten. In die unterirdiſchen Gefängniſſe führte mich ein alter Aufſeher des Palaſtes, der dieſelben noch in ihrem urſprünglichen Zuſtande zur Zeit der Republik, alſo am Ende des vorigen Jahrhunderts, ſah. Man ſteigt jetzt über eine früher nicht dort befindlich geweſene Treppe aus der großen Gallerie des Palaſtes hinab. Mein Führer zündete eine Fackel an, und bei ihrem rothen Lichte ſah ich die enge ſteinerne Stiege, über welche die politiſchen Gefangenen aus den unterirdiſchen Gefängniſſen in das Vorzimmer des Rathes der Zehn geführt worden waren. Auf der ſchmalen ſteinernen Treppe, auf der wir in die obere Etage der Pozzi hinabſtiegen, bemerkte ich an mehreren Stellen noch die Spuren ſchwerer eiſerner Thore, welche früher dieſe Treppe abgeſchloſſen hatten. Die obere Etage der Pozzi liegt noch über dem Niveau des Hofes des Dogenpalaſtes. Rundum die Gefängniſſe läuft ein ſchmaler Gang, welcher durch mit ſtarken eiſernen Stangen vergitterte, kleine Fenſter erhellt wird. Das Licht, welches ſie hineinlaſſen, concentrirt ſich jedoch auch nur Mittags auf ein ganz ſchwaches Dämmerlicht. Die Gefängniſſe, in welche man durch eine, ungefähr einen halben Fuß über dem Boden befindliche, niedrige Oeffnung hineinſteigt, ſind ganz dunkel, und werden nur durch ein rundes, oberhalb der Thüre angebrachtes, kleines Loch erhellt. Das Dämmerlicht des

Ganges wird indeß durch den geringen Raum dieſer Oeffnung ſo ſehr geſchwächt, daß Nacht und Tag da drinnen kaum zu unterſcheiden ſind. In dieſe obere Etage der Pozzi wurden die Gefangenen gebracht, ſo lange ſie noch in Unterſuchungshaft waren. Wenn ſie ein Geſtändniß abgelegt hatten oder verurtheilt worden waren, wurden ſie in die untere Etage geführt, welche auch noch über dem Niveau des Canals liegt. Daß das Waſſer bei ſteigender Fluth in dieſelbe hineindrang, iſt alſo eine Fabel. Aber zwei ſteinerne ſchmale Stiegen, welche ebenfalls früher durch ſchwere, eiſerne Thore getrennt waren, ſtieg ich mit meinem Führer in dieſelben hinab. Ein ſchmaler Gang umgab ſie wie die oberen Gefängniſſe, und wird ebenſo durch vergitterte, kleine Fenſter erleuchtet. An der Ecke, wo beide Seiten des Ganges zuſammenſtoßen, führt ein kurzer Gang noch einige Schritte grade aus und bildet ſo einen kleinen Platz, wo früher die Gefangenen, welche zum Tode in den unterirdiſchen Gefängniſſen verurtheilt waren, hingerichtet wurden. So wie der Unglückliche auf dem Stuhle ſaß, wurde ihm von hinten ein Strick um den Hals gelegt, und er mittelſt deſſelben erdroſſelt. Auf der linken Seite des Stuhls war eine niedrige Thür, welche auf den Canal führte. Sie iſt jetzt zugemauert, aber ihre Spuren ſind an den eiſernen Klammern und an dem verſchiedenen Mauerwerk heute noch ganz deutlich zu erkennen. Vor derſelben legte die ſchwarze Gondel an, in der der Leichnam des Hingerichteten nach dem Friedhofe der Kirche San Giovanni e Paolo gebracht wurde. Die Kerker der obern Etage der Pozzi ſind ganz ſo eingerichtet, wie in der untern, nur mit dem Unterſchiede, daß in den untern Kerkern nur die Wände eine Holzbekleidung haben, die Steinplatten des Fußbodens und der Decke aber

ganz nackt ſind. Auch fand ich in den obern Kerkern eine Art von Meublement, welches in den untern fehlte, wenn man das, was ich ſogleich beſchreiben werde, ein Ameublement nennen kann. Auf dem Boden in den obern Gefängniſſen war nämlich ungefähr einen halben Fuß über dem Boden eine Erhöhung aus Eichenholz errichtet, auf der das Strohlager für den Gefangenen ausgebreitet wurde. Einige Fuß über dieſer hölzernen Bettſtelle war an der Wand ein eichenes Brett angebracht, auf dem der Waſſerkrug des Gefangenen ſeinen Platz fand. Dies Meublement fehlte, wie geſagt, in den Kerkern der untern Etage.

Von Byron wird unter vielen ſonderbaren Anekdoten während ſeines Aufenthaltes in Venedig im Palaſte Mocenigo auch folgende ſonderbare Geſchichte erzählt. Er habe in Begleitung einer großen Geſellſchaft die unterirdiſchen Gefängniſſe im Dogenpalaſte beſichtigt, und ſei, indem er ſich zu lange in der untern Etage aufgehalten habe, dort zurückgelaſſen worden. Erſt nach einigen Tagen ſeien andere Fremde gekommen und hätten ihn dort unten vorgefunden. Die Geſchichte, ſchon ganz unwahrſcheinlich in ſich ſelbſt, iſt, wie ich verſichern kann, eine Fabel, und gehört in die Kategorie der Excentricitäten und Sonderbarkeiten, mit denen man den venetianiſchen Aufenthalt des Dichters reichlichſt ausgeſtattet hat. Lecomte erwähnt in ſeinem, ſonderbarerweiſe in Deutſchland faſt gar nicht bekannten, mit hiſtoriſcher Genauigkeit geſchriebenen Werke über Venedig*) dieſer Begebenheit auch mit keinem Worte. Der alte Mann, der mich in die unterirdiſchen Gefängniſſe führte, war auch der Führer Byron's geweſen. Ich

*) Lecomte. L'Italie des gens du monde. Venise. Paris. 1845.

fragte ihn nach dieſer ſonderbaren Geſchichte; er ſchüttelte lachend den Kopf und erwiderte mir, er werde oft von Fremden, beſonders von Engländern, darnach gefragt, könne mir aber nur das erwidern, was er immer erwidern müſſe, die Geſchichte ſei, ſo romanhaft ſie auch ſei, vollſtändig erfunden. Der Lord habe ihn nur mit ſeiner Fackel fortgeſchickt und ſei während einer halben Stunde unten in dem Gefängniſſe allein geblieben. Der Gedanke, hier unten ohne menſchliche Geſellſchaft eine halbe Stunde mich allein aufzuhalten, zog mich indeß mächtig an; denn den Eindruck, den die Kerker machten, kann man nur allein und ohne Fackellicht empfinden, und ſo gab ich meinem Führer einige Zwanziger, und erſuchte ihn, mit ſeiner Fackel fortzugehen und mich ebenfalls eine halbe Stunde allein zu laſſen, während dieſer halben Stunde aber keinen Fremden hinunter zu führen. Er ging bereitwillig auf meinen Wunſch ein, und ich begleitete ihn bis in die obere Etage, dann ſtieg ich allein die beiden ſteinernen Stiegen wieder hinab.

Als ich nun wieder unten auf dem ſchmalen Gange ſtand, welcher, wie ich ſchon erwähnte, an beiden Seiten die Gefängniſſe umgiebt, überzeugte ich mich erſt, daß der wirkliche Eindruck, den ſie auf die Seele machen, nur in der Einſamkeit und Dunkelheit empfunden werden kann. Das Fackellicht und das Geſpräch meines Begleiters hatten mir alle Illuſion geſtört. Jetzt umgab mich eine Todtenſtille, nur unterbrochen durch das eintönige Plätſchern der Wellen des Canals, welche an der hintern Mauer des Palaſtes brandeten. Das war das Geräuſch, welches die Gefangenen in ihrer ſchrecklichen Kerkereinſamkeit hörten! Ein ganz ſchwaches Dämmerlicht fiel durch die dicken Eiſengitter der kleinen Fenſter auf den Gang, und erhellte denſelben ſo nothdürftig, daß das

Auge ſich erſt nach und nach daran gewöhnen mußte, um in dieſem Halbdunkel die Gegenſtände zu erkennen und zu unterſcheiden. Ich ging in dem ſchmalen Gange hin und her, und durchdachte die einzelnen Perioden der Schreckensgeſchichte, deren Schauplatz die Säle und Galerien dieſes Palaſtes geweſen waren, und deren Schlußkapitel gewöhnlich auf dieſem ſchmalen Gange geſpielt hatte, auf dem ich jetzt umherging. Die prächtigen, mit Marmor und Fresken geſchmückten Säle dort oben und dieſer ſchmale, düſtere, nackte Gang hier unten — es war ein ſchrecklicher Contraſt. Venedig iſt überhaupt die Stadt der Contraſte, aber im Dogenpalaſte, hier unten und dort oben, berühren ſich die Gegenſätze in einer furchtbaren und entſetzlichen Weiſe. Das Geräuſch meiner eigenen Schritte wurde mir am Ende unheimlich, ich glaubte in dem Geräuſch des Echo's derſelben immer von Neuem die Schritte anderer Perſonen zu hören, obſchon ich doch wußte, daß ich allein war, und während einer halben Stunde mich auch Niemand ſtören würde. Nirgends erhitzt ſich die Phantaſie ſo leicht und ſo ſchnell, als in der Dunkelheit und in der Einſamkeit, um ſo mehr in dieſer Einſamkeit, welche in ihrer grauenvollen und entſetzlichen Vergangenheit und in ihren blutigen Erinnerungen in keinem Verließ eines mittelalterlichen Schloſſes ihres Gleichen findet. Es wurde mir immer grauenvoller zu Muthe, nach und nach erſchienen vor meinem geiſtigen Auge Geſtalten, bei deren Anblick ich die Ruhe des Verſtandes zu Hülfe rufen mußte, und war immer von Neuem zu wiederholen, daß ſie nur Producte meiner erhitzten Einbildungskraft waren, und in der Wirklichkeit gar nicht exiſtiren konnten. Ich ſtieg die ſchmale, ſteinerne Treppe hinauf, um meinen Führer zu rufen. Ich hatte nicht daran gedacht, daß die Thür verſchloſſen war, und ich

ja dem Manne befohlen hatte, erst nach Ablauf einer halben Stunde wiederzukommen. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als wieder hinunterzusteigen, und seine Zurückkunft abzuwarten. Es war natürlich, daß mein Ideengang wieder die frühere Richtung nahm, obschon ich mir alle Mühe gab, an andere Dinge zu denken. Da, gerade vor mir, war ja der schreckliche Platz, wo einst der Hinrichtungsstuhl stand, da war ja die geheimnißvolle Thür, welche auf den Kanal führte. Ich sah den schrecklichen Stuhl mit der Garotta ganz deutlich vor mir, und hinter mir hörte ich dasselbe Geräusch, wie von Schritten, welches ich schon mehrmals zu hören geglaubt hatte. Das Geräusch kam mir näher: es konnte aber doch Niemand außer mir hören, denn die Pozzi haben keinen anderen Zugang, als über die steinernen schmalen Stiege, wo ich herabgestiegen war. Und doch täuschte ich mich nicht, oder war es das einförmige Anschlagen der Wellen des Canals, welches mein Ohr nur in einer anderen Form zu hören glaubte. Da sah ich rückwärts und sah durch den Gang einen bleichen Man auf mich zukommen. Seine Hände waren gefesselt, seine Züge hatten jene mattgelbe Farbe, welche das Gesicht zu bekommen pflegt, wenn man lange der frischen Luft und des Sonnenlichtes entbehrt. Vor ihm ging ein hoher Mann in der Amtstracht der Inquisitoren. Er war maskirt und trug eine Pergamentrolle in der Hand. Hinter dem Gefangenen schritten zwei Männer, welche ebenfalls maskirt waren. Je näher sie mir kamen, desto mehr wich ich zurück, bis an das äußerste Ende des Ganges. Der Gefangene wurde zu dem Stuhle geführt. Als er auf dem Stuhle saß, entrollte der Inquisitor das Pergament und hielt es ihm vor die Augen. Es waren nur einige Zeilen auf demselben geschrieben, welche ich in der Entfernung nicht

entziffern konnte. Die Unterschrift fehlte, aber oben, in der Ecke des Papiers, sah ich ganz deutlich drei rothe Buchstaben. Der Gefangene zitterte, als er die ihm wohlbekannten schrecklichen Buchstaben sah, sein kerkerbleiches Gesicht wurde noch bleicher. Dann wurde ihm von hinten ein Strick über den Kopf geworfen, ein Ruck, und ich hörte ganz deutlich das Krachen der Halswirbel. Nun öffnete sich leise, wie durch einen Zauber, die geheimnißvolle Thür in der Mauer, und vor ihren Stufen erschien die schwarze, geheimnißvolle Gondel. Sah ich dies denn alles wirklich, oder war es ein Traum? Ich rief, um in der Einsamkeit dieses Grabes meine eigene Stimme zu hören, ich ging auf dem engen Raume hin und her, ich fühlte mit der Hand die vermauerte Thüre, um mich zu überzeugen, daß sie nicht mehr existire. Der Ton meiner eigenen Stimme, der Klang meiner Schritte, das körperliche Fühlen der Wirklichkeit beruhigte meine erhitzte Phantasie nach und nach. Die schrecklichen Gestalten verschwanden; es war ein Traum gewesen, ich befand mich allein an diesem fürchterlichen Orte.

Nun stieg ich durch des runde niedrige Loch in einen der Kerker. Er war ganz dunkel. Das Dämmerlicht, was durch die obere, runde Oeffnung hineinfiel, war so schwach, daß kaum die Umrisse zu erkennen waren. Die Luft war dick, feucht und dunstig, wie eine nasse Moderluft. Ich athmete die Luft eines steinernen Grabes. Ich berührte mit der Hand die Decke und die Steinplatten des Fußbodens; sie faßten sich an, wie die feuchte kalte Haut einer Eidechse. Da sah ich den Gang von dem rothen Lichte einer Fackel erleuchtet, ich hörte menschliche Tritte, und zu mir hinein blickten die schwarzen Augen meines Führers, der gekommen war, um mich abzuholen. Er schüttelte über meine sonderbare Grille, hier unten allein zu bleiben,

den Kopf, aber als ich ihm erzählte, was ich Alles gesehen habe, macht er ein Gesicht, als wenn er dachte, es sei in meinem Gehirne wohl nicht alles in der gehörigen Ordnung. Langsam stiegen wir nun die schmalen, steinernen Stiegen wieder hinauf, und als ich wieder auf der Piazetta am Molo stand, leuchtete mir die Octobersonne noch einmal so heiter und so golden, und die Lagune glänzte in ihren farbigen Reflexen, wie ein stahlblauer venetianischer Spiegel.

Elftes Kapitel.

Die Piazzetta.

Der Marcusplatz hat so viele Historiographen gefunden, daß die Piazzetta daneben vernachlässigt worden ist. Die Piazzetta ist ja nur das Vorzimmer des prächtigen Salon von San Marco, und wer in den Salon eintreten will, hält sich im Vorzimmer nicht lange auf. Und doch ist dies Vorzimmer in der Morgen- und Abendstunde der köstlichste und angenehmste Aufenthaltsort in Venedig; ich wenigstens habe den Platz vor den vergoldeten Gittern und vor den Rosenbäumen des Gartens des Palazzo Reale Morgens und Abends immer den Marmorfliesen vor dem Café Florian vorgezogen. Zeigt sich die schwimmende Meerstadt irgendwo anders in einem so imposanten und märchenhaft schönen Bilde, als wenn man neben der Säule mit dem geflügelten Marcuslöwen steht und auf die Lagune schaut? Wer auf dem eisernen Schienenwege von Mestre kommt, und um 8 Uhr Abends,

wenn der Mondkronleuchter an dem dunkelblauen Himmel leuchtet, gegenüber den Cypreſſen und Platanen des Gartens Papadopoli in die ſchwarze Gondel ſteigt, um nach San Marco zu fahren, macht eine Fahrt, wie ſie nur in Feenmärchen vorkommt und auf Erden nicht zum zweiten Male möglich iſt; wenn er dann vor den beiden Granitſäulen landet, welche das prächtige Eingangsthor der Piazzetta bilden, und über die Lagune blickt, oder rückwärts in den Salon von San Marco hineinſchaut, und noch nichts empfindet, ſo muß er einen Kieſelſtein ſtatt des Herzens in der Bruſt tragen — oder er iſt in Geſchäften nach Venedig gekommen, um Perlen oder Seide einzuhandeln.

Iſt das eine Kirche oder ein Palaſt, jenes wunderbare Gebäude, deſſen metallene Kuppeln und bunte, auf Goldgrund eingelegte Moſaiken im Mondlicht leuchten? Hat das chriſtliche Mittelalter oder der Halbmond dieſe ſchlanken Thürme mit den goldenen Spitzen um die breiten Kuppeln herum aufgebaut? Stammt dieſe reiche Façade mit ihren Marmorſäulen und Marmorſtatuen, mit ihren fünf ehernen Thoren aus Rom oder Byzanz? Aus welcher Epoche der Sculptur ſind dieſe Basreliefs und dieſe Figuren? Sie müſſen bald tauſend Jahre alt ſein! Und dieſe hunderte von Säulen aus den koſtbarſten Marmorarten, keine wie die andere, jede verſchieden und jede ſchön, welche Gebäude des Orients haben ſie geſchmückt, ehe ſie weit über das Meer hierher kamen? Darüber ſtehen die vergoldeten, bronzenen Roſſe, welche ſeit faſt zweitauſend Jahren die Triumphwagen der größten Eroberer der Erde zogen. Sie glänzen im Mondlicht, als wären ſie von Gold. Stammen ſie vom Ufer des Tiber oder haben ſie ſchon vorher das Thor von Corinth geſchmückt? Das wunderbare Gebäude, welches Aegypten

und Griechenland, Rom und Byzanz, das Chriſtenthum und den Halbmond repräſentirt, iſt die Kirche von San Marco, ein in Marmor und Moſaik verkörpertes Feenmärchen, wenn die Strahlen des Mondes auf den metallenen Kuppeln und auf den bunten Moſaiken flimmern! Sie bildet mit dem triumphbogenähnlichen Thor der Straße Merceria, mit ſeinen von Gold und Azur ſtrahlenden Zifferblatt, mit der Arcadenreihe der alten Procuratieen, unter deren Bogen hinter glänzenden Spiegelſcheiben die Goldſchmiede und Juwelenhändler der ſchwimmenden Meerſtadt einen märchenhaften Reichthum an Gold, Silber und Brillanten ausgeſtellt haben, und mit dem hohen, weißen Glockenthurm das Hintergrundsbild, wenn man rückwärts von der Piazzetta in den Salon von San Marco hineinblickt. Im Gaslicht und Mondſchein iſt es die Decoration zu einem perſiſchen oder arabiſchen Zaubermärchen, das Hintergrundsbild zu einer Scene aus den Erzählungen der Prinzeſſin Scheherazade!

Wir brauchen nur den Kopf zu wenden, und ein ganz anderes Bild erſcheint zur linken Hand. Es iſt ein Palaſt, in ganz originellen und grandioſen Formen aufgebaut, ein wunderbares Enſemble gothiſchen und arabiſchen Bauſtyls. Der allgemeine Eindruck dieſes Bildes iſt ernſt und ſtreng, faſt düſter zu nennen, der Palaſt iſt ja die Verkörperung einer ſchweigſamen und ſchrecklichen Vergangenheit, die Repräſentation einer der glänzendſten und fürchterlichſten Regierungen, welche die Geſchichte aufzuweiſen hat, in Stein und Marmor. Dem Dogen, welcher die Herſtellung des Palaſtes in ſeiner jetzigen Geſtalt befahl, wurde der Kopf abgeſchlagen, der Architect, welcher die Säulengänge baute, ward ihnen gegenüber gehängt. Sie verſchworen ſich beide gegen die finſtere Majeſtät dieſes Palaſtes, gegen die geheimnißvolle

Regierung, „derer da Oben," deren Namen Niemand in Venedig kannte, welche die Meeresrepublik durch den Schrecken groß machten. Es ist der Dogenpalast, in dessen mit Marmorreliefs und mit den Fresken Bassano's, Tintoretto's und Veronese's geschmückten, glänzenden Sälen der große Rath der Republik und neben ihm der finstere Rath der Zehn mit seinen furchtbaren Inquisitoren Jahrhunderte hindurch thronten, und durch ein, bis jetzt in Europa einzig dastehendes Regierungssystem weite Meere und Länder beherrschten! Welche Erinnerungen und welche Geschichte knüpft sich an diese Säulenreihen und an diese Säle! Die Geschichte des Louvre, des Tower und der Tuilerien ist dagegen armselig zu nennen; aber nirgends sind die Erinnerungen so mit Blut befleckt, wie hier. Jede Säule und jeder Saal hat hier seine eigene Geschichte, doch ist das Schlußcapitel der Geschichte fast immer die Erzählung von einem finsteren und gewaltsamen Tode. Der Thron des Herrschers, der Kerker und die Richtstätte lagen hier Jahrhunderte lang neben einander. Aus dem Saale des Rathes der Zehn waren es in die unterirdischen Gefängnisse und zu den beiden rothen Porphyrsäulen in dem obern Säulengange immer nur wenige Schritte. Die Regierung Venedigs zeichnete sich neben ihrem finsteren Schweigen auch durch die Schnelligkeit in der Vollstreckung ihrer Befehle aus.

Eigentlich ist dieser Palast uralt. Feuersbrünste und Aufstände stürzten seine Mauern und Säulenreihen mehrmals in Ruinen; aber er erhob sich aus den Trümmern immer wieder von Neuem in erneuter Pracht und in größerem Glanze, wie die Regierungen, welche ihn bauten. Die letzten zehn Jahre des sechszehnten Jahrhunderts sahen ihn in seiner jetzigen Vollendung. Die untere Façadenreihe, aus Säulen gebildet, welche, ohne Piedestal,

mit ihren Marmorfüßen in der Erde ruhen, ſtammen bereits aus dem zwölften Jahrhundert, ihre prächtigen Capitäler, welche in ihrem ornamentalen Schmuck faſt alle beſtimmte Gegenſtände und Perſonen darſtellen, ſind Meiſterwerke der Schüler jenes Architecten, der die Pläne zu dem Palaſt zeichnete und zwiſchen den beiden Säulen der Piazzetta den Tod des Verſchwörers ſtarb. Das Thor, durch welches man noch heute in den Palaſt eintritt, iſt von einer ebenſo reichen wie reinen Bauart; es iſt die berühmte Porta della Carta und erhielt ſeinen Namen daher, weil man unter ſeinen Niſchen die obrigkeitlichen Befehle der Behörde anzuſchlagen pflegte. Eine zweite Säulenreihe baut ſich über der unteren auf, und bildet eine lange offene Gallerie, welche um den ganzen Palaſt läuft. Sie iſt in arabiſchem Styl gebaut, und von bewundernswürdig leichten und graciöſen Formen. Man begreift kaum, wie dieſe herrlichen Säulen im Stande ſind, die coloſſale Maſſe von rothem Marmor, welche auf ihnen ruht, zu tragen, die letzte Säule, welche die Ecke des Gebäudes nach der Lagune zu ſtützt, iſt ein Meiſterwerk einer eleganten und practiſch kühnen Bauart, und wird noch heute von allen modernen Architecten bewundert. Alle Säulen ſind von weißem Marmor, nur die neunte und zehnte ſind von rothem Porphyr. Keine Säule in der Welt hat eine ſo blutige Geſchichte, wie dieſe beiden Porphyrſäulen. Die Urtheile des Rathes der Zehn und des Rathes der Drei wurden zwiſchen ihnen verleſen, und dieſe Urtheile waren faſt immer mit Blut geſchrieben. Die Bewohner und die Gäſte des Palaſtes, der heute zum Tribunal, morgen zum Gefängniß diente, der zugleich Feſtung, Stadthaus, die Wohnung des Dogen und der Feſtſaal der Republik war, beſtanden aus den verſchiedenſten Perſonen, in denen ſich dieſer täglich

wechselnde Charakter abspiegelte: ein Doge und seine Familie für die Prunkzimmer, ein Senat und Procuratoren für das Stadthaus, Soldaten und Sbirren für die Festung, der Rath der Zehn und die Inquisitoren für das Tribunal, Kerkermeister für die Gefängnisse, Henker für die Vollstreckung der blutigen Sentenzen. Und mitten in dieses so verschiedenartige Leben des Palastes, so großartig und so sonderbbar, daß man den, der dort als Herrscher befahl und dort Feste gab, nach einander als Angeklagten, Verurtheilten und zum Tode Verdammten sah, hat die Kunst ihre berühmtesten und großartigsten Meisterwerke aufgestellt, wie wenn das ganze Schloß nur ein einziger, großer, geschmückter Festpalast gewesen wäre! Die Maler sind dort die Historiographen dieser großen und staunenswürdigen Geschichte gewesen, welche der große Rath in diesen prächtigen, vergoldeten Sälen dictirte und welche die Flotten des Arsenals mit dem Blut der Türken und der Genueser in Bewegung setzte. Und was waren das für Maler! Der prächtige Veronese, der farbenreiche Tintoretto, Titian, dessen Pinsel die frischeste Jugend und die zarteste Schönheit auf die Wände zauberte — das waren die Maler, von denen jeder zum Plutarch der republikanischen Helden wurde. Diejenigen, welche das Tribunal als Verräther der Republik verurtheilte: Falieri, Calendario, Carmagnola, brauchten nur ihre Blicke zu den Plafonds der Säle zu erheben, um zu sehen, wie die Meeresrepublik diejenigen verherrlicht, welche sich um das Vaterland verdient gemacht hatten!

Gegenüber dem majastätischen und finstern Dogenpalast erhebt sich die glänzend schöne Façade eines Palastes, von der Peter Aretin mit Recht sagt, daß ihre Schönheit sogar über den Neid erhaben sei. Er diente ehe-

mals als Bibliothek für die Bücher, welche man heute im Saale des großen Raths im Dogenpalaste aufgestellt findet. Sansovino und Scamozzi bauten diese jonischen und dorischen Säulen und diese mit Statuen geschmückte Balustrade auf Befehl des Senats. Man erzählt, daß, während Sansovino mit dem Bau beschäftigt war, eins der Gewölbe zusammenstürzte. Da wurde der berühmte Baumeister in die Gefängnisse des Dogenpalastes geführt, und seines Amtes als Architect der Republik entsetzt. Noch mehr, man verurtheilte ihn, das eingestürzte Gewölbe auf seine eigenen Kosten wieder bauen zu lassen, und Titian und Aretin mußten ihren ganzen Einfluß verwenden, um dem armen Baumeister die Freiheit wieder zu geben und den großen Rath zu vermögen, ihm den Weiterbau des Palastes zu gestatten, dessen Niemand so würdig war, wie er. Kurze Zeit darauf starb er und Scamozzi beendigte das von ihm entworfene und nicht vollendete Meisterwerk der Baukunst. Die Strenge der Regierung der altvenetianischen Republik hat sich auch in den kleinsten Zügen nicht verläugnet. Sie bestrafte in Sansovino nicht die Ungeschicklichkeit, sondern das Unglück. Auch das Gebäude, welches sich an die alte Bibliothek anschließt und den Winkel der Piazetta und der Riva nach der Lagune zu bildet, hat Sansovino gebaut. Es führt den Namen der Zecca, und war die Münze der Republik, in deren Gewölben sich das Gold der venetianischen Eroberungen in Ducaten, Medaillen und Silbermünzen aller Art verwandelte. Die Republik schlug bereits sehr frühzeitig Geld, und die Numismatik ist im Stande, den Beweis zu führen, daß schon im siebenten Jahrhundert die Bilder des Dogen auf das Gold und das Silber geprägt wurden. Die älteste Medaille, welche hier geprägt wurde und welche im Palast Martinengo aufbewahrt wird, zeigt

auf der einen Seite das Bildniß Galba's und die Worte: „Marcus Sextus me fecit V.“ Auf der Rückseite ist eine Frau abgebildet, welche Venedig symbolisch darstellt, neben ihr ein geflügelter Löwe. Darunter stehen als Devise die Worte: „Venetia, pax tibi, 1363.“ Die Zecca macht auf den Beschauer einen sonderbaren Eindruck. Sie sieht aus wie ein Gefängniß, wie eine Bastille und wie ein elegant gebauter Palast; auch in ihrer Bauart spiegelt sich der Charakter der Regierung wieder, welche sie baute. Die Façade, halb dorisch, halb jonisch, ist ernst und edel, und hat nach der Lagune hin eine Länge von 83 Fuß, nach der Piazzetta ist sie 152 Fuß lang. Dicke Eisenstangen maskiren sämmtliche Fenster. Das Eingangsthor ist auf der Piazzetta, rechts und links erheben sich die Statuen zweier Riesen. Die Statue rechts ist unbedingt die beste; sie ist unter dem Meißel Campagna's erstanden; der Schöpfer der andern ist Titian Aspetti.

Die Grenze der Piazzetta nach dem Marcusplatz bildet der Glockthurm, der Campanile, wie man in Venedig sagt. Majestätisch steigt er, ganz freistehend, 284 Fuß in die Höhe, und überblickt in seiner Höhe alle Thürme und alle Gebäude der Lagunen. An seinem Fuße steht ein wundervolles kleines Monument florentinischer Baukunst, welches sich mit dem Rücken an seine starken Mauern lehnt, auch ein Meisterwerk des großen Sansovino. In seiner Gestalt könnte es den Triumphbogen des Carousselplatzes in Paris versinnlichen; es ist mit prächtigen farbigen Marmorplatten bekleidet, mit wundervollen Werken der Bildhauerkunst geschmückt und mit Broncethoren und Broncestatuen verziert, welche es zu einem der größten Meisterwerke in florentinischem Geschmack machen, welches Venedig überhaupt besitzt. In den beiden wundervoll gearbeiteten Basreliefs des kleinen Gebäudes hat Sanso-

vino in allegorischen Figuren den Besitz Cyperns und Candias verewigt, welche bekanntlich nicht der Republik gehörten, und deren Banner auf den rothen Flaggenstangen vor der märchenhaften Marcuskirche wehten. Das Gebäude heißt noch heute die Logghietta; einst saß dort während gewisser Stunden des Tages ein Procurator der Republik und befehligte die Wache, der die Sicherheit des Dogenpalastes während der Sitzungen des großen Rathes anvertraut war; jetzt ist es der Tempel der Göttin der venetianischen Lotterie, welche dort monatlich einmal ihr magisches Glücksrad rollen läßt. Gerade über der Logghietta erhebt sich, wie gesagt, der Campanile in Gestalt eines hohen, imposanten Vierecks. Es ist der Campanile der Marcuskirche, wie in Italien immer, von der Kirche selbst getrennt. Er wurde unter dem Dogat Dominico Silvio's begonnen und dann in seinem Bau, als er ein Drittheil seiner Höhe erreicht hatte, unterbrochen, weil das künstliche Erdreich, auf dem sein mächtiger Fuß ruhte, gewichen war. Der Ort war nicht gut gewählt, und der Glockenthurm wurde wieder abgetragen, und sodann dort gebaut, wo er jetzt steht. Ob der Baumeister des Thurms, der Architect Viligardi, wie sein berühmter College Sansovino, für das Unglück, das ihn beim Bau des Thurmes traf, ins Gefängniß geworfen wurde, hat die Geschichte uns nicht aufbewahrt. Man steigt bis auf die offene Gallerie des Campanile, wo die Glocken des heiligen Marcus die Bewohner der Lagunen mit ihren ehernen Stimmen zum Gebete rufen, nicht auf einer Treppe, sondern auf einem wirklichen Wege, welcher sich im Innern an den Wänden aufbaut, hinauf. Der sonderbare Pfad ist hell und bequem; man könnte zu Pferde hinaufreiten. Die österreichische Polizeibehörde in Venedig erlaubt dies aber nicht; wenigstens wurde zweien

meiner Freunde, welche gewettet hatten, auf die Plattform des Thurmes hinauf und herunter zu reiten, die Ausführung der Wette nicht gestattet. Allein darf man überhaupt gar nicht, auch nicht zu Fuß, hinaufsteigen; im Jahre 1852 stürzte sich ein Fremder, der sich in Venedig zur Cur aufhielt, mit seinem Spleen hinab, und seit dieser Zeit nimmt man sich, wenn man nicht zu zweien ist, den ersten besten Straßenjungen mit, der die Verpflichtung hat, sich am Rockschoß festzuhalten, wenn Einem auch einmal die Lust anwandeln sollte, von der Höhe dieses venetianischen Chimborasso einen kühnen Salto mortale zu machen. Die Aussicht ist feenhaft schön, voll Poesie, Majestät und Originalität; die Wasserstraßen und Marmorpaläste Venedigs in sonderbaren und oft bizarren Gruppirungen, auf der blauen Lagune schwimmend, aus der rundum die Inseln mit ihrem grünen Buschwerk auftauchen, die pittoresken Küsten des adriatischen Meeres, im Osten der unendliche Meeresspiegel, im Norden die Alpen mit ihren eisbedeckten und schneebedeckten Zinnen, im Westen die blauen Höhenzüge des Monte Berico und der Vicentiner Berge, das Alles Abends beim Sonnenuntergange in einem Meer von Duft, farbigem Licht und goldenen Reflexen leuchtend und schimmernd — ich kenne keine Rundschau auf der Erde, weder von der Höhe eines Thurmes, noch von dem Gipfel eines Berges, die der Rundschau von dem Campanile auf der Piazzetta gleichkommt!

Im Süden öffnet sich der Blick auf die Lagune und umfaßt eine Reihe von Perspectiven, die zu den lachendsten und prächtigsten gehören, welche Natur und Kunst vereinigen können. Die Rosenbgebüsche des erzherzoglichen Gartens, die strahlenden Cafés der Riva und die grünen Bäume der Giardini publici sind mit tausenden von

ſchwarzen Gondeln und bunten Barken der glänzende und bewegliche Rahmen dieſes wunderbaren Bildes, auf deſſen blauem Wellengrunde grüne Inſeln mit griechiſchen und mauriſchen Paläſten wie Zaubermärchen aufſteigen, der Horizont, der unendliche Spiegel des adriatiſchen Meeres, deſſen hellblaue Tinten ſich mit den Farbentönen des italieniſchen Himmels verſchmelzen, während ſich rechts der Blick tief in den großen Canal ſenkt, der ſich wie eine Schlange von Paläſten in das Herz von Venedig öffnet, eine in Marmor eingegrabene Geſchichte der großen Vergangenheit der Lagunenſtadt. Zwei coloſſale Granitſäulen bilden, wie zwei gigantiſche Rieſen, ein phantaſtiſches Thor, zwiſchen denen man in die ſchwarze Gondel ſteigt, auf deren ſchwellenden Kiſſen man in dieſes „Rom des Oceans", wie die Lady Morgan Venedig nannte, hinausfährt. Auch das phantaſtiſche Thor hat, wie jeder Stein und Palaſt in Venedig, ſeine eigene wunderbare Geſchichte. Ohne Kapitäle und ohne Piedeſtal fand ſie der Doge Domenico Michieli, als er aus dem heiligen Lande zurückkehrte und den Sieg von Jaffa erfochten hatte, auf einer Inſel im griechiſchen Archipelagus, und brachte ſie mit nach Venedig. Venedig dachte damals nur daran die Marcuskirche zu ſchmücken, und da die ungeheuern Säulen in den inneren Räumen des Tempels keinen Platz fanden, vergaß man ſie, und ſie lagen ein halbes Jahrhundert auf den Marmorflieſen am Molo. Da erbot ſich der Architect Baratieri ſie aufzurichten. Das Mittel, was er dazu anwandte, heißt es in einem alten Manuſcript in der Bibliothek des Dogenpalaſtes, war ſehr wunderbar. Man war in der Mechanik damals noch nicht weit gekommen. Er richtete ſie in die Höhe und ſchmückte ſie mit den beiden überhängenden Capitälern, um ſie vor den ſenkrechten Strahlen der Sonne und dem

Regen zu schützen. Für den Fall, daß ihm das schwierige Werk gelingen würde, hatte ihm der Senat die Belohnung versprochen, welche er sich ausbitten würde. Nun bat sich der Architect eine sonderbare Belohnung aus. Die Hazardspiele waren damals in Venedig auf das Strengste verboten. Er bat um das Privilegium einer Spielbank, welche er zwischen den beiden Säulen aufstellen wollte. Der Doge weit entfernt, sein Wort zurückzuziehen, duldete lieber einen Mißbrauch, und gab ihm das Privilegium; Baratieri benutzte es soviel wie er konnte, zum großen Mißvergnügen des Senats, der sich auf diese Weise gezwungen sah, im Angesicht seines Palastes eine so offene und scandalöse Uebertretung der Gesetze der Republik zu dulden. Von Generation auf Generation vererbt, dann einmal verkauft und verpfändet, dauerte das Privelegium über vier hundert Jahre. Endlich ersann ein Mitglied des großen Rathes ein originelles Mittel, den Privilegieninhabern den Platz, wo sie die Spielbank aufstellen durften, zu verleiden. Das Mittel bestand darin, die Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Criminal-Verbrecher zwischen den beiden Säulen stattfinden zu lassen. Als die Spieler die Gehängten über ihren Köpfen baumeln sahen — und an Gehängten fehlte es damals nicht — räumten sie den Platz, und das Privilegium welches den großen Rath so tief betrübte, erlosch in sich selbst. Man sagt, daß der letzte Inhaber sich aus Verzweiflung selbst zwischen den beiden Säulen aufhing. Später, als der Rath der Zehn längere Zeit Niemand fand, den er anklagen und hängen konnte, ließ er dann und wann, damit das Volk den Schrecken ja nicht vergessen möchte, den ihm die an den Verräthern hier executirte Todesstrafe einflößen sollte, einige Leichname aus den Betten des Hospitals nehmen, und zwischen den Säulen

an den Beinen aufhängen. Dieſe Todesart, nicht am Halſe, ſondern an den Beinen gehängt zu werden, war für alle diejenigen vorbehalten, welche den Staat verrathen hatten, oder welche nur verſucht hatten, es zu thun, oder — welche nur angeklagt waren. Das Volk von Venedig betrachtete den Raum zwiſchen den beiden Säulen immer als verrufen, und wenn man Jemanden bedrohen wollte, den man nicht liebte, und den eine Denunciation verderben konnte, ſo pflegte man ihm zuzurufen: „Guardati dalle colonne!“ Im Jahre 1329 ſtellte man auf die Säule von roſafarbenem Granit die Marmorſtatue des heiligen Theodor, ihm als Fußgeſtell ſein Crocodill gebend. Der heilige Theodor war der erſte Schutzheilige der Republik bis zu der Zeit, wo der Körper des heiligen Marcus nach Venedig gebracht wurde. Nun wurde der geflügelte Löwe, der Freund des heiligen Marcus, das Symbol der kriegeriſchen und tapferen Meeresrepublik, und die Säule von grauem Granit wurde als ſein Fußgeſtell auserſehen, von der er eine Reihe von Jahrhunderten auf die Lagune blickte, und Hunderte von ſiegreichen Flotten in den Hafen einlaufen ſah. Was hat der geflügelte Löwe nicht Alles geſehen! Die glänzende und große Geſchichte der tauſendjährigen Meeresrepublik in allen Phaſen ihres Verlaufs, auf dem Zenith ihres Ruhmes, in den traurigen und düſteren Tagen ihres Unterganges und die Schreckensgeſchichte des Dogenpalaſtes, inſofern ſie zwiſchen den beiden rothen Phorphyrſäulen und mit dem Schaffot endigte! Die Piazzetta war der Platz, wo die Revolutionen ſich entwickelten, welche die Herrſchaft des Rathes der Zehn und der finſteren Staatsinquiſition ſo häufig bedrohten, am Molo der Piazzetta legte der von Gold und Schmuck ſtrahlende Bucentauro an, um den Dogen und die Würdenträger der Republik

zur Hochzeitsfeier mit dem adriatiſchen Meere abzuholen; am Molo landete die Flotte, welche, mit Beute und Schätzen beladen, aus den Türkenkriegen heimkehrte; die Piazzetta ſah alle die Geſtalten in der Kraft ihres Lebens und Wirkens, welche das Auge des Fremden, der Venedig beſucht, heute in den Bildern Tintoretto's, Baſſano's und Paul Veroneſe's auf den Wänden des großen Bibliothekſaales des Dogenpalaſtes bewundert. Die Piazzetta iſt in der Geſchichte Venedig's ein weit bedeutenderer und wichtigerer Ort, als der Marcusplatz. Enrico Dandalo, Vitalo Michieli, Gradenigo, Moroſini, Marino Falieri, Lucrezia Borgia, die ſchöne Königin von Cypern, Catharina Cornaro, die Hochzeitsgäſte des tapferen Foscari, die Ritter in den glänzenden Triumphzügen nach der Eroberung Candias, ſie alle betraten ſeine Marmorflieſen, um durch die Porta della Carta die Rieſentreppe hinauf ihren Einzug in die Prachtzimmer des Dogenpalaſtes zu halten, und auch alle jene großen, und berühmten Männer, welche ſich gegen die finſtere Majeſtät des Dogenpalaſtes verſchworen haben ſollten, ſchritten aus jenem Thore hinaus, um zwiſchen den beiden Granitſäulen zu ſterben und zum letzten Male die Herrlichkeiten des Canale Grande zu ſchauen! Berühmte und traurige Piazzetta, ewige Erinnerung an ſo viel Großes und Schreckliches, marmornes Gedächtniß Bianca Capella's und Desdemona's, unter deinen Arcaden haben viele Jahrhunderte lang Herzen gejubelt und Herzen gezittert, deine Marmorflieſen netzten die Thränen des letzten Dogen, als er dem harrenden Volke den Untergang der tauſendjährigen Republik bleichen Angeſichts verkündete und ein halbes Jahrhundert ſpäter wiederum die Thränen des Dictators, als er nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, welche an die Tage Sagunt's und

Carthago's erinnert, die junge, aus dem Schaum des adriatiſchen Meeres neugeborne Republik ſterben ſah, um in die Verbannung zu gehen und dort — ſelbſt zu ſterben!

Und heute? Arme Gondoliers, noch das Stigma ihrer großen Abkunft auf ihren ſchönen und charakteriſtiſchen Geſichtern, ſtehen dort, wo einſt Helden ihre Schwerter zogen, um den Halbmond zu beſiegen, wo Könige um die Gunſt bettelten, ihren Namen auf den Blättern des goldenen Buches eingeſchrieben zu ſehen, wo alle Schätze des Orients zu den Füßen des Dogen ausgebreitet wurden, und betteln bei dem reichen Fremdling um einige kupferne Centimesſtücke, um ihr Leben mit Polenta und Zwiebeln zu friſten; ein Moroſini ſteht gebückt mit der ſchmutzigen Bürſte vor einem öſterreichiſchen Officier, und putzt ihm die Stiefeln; ein Urenkel der Gradenigo's ſtreckt den Arm aus, um ihn einem Abkömmling Shyloks zur Stütze zu bieten, der in ſeiner Gondel nach ſeinem Marmorpalaſt im Canale Grande fahren will, wo einſt ſeine Ahnen glänzende Feſte gaben, zu denen die Könige Europa's geladen wurden, und wo er nun Thürſteher geworden iſt. Hat der Dichter hier auf dieſen, vom Hauch der Jahrhunderte geſchwärzten Marmorflieſen geſtanden, hat ſein Auge auf dieſen tauſendjährigen Herrlichkeiten geruht, als er die Worte ſchrieb:

„Schwer iſt der Völker Schlaf, wenn eingeſchlafen
Fern im Gebirg' der Adler ihrer Thaten,
Wenn ihre Banner Fremde niedertraten,
Wenn ihre Schiffe ruh'n im ſeichten Hafen.

Auf Trümmern blüh'n Cypreſſen und Agaven,
Und wo einſt Knaben ſchon um Waffen baten,
Steh'n jetzt die letzten Männer, ſtumm, verrathen,
Und ſterben ruhmlos hin wie andere Sklaven.

Die Sitten kranken, todt sind Ruhm und Ehre,
Die Kraft versiegt, man schlägt die freie Wehre,
Man schlägt voll Furcht das freie Wort in Bande.

Entschleiert, durch die Gassen schleicht die Schande,
Der Schönheit Blüthe reift gemeinen Lüsten,
Und schuldig ist das Kind schon an den Brüsten."*)

Immer wieder traten mir diese traurigen Worte vor die Seele, wenn ich Morgens auf der Piazzetta stand, und in die schwarze Gondel stieg, um die Lagune und die Wasserstraßen mit ihren stillen Marmorpalästen zu durchschwärmen. Aber nein, jene traurigen Worte sind nicht der Denkspruch der Piazzetta geworden; ich gedachte dann jener großen und glänzenden Tage der jungen Republik, seit deren Sonnenuntergang noch nicht ein Jahrzehnt in die blauen Fluthen des adriatischen Meeres hinabgestiegen ist, wo die Reichen dem großen Dictator ihr Gold und ihr Silber schenkten, wo die Frauen ihre Diamanten und ihre Edelsteine, und die Armen ihr Almosen, welches sie selbst so eben erbettelt hatten, auf der Piazzetta niederlegten, ich gedachte jener zweiundvierzig Signori, welche zur Vertheidigung ihrer Stadt drei Millionen Wechselbriefe unterzeichneten und jener hundertdreiundvierzig Bürger, welche andere drei Millionen auf den Tisch des ehemaligen Saales des großen Rathes legten, ich gedachte jener Dreitausend, welche in drei Monaten starben, und jener anderen Tausende, welche hungernd und in der Todesatmosphäre der Cholera kämpfend, die Tage Troja's und Sagunt's in das Gedächtniß des staunenden Europa's zurückriefen; ich gedachte meines großen, unsterblichen Freundes Manin, der jetzt auf dem

*) Gedichte von Herrmann Lingg, herausgegeben von Emanuel Geibel.

Père Lachaise ruht, ich sprach mit meinem Gondolier von jenen Tagen, eine stolze Freude verklärte seine schönen, in der Sonne gebräunten Züge, und er streckte seine Hand zu dem geflügelten Marcuslöwen auf jener grauen Granitsäule aus, und sprach zu mir wiederum die Worte, welche ich auf dem Marcusplatz, auf der Piazzetta und auf dem Rialto hatte flüstern hören, welche Platen und Byron hörten: „Der Löwe von San Marco ist nicht gestorben, er schläft nur."

Zwölftes Kapitel.

Ein Besuch im Arsenal zu Venedig.

Das Arsenal ist eins der ruhmvollsten und großartigsten Denkmäler Venedigs. Es ist eine Stadt für sich allein, von colossalen Mauern, Thürmen und Bastionen umgeben; um die äußere Enceinte mit der Gondel zu umfahren, braucht man über zwei Stunden. Der Doge Andreas Pisani begann den gewaltigen Bau im Jahre 1304; er vergrößerte sich dann mit jedem neuen Jahrhundert, je nachdem die große Meeresrepublik, deren Seemacht das Arsenal körperlich repräsentirte, in ihrer Macht und in ihren Dimensionen wuchs. Im Jahre 1569 baute die venetianische Regierung die hohen Mauern und die stattlichen Befestigungsthürme, welche man noch heute sieht. Das imposante Thor, durch welches man von der Landseite her eintritt, ist gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erbaut. Die Bildwerke, welche den oberen Bogen schmücken, stam-

men von Schülern Sanſovino's; auf die Spitze des Thores hat man die Statue der heiligen Juſtina geſtellt, zur Erinnerung an den Sieg, den die venetianiſche Flotte in der Schlacht bei Lepanto über die Türken davon trug, deren Jahrestag mit dem Feſttag dieſer Heiligen zuſammenfällt. Auch noch heutigen Tages repräſentirt das Arſenal die hohe Idee, welche man ſich über die Größe und den Einfluß der ruhmvollſten und mächtigſten Republik des Mittelalters macht. Nur der Hafen von Toulon übertrifft unter allen europäiſchen Häfen das Arſenal von Venedig in ſeiner Größe und in ſeinem Umfange. Auf dieſen Werften wurden die Flotten erbaut, welche mehr als einmal die Invaſionen der Türken zurückwieſen, und nicht allein die Civiliſation Italiens, ſondern des ganzen mittäglichen Europas retteten. Hier lag der Bucentauro vor Anker, jenes prächtige, ganz mit Vergoldung und koſtbarem Bildwerk bedeckte Schiff mit purpurnen Segeln, welches, umringt von tauſend Barken und Gondeln, unter den Beifallsrufen einer enthuſiaſtiſchen Menge, unter dem Donner der Geſchütze und unter dem Geläute aller Glocken den Dogen und die Würdenträger der Lagunenſtadt jährlich zum Lido führte, um die Vermählung des Meeres mit der Republik zu feiern. Welch' ein Stolz und welcher Ruhm war es, an dieſem Tage der Meereshochzeit ein Bürger Venedigs zu heißen! Die ganze Bevölkerung, Patrizier, Bürger, die Fremden, Soldaten, Gondoliers, Matroſen, Alles befand ſich in reich geſchmückten Gondeln und auf prächtig decorirten Galeeren auf der Lagune. Blumen, Kränze und bunte Fahnen ſchmückten die Segel, die Taue und die Maſten. Die koſtbarſten Stoffe bedeckten den Bord der Schiffe, deren Schnäbel in allen Farben ſtrahlende Laternen zierten; jede Galeere und jede Gondel ſuchte die andere an Koſt-

barkeit und Pracht ihres Schmuckes zu übertreffen. Voran zog der Bucentauro. Auf dem Verdeck ſtand der Doge in ſeinem höchſten Schmucke, die Herzogsmütze auf dem Haupte, neben ihm der Patriarch im feſtlichen Gewande. An der Stelle, wo jetzt die beiden kleinen öſterreichiſchen Forts erbaut ſind, um mit ihren Kanonen den Eingang zum Hafen zu bewachen, fuhr der Bucentauro mit ſeiner glänzenden, von Gold und Purpur ſtrahlenden Cortège auf das adriatiſche Meer. Dann entblößten alle ihre Häupter, die Nobili und das Volk, die Patrizier und die Schiffer; der Augenblick der höchſten Feier war gekommen. Der Biſchof erhob ſich von ſeinem goldenen, mit einer purpurnen Decke behängten Seſſel, und ſegnete einen großen, goldenen Ring ein, der mit einem Onyx, einem Malachit und einem Türkis verziert war, und übergab den Ring dem Dogen. Der Doge goß ein großes Gefäß mit geweihtem Waſſer in das Meer, und warf an derſelben Stelle den geweihten Ring hinein, indem er die Worte rief: „Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique domini.“ Alle Würdenträger des Staats, alle fremde Geſandte, welche die Republik anerkannt hatten, umſtanden den Herzog von Venedig bei dieſer ſymboliſchen und myſteriöſen Hochzeitsfeier, und alle die Tauſende auf den geſchmückten Schiffen ſangen den uralten Hymnus der Hochzeit des adriatiſchen Meeres mit der Lagunenſtadt. Alljährlich ſah das Thor des Arſenals, welches auf die Lagune führt, den Anfang dieſes höchſten Feſtes der Republik. Der erſte Bucentauro fuhr aus dieſem Thor im Jahre 1520; der zweite, noch weit reicher und prächtiger geſchmückt, im Jahre 1600; der dritte führte den Dogen zum erſten Mal zum Feſte im Jahre 1725. — Jetzt iſt es auf den Werften, wo einſt die mächtigen Schiffsſkelette erbaut wurden, von denen

mit Schrecken der Türke hörte, recht still und einsam geworden. Die weiten Räume der Werkstätten, in denen einst sechszehntausend Arsenalotti arbeiteten, und Morgens und Abends riefen: „Es lebe der heilige Marcus!“ stehen verlassen; die blauen Spiegel der Wasserbecken, welche einst unter den Ruderschlägen von dreihundert Galeeren, einem Geschenk der Verbündeten der Republik, rauschten, kräuselt jetzt ein einsamer Wind, der aus den Tyroler Bergen über die Lagune weht; in den Schmieden ist das Geräusch der großen Hammer verstummt; das flüssige Eisen in den Kanonengießereien ist kalt und starr geworden; nur das „Werda!“ der österreichischen Schildwache und das Echo ihres langsamen, gleichmäßigen Schrittes auf den Marmorfliesen tönt durch die weiten, einsamen Räume!

Wenn ich halbe Tage lang, auf den schwarzen Kissen der Gondel ruhend, die Lagune nach allen Richtungen hin durchschwärmte und die goldenen Lichtreflexe der Sonnenstrahlen auf den blauen Wellen betrachtete, war ich häufig an der Seeseite des Arsenals vorübergekommen. Ich hörte die Wasser an den hohen Mauern und Bastionen murmeln, und dachte an die verschwundene Herrlichkeit und Größe, welche einst hinter diesen Mauern wohnte, oder ich ließ meine Gondel dem Wasserthore gegenüber lange auf dem Rücken der Wellen schaukeln, und blickte in die inneren Räume, träumend, ich würde die Galeeren mit dem goldenen Marcuslöwen ausziehen sehen zum Streit gegen den Halbmond. Aber drinnen blieb Alles still; ich hörte nur das Murmeln der Wellen, und dasselbe Kirchhofsschweigen ruhte auf den mächtigen Gebäuden, wie über den Marmorpaläſten des Canale grande. Ein anderes Mal ging ich die lange riva dei Schiavoni hinab, und stand stundenlang vor dem colossalen und

prächtigen Thore, welches von der Landſeite her in das Arſenal führt. Die mächtigen Säulen, welche den oberen Bogen tragen, die coloſſale Statue der Heiligen, und die verſchiedenen Bildwerke, welche die Baluſtrade überragen, bilden ein ebenſo ſonderbares, wie großartiges Enſemble. Vier große Löwen von Marmor bewachen dieſen Eingang, Der eine, der größte, ſteht aufrecht, den Kopf mit der langen Mähne ſtolz emporhebend, den Schweif ausgeſtreckt. Er ſtand einſt auf der äußerſten Spitze des Molo im Hafen von Athen, im Piraeeus, und ſchaute auf das Meer. Franz Moroſini, der Beſieger des Peloponnes, führte ihn hierher. Was hat der Löwe nicht Alles geſehen! Die mächtigſten Republiken des Alterthums und des Mittelalters in der Zeit ihres höchſten Glanzes und ihres Unterganges, die Helden von Salamis, wie ſie bekränzt aus der Perſerſchlacht heimkehrten, die Krieger aus der Schlacht von Lepanto mit den erbeuteten Türkenfahnen, Perikles und Themiſtocles, die Foscari und die Moncenigo, die römiſchen Legionen, welche die Werke des Piraeeus und die Seemacht Athens zertrümmerten, und die öſterreichiſchen Soldaten, welche mit der ſchwarzgelben Fahne und unter den Klängen des Radetzkimarſches nach dem Falle der Republik Manins von Neuem ihre Wachtpoſten am Thor des Arſenals bezogen. Der Löwe iſt nun zweitauſend und dreihundert Jahre alt. Die vergoldeten Broncepferde, welche einſt den Triumphwagen des Römerkaiſers zogen und vor dem Thore der Marcuskirche auf die Fahnen von Cypern und Candia hinabblickten, ſind fünf Jahrhunderte jünger. Der zweite Löwe iſt in ruhender Stellung. Er lag einſt, wie die Schlange der egyptiſchen Wüſte, als eine Schildwacht am Wege, und blickte auf die Straße, welche von Athen zum Piraeeus führt. Die anderen beiden Löwen

gehören einer apocryphischen Race an. Mit Schönheit hat sie der Himmel oder vielmehr der Meißel ihres Schöpfers nicht beschenkt, aber, sie sind achtungswerth durch ihr Alter; denn wahrscheinlich überragen sie ihre beiden Brüder noch um mehrere Jahrhunderte.

Dann führte mich ein österreichischer Sergeant durch die weiten Säle des merkwürdigsten Museums in der Welt. Selbst das Artilleriemuseum in Paris kann sich im Reichthum der Erinnerungen nicht mit ihm messen. Die ganze tausendjährige Geschichte der mächtigen Meeresrepublik zieht hier in zwei Stunden an dem Auge des Beschauers in körperlichen Symbolen vorüber. Die Schlachtengeschichte eines der größten und tapfersten Volkes der Welt, dem heute die erkaufte Lüge das Stigma der Freiheit aufdrücken will, wird in den Pfeilen des neunten Jahrhunderts, in den Steinbomben, welche in den Kämpfen gegen die Genueser und gegen die Doria's als Wurfgeschoß dienten, in den vergoldeten, mit Edelsteinen verzierten Rüstungen der Ritter des Mittelalters, in Kanonenmodellen aller Gattungen und aller Zeiten und in den Wurfgeschossen repräsentirt, welche die österreichische Belagerungsarmee in die Stadt schleuderte, und welche die Façaden der Marmorpaläste zerstörte. An drei Pfeilern hängen die Rüstungen dreier Generale, an deren Namen sich die Erinnerungen aus der glänzensten Zeit der Republik knüpfen; die Rüstungen Dandolo's, Morosini's und Zeno's, welche Cypern, Candia und Morea eroberten. Andere Pfeiler schmücken sonderbar geformte Hellebarden und große rothe Türkenfahnen, Trophäen aus der Schlacht bei Lepanto. An der Wand sind die Degen aufgehängt, welche die Päpste den neuerwählten Dogen schenkten. Alle sind mit Inschriften bedeckt, und repräsentiren die Regierungen der aristocratischsten aller Repu-

bliken viele Jahrhnnderte hindurch. Da hängt derſelbe Degen, welchen der Papſt auf dem Gemälde Baſſano's im Saal des großen Rathes im Dogenpalaſte dem Herzog von Venedig überreicht. Intereſſant iſt die Rüſtung König Heinrich des Vierten von Frankreich, welche er der Republik nebſt ſeinem Degen ſandte, als er wünſchte, in das goldene Buch eingetragen zu werden. In dem Begleitſchreiben des Königs hieß es, es ſei der Degen, den er in der Schlacht bei Ivry getragen habe. Dieſer Degen iſt verſchwunden. Zur Zeit des Falles der Republik im Jahre 1797, als die Rüſtung aus dem Dogenpalaſte in das Arſenal gebracht wurde, iſt er verloren gegangen. Der Degen, der jetzt neben der Rüſtung hängt, mag, Gott weiß, wem? gehört haben, und hat nicht einmal das Verdienſt, daß er aus derſelben Zeit ſtammt, wie die Rüſtung. Die letztere iſt feſt und ſolide gearbeitet, eine Rüſtung für einen Mann, der ſich ſchlägt, und ſie nicht dazu gebraucht, um auf einem Luxuspferde zu paradiren. Auf ihrer Bruſt trägt ſie den Orden vom heiligen Geiſt, und ihr Anblick erinnert an die Worte in der Henriade:

„Leur fer et leurs mousquets composaient leur parure!“

Gerade gegenüber der Rüſtung des ritterlichen Königs ſteht das Monument des Großadmirals der Republik, Angelo Emo's, eins der letzten Venetianer aus der Zeit des Unterganges, ganz von weißem Marmor. Er ſtarb im Jahre 1792. Das Denkmal iſt eins der erſten Werke Canova's, elegant und majeſtätiſch. Aber auch die Schreckensregierung des Rathes der Zehn und der drei Staatsinquiſitoren iſt hier in einer merkwürdigen Sammlung von Tortur- und Folterwerkzeugen repräſentirt. Zwei Helme von Eiſen, welche inwendig eiſerne Spitzen haben, wurden

auf den Kopf des Angeklagten gesetzt, während der Richter an seiner Seite saß und das Ohr an eine kleine Oeffnung legte, um die Geständnisse zu hören, welche die durch den Druck des Helmes verursachten Folterqualen dem unglücklichen Opfer entrissen. Der sonderbar geformte Schlüssel gehörte dem Tyrannen von Padua, Franz Carrara; er hat einen Mechanismus, den ein Druck des Fingers in Bewegung setzt, und der ganz kleine Punkte auf der Oberfläche hervortreten läßt, welche eine gar nicht fühlbare Verwundung verursachen — aber vergiftet sind. Wenn Carrara beschlossen hatte, sich irgend Jemandes zu entledigen, berührte er ihn an der Hand mit dem Ende des Schlüssels. Der Unglückliche starb dann wenige Stunden nachher, ohne daß Jemand hätte sagen können, warum? und wie? So tödtete der Tyrann mitten im Gewühl eines glänzenden Festes den lombardischen General Rusconi, als er bemerkte, daß derselbe sich für eine Frau zu interessiren schien, auf welche er selbst seine Blicke geworfen hatte. Schwerlich würde man sagen können, wie viel Unglücklichen dieser Schlüssel die Thore des Jenseits aufgeschlossen hat!

In einem anderen Saal, dem Saal der Modelle, waren die Modelle aller Gattungen und Arten von Schiffen aufgestellt: Fregatten, Galeeren, Brigantinos und Aviso's. Der Saal selbst ist so groß, daß man ein großes Schiff in demselben erbauen könnte. Zwei hohe Säulen schmücken ihn, die eine ist zu Ehren Morosini's, die andere zu Ehren Emo's errichtet, der letzte Großadmiral der Republik, dessen Grabmal im Waffensaal steht. Das interessanteste unter den Schiffsmodellen ist unbedingt ein sehr vortrefflich und sehr genau gearbeitetes Modell des Bucentauro. Das Modell ist ganz vergoldet und mit Purpursegeln geschmückt, prächtig verziert, ein wahrer schwimmender Palast an Glanz und innerer splendider Einrichtung — eine sonder-

bare und poetiſche Erinnerung an eine große und glänzende Zeit. Wie es ſcheint, hat es überhaupt nur drei Bucentauro's gegeben. Die Vergoldung des letzten Bucentauro koſtete nicht weniger, als zweimal hundert und zwanzig tauſend Franken. Eine andere trübe Erinnerung — aber auch zugleich eine Erinnerung an eine der heroiſchſten Thaten in der Geſchichte erblickt man ganz in der Nähe; es iſt ein äußerſt kleines Brod aus der Zeit der Hungersnoth, welche Manin zwang, die aus dem Schaum des adriatiſchen Meeres zum zweitenmal neugeborne Republik ihren Feinden zu überliefern, ein Brod, ſo winzig und ſo klein, das es ſein eigenes Daſein zu betrauern ſcheint.

Weiter, als bis in die beiden Säle des Muſeums, war ich im Innern des Arſenals nie gekommen. Alle meine Anſtrengungen, die andern Räume zu ſehen, waren fruchtlos geweſen. Obſchon ich, während meines mehrmonatlichen Aufenthalts in Venedig, alle meine Verbindungen in Anſpruch nahm, meinen Wunſch zu erfüllen — jeder Verſuch war ſchließlich dennoch geſcheitert, und immer lief die letzte Antwort dahin hinaus, das keine Behörde in Venedig die Befugniß habe, mir die Erlaubniß zu einem Beſuch des Arſenals ſelbſtſtändig zu geben, ſondern daß ich dieſe Vergünſtigung nur in Wien beim Miniſterium nachſuchen und erlangen könne. Auf die Antwort von Wien aus hätte ich Wochen oder gar Monate warten können, und ſo gab ich endlich den Gedanken auf. So lieberal man in Oeſtreich in der Erlaubniß zum Beſuche von Etabliſſements und öffentlicher Inſtitute in mancher Beziehung iſt, ebenſo viel Schwierigkeiten werden gemacht, wenn man fürchtet, daß dieſer Beſuch den Zweck journaliſtiſcher Mittheilungen habe, oder wenn ein beſonderes ſtaatliches, oder commerzielles Intereſſe dadurch berührt werden könne. Einen ſonder-

baren Auftritt in dieser Art hatte ich in Innsbruck kurz vor der Eröffnung der neuen Tiroler Eisenbahn durch das Unterinnthal mit dem Unternehmer dieser Bahn. Ich machte ihm, mit den besten Empfehlungen versehen, welche man in Insbruck haben kann, einen Besuch, und bat ihn um einige Mittheilungen über den Bau und die Schwierigkeiten bei Anlegung der neuen Bahntrace. Er verweigerte mir dieselben kurzweg, und verwies mich an den Oberingenieur. Der Oberingenieur gab mir ganz dieselbe Antwort und es blieb dabei, obschon ich beiden Herren bemerkte, daß eine Eisenbahn ja ein öffentliches Geheimniß sei, und daß ich die Details dieses öffentlichen Geheimnisses ja sofort erfahren könne, wenn ich mich in einen Wagen setze, und die Eisenbahnstrecke selbst befahren wolle. Obschon sie die Richtigkeit meiner Behauptung vollständig anerkennen mußten, so waren sie trotzdem zu keiner Mittheilung zu vermögen, und es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Plan ins Werk zu setzen, einen Kutscher zu dingen und die neue Eisenbahn von Innsbruck bis Kufstein zu befahren. Nach Verlauf von zwei Tagen hatte ich alle Brücken, Viaducte und Tunnels gesehen, und befand mich im Besitz der ausführlichsten Mittheilungen, welche Unternehmer und Ingenieur mir irgend hätten geben können; mit dem einzigen Unterschiede, daß meine Wissenschaft mir nun einige dreißig Gulden und zwei Tage Zeit kostete, während ich sie in der anderen Weise umsonst und in einer halben Stunde gehabt hätte. Im Arsenal in Venedig war es auf diese Weise nicht zu machen; denn ohne einen Erlaubnißschein von der Commandantur ließ mich die Schildwache nicht passiren, und die Commandantur erklärte und blieb dabei, daß zu dieser Erlaubniß eine besondere Autorisation des Kriegsministers gehöre. An einem heitern und sonnigen Herbstmorgen saß

ich wieder einmal auf dem Marcusplatz vor dem von Vergoldug und rothem Sammet strahlenden Café Florian, dem Sammelplatz der Fremden in Venedig, trank meinen Café nero, rauchte aus Mangel an jedem anderen italienischen Rauchmaterial, die schwarze italienische Cigarre mit der langen Federposenspitze, und sah die Tauben des heiligen Marcus, die Abkömmlinge jener Brieftauben, welche vor mehreren hundet Jahren der alten venetianischen Republik einen staatsrettenden Dienst erwiesen haben, ihr Körnerfrühstück auf den Marmorfliesen mit vieler Behagligkeit verspeisen. Da kam der Fürst von B., seinen charakteristischen Kammerdiener zwei Schritt hinter sich, quer über den Platz. Neben dem Kammerdiener ging ein Gondolier in der malerischen Livré dieser Leute, wenn sie von einem reichen und vornehmen Fremden für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes in Venedig in Dienst genommen werden. Er war ganz in gelben Nanking gekleidet und trug um den Leib eine Schärpe mit den Farben des fürstlichen Hauses. Ich hatte die Bekanntschaft des Fürsten einige Monate früher auf dem Spaziergange an der grünen Traun in Ischl gemacht, wo die Engländer mit langen, zierlichen Angelruthen ganze Vormittage dem edlen Geschäft des Fischfangens obliegen, und die Damen in den umfangreichsten Crinolinen, welche ich je in Europa gesehen habe, spazieren gehen, und wo sich Jeder, wie an keinem andern Badeorte der Welt langweilt, weil Niemand mit dem Andern ein Wort spricht, wenn er ihm nicht in der formellsten Weise vorgestellt worden ist, und nicht ausdrücklich kund thut, daß es ihm höchst angenehm und, um nicht das Sprechen zu verlernen, nothwendig sein würde, eine Conversation anzuknüpfen. Der Fürst sowohl, wie ich, sahen uns damals, nach einem mehrtägigen Aufenthalt des Schweigens, wie in einem

pennsylvanischen Zellengefängniß, in die dringende Nothwendigkeit versetzt, zu erfahren, ob unsere Sprachwerkzeuge eingerostet seien oder nicht, und gebrauchten das Anzünden einer Cigarre, zum Schrecken aller fashionablen Kurgäste Ischl's, als Mittel, um diesem pennsylvanischen System des Schweigens, der ganzen Badeetiquette zum Trotz, zu entschlüpfen. Nachdem dieser Fluchtversuch glücklich gelungen war, gebrauchten wir unsere wiedergewonnene Freiheit in der ausgedehntesten Weise, mißhandelten Kurgesetze und Badeetiquette in einer in Ischl nie gesehenen Weise, redeten alle hübschen Mädchen an, welche uns der Anrede für würdig schienen, lachten auf der Promenade so laut, daß man es auf dem Calvarienberg hören konnte, und gaben im Theater unser Mißfallen an der Maltraitirung einer Weberschen Opernouvertüre sogar einmal durch Zischen kund, was seit Menschengedenken in dem Kur- und Modebadeort Ischl nicht vorgekommen war. Der Fürst war von Ischl nach Wien gereist, um über Triest nach Venedig zu gehen, und ich war über die Gletscher der nördlichen Tauernkette geklettert, um durch das in Europa noch unbekannte Ampezzaner Thal denselben Weg zu Lande zu machen, und nebenbei die schönsten Dolomiten und die schönsten Mädchen in Tyrol, in Cortina, zu sehen.

Als ich den Fürsten über den Platz kommen sah, traten alle komischen und glücklichen Momente aus unserem Ischler Badeleben wieder lebendig vor meine Seele. „Durchlaucht," rief ich, „wissen Sie noch, als uns der dumme Badewärter die erbärmlichen Holzkasten öffnete, welche man in Ischl „die kleinen Bäder" nennt, und mir auf meinen Vorschlag, den Branddirector Scabell nach Ischl zu berufen, um vernünftige Badeanstalten einzurichten, so naiv erwiederte: „die Bäder

haben vor vierzig Jahren gerade ſo ausgeſehen wie heute?"

„Und wiſſen Sie noch, am Traunfall," rief der Fürſt, „wie wir lachten, wie die kleine Goßmann in dem Fremdenbuch alle die „bürgerlichen Spengler, die kaiſerlich königlichen Majorswaiſen und Beamtenſtieftöchter, die bürgerlichen und adlichen Hausoffiziere ſo prächtig dadurch perſiflirte, daß ſie ihrem Namen den Titel „bürgerliche Grillenſpielerin" hinzufügte?"

„Und die ganze langweilige Geſellſchaft an der Table d'hôte in der Kaiſerin Eliſabeth, an der Niemand den Mund aufthat, als um zu gähnen?"

„Nur Ihr charakteriſtiſcher Kammerdiener, Fürſt, ſcheint auch in der ſchwimmenden Meerſtadt zu einem penſylvaniſchen Schweigen verurtheilt zu ſein: denn bis jetzt hat er ſeine Freude, mich wiederzuſehen, nur wie ein Indianer durch allerlei Geſichtsverzerrungen kund gethan."

„Ach, Sie vergeſſen ja, daß der arme Menſch nur ruſſiſch ſpricht, und deshalb, wenn ich nicht mit ihm rede, allerdings den Geſetzen der Iſchler Badeſaiſon huldigen muß."

„Richtig, das hatte ich vergeſſen. Nun bei einem Kammerdiener iſt das Schweigen jedenfalls eine Tugend, und wir ſind ſicher, daß von unſern Iſchler Abenteuern keines durch ſeine Geſchwätzigkeit verrathen wird."

Mein Caffee und das Körnerfrühſtück der Schützlinge des heiligen Marcus waren lange verzehrt, der Fürſt nahm meinen Arm und wir gingen durch die Arcaden der Procuratieen am Dogenpalaſt vorüber nach der Piazzetta. Am Molo lag die Gondel des Fürſten, wir ſtiegen ein, machten es uns auf den ſchwellenden Kiſſen recht bequem, Beppo, der Gondolier, ergriff das Ruder, und wir flanirten einige Stunden im Canale grande

umher, im Anblick der ſchweigenden Marmorpaläſte ihre glanzvolle und großartige Vergangenheit träumend, und von Lucrezia Borgia, von dem ſchwarzen Mohr und der ſchönen Desdemona plaudernd. Der Fürſt war erſt geſtern Abend in Venedig angekommen. Er wohnte im Hotel Danieli, und wurde von dem Gaſthofsſteuereinnehmer, zum großen Verdruß des ökonomiſchen Kammerdieners, welcher die täglichen Ausgaben zu zahlen hatte, auf die höchſten Steuerſätze hinaufgetrieben. Der Gondolier, den er ſammt ſeiner Gondel für die Dauer ſeines Aufenthaltes in Dienſt genommen hatte, war ein prächtiger Menſch, wie überhaupt der venetianiſche Gondolier wenn man ihm das Zwanzigerfieber, an dem ſie Alle ohne Ausnahme leiden, curirt hat, treu, ergeben, aufmerkſam, alle Herrlichkeiten und Kunſtwerke ſeiner geliebten Stadt kennend, und ſtolz auf ihre Geſchichte, wie auf ihre vergangene Pracht. Die in den alten venetianiſchen Romanzen und Barcarolen beſungene Treue und Verſchwiegenheit der Gondoliere iſt keine Mythe; ſie iſt ein traditionelles Erbtheil dieſer in ihrem Character ſcharf ausgeprägten Volksklaſſe geworden. Dazu iſt der venetianiſche Gondolier weich und gutmüthig, niemals grob und flegelhaft; mit derſelben Artigkeit und Aufmerkſamkeit bietet er beim Einſteigen in die Gondel ſeinen Arm, wenn man ihn auch kurz vorher mit harten Worten wegen ſeiner induſtriellen Verſuche, die Taxe zu überſchreiten, zurecht gewieſen hat. So war auch Beppo, der Gondolier des Fürſten; mit einem gewiſſen Stolz ſprach er von den Foscari's, von den Moroſinis und Mocenigo's, an deren, vom Odem der Jahrhunderte geſchwärzten Marmorpaläſten er mit geſchickter Hand ſeine Gondel vorüber führte. Auf dem Rückwege nach der Piazetta fiel mir mein ſo oft vergeblich gemachter Verſuch ein, das

Arsenal zu besuchen. „Ja, ich kenne diese Weitläufigkeiten in Oestreich," sagte der Fürst, „oft beruhen sie einzig und allein auf der Beschränktheit und Aengstlichkeit der untergeordneten Beamten. Kommen Sie her, wir haben noch mehrere Stunden Zeit bis zum Mittagessen, ich hoffe, Ihren Wunsch zu erfüllen, mir wird man wohl keine Einrede machen."

Wir landeten am Molo. Beppo befestigte seine Gondel, und nun gingen wir die Riva hinunter, bogen in eine Seitenstraße ein, gingen über ein Dutzend Brücken, und standen in einer halben Stunde vor dem imposanten Thore des Arsenals mit seinen Löwenwächtern. Die Visitenkarte mit der Krone und dem erlauchten Namen des Fürsten hatte in wenigen Stunden alle Eintrittsschwierigkeiten überwunden, und wir hatten volle Freiheit, an den Quais, auf den Werften und in den weiten innern Räumen umherzuspazieren. Möge der Leser keine detaillirte Beschreibung von mir erwarten! Ich bin kein Marineoffizier und weiß mit dem Sertanten nicht umzugehen. Auch gehört die Feder eines Dante dazu, der in seiner göttlichen Comödie diese innern Räume des Arsenals genau beschrieben hat, um eine Beschreibung, in welcher hunderte von technischen Ausdrücken und Worten enthalten sein müssen, interessant zu machen. Sprechen wir dagegen davon, was das Arsenal war, als noch die rothe Fahne mit dem geflügelten Marcuslöwen auf den Masten der Galeeren wehte, und von dem, was es jetzt ist. Der Gondolier, der die Geschichte seiner Stadt kannte, wie ein Historiker, erzählte uns von jener Zeit des Glanzes und der Pracht — die jetzige Zeit des Verfalls und der Leere sahen wir ja selbst. „Es gab eine Zeit," sagte er, und ein Schein von stolzer Freude und Selbstbewußtsein röthete sein characteristisch schönes Gesicht, wo

hier 16,000 Arbeiter täglich beſchäftigt waren. Sie bauten Flotten, mit denen wir die Türken beſiegten, und waren zugleich die treueſten Unterthanen und, wenn der Staat ihrer bedurfte, die tapferſten Soldaten der Republik. Die Werkſtätten öffneten und ſchloſſen ſich unter dem Ruf: „Es lebe der heilige Marcus," und ſie nannten die Republik nur „unſere gute Mutter." Sie bewachten den Schatz des heiligen Marcus, die Münze und die Bank, ſie umringten den Dogen bei allen Feierlichkeiten, ſtanden Wache im Palaſte, und auf ſie konnte die Regierung bei jeder Gefahr rechnen. Das war eine große Zeit. Venedig hatte damals über dreihundert große Kriegsſchiffe auf den Meeren, und auf dieſen dreihundert Kriegsſchiffen dienten 40,000 Soldaten. Aber, wie die Sonne untergehen muß, wenn ſie die Höhe des Himmels erſtiegen hat, und ſich in der blauen Lagune betten, wie Alles, was geboren wird, ſterben muß, ſo iſt auch Venedig untergegangen, wie ein leuchtender Stern. Als der Handel Venedigs einen anderen Weg nahm, da iſt es hier leer und ſtill geworden. Die achtzehntauſend Arſenalotti hatten ſich im achtzehnten Jahrhundert in nur zwei Tauſend Facchini verwandelt, und der letzte Doge hatte nur noch dreizehn Schiffe und ſieben Fregatten auf den Werften. Aber, als die Franzoſen hier waren, wurde es wieder lebendig. Es waren wieder viertauſend Arbeiter auf den Werften, und es wurden hier wieder Schiffe gebaut.

Dann kamen wir an den Kanonengießereien und an den Gebäuden vorüber, wo die Wurfgeſchoſſe gefertigt wurden. Aus dieſen Werkſtätten gingen einſt gigantiſche Maſchinen hervor, die Wurfgeſchoſſe, mit denen die Venetianer die Flotte der Türken im Golf von Lepanto zerſtörten. Jetzt waren die großen Räume verlaſſen

und leer, Ebenſo einſam und ſtill war es auf den Werften. Was iſt das für ein Unterſchied, wenn man den Hafen von Trieſt und den Hafen von Venedig ſieht. Venedig's Hafen iſt verſandet, und in den Canälen ſteigt der Schmutz alle Tage höher; ganze Stadttheile ſind verödet, und auf den Quais lungert eine müßige Bevölkerung umher, und ſucht ſich mühſam die Brocken ihrer Exiſtenz von der Freigebigkeit der Fremden, welche Venedig beſuchen, um in der Gondel einige Abendſtunden im Canale grande zu verträumen, und unter den Arcaden des Marcusplatzes Eis zu eſſen. Der ganze ehemals ſo blühende Handel iſt auf das andere Ufer des adriatiſchen Meeres gezogen.

„Einſt," ſagte der Gondolier, als der Fürſt mit ihm über dieſe Stille auf den Werften und Quais ſprach, „enthielt das Arſenal hundert kleine bedeckte Häfen, wo die Schiffe ausgebeſſert wurden und ſicher vor Sonne und Regen lagen. Was davon noch da iſt, haben Sie geſehen. Die venetianiſche Handelsflotte beſtand einſt aus vierhundert Schiffen mit zehntauſend Matroſen. Jetzt iſt ſie ſo gut, wie nichts. Venedig war die Königin der Meere, und nun leben wir von den Almoſen der Fremden, welche in unſern Gondeln fahren. Aber Signor," und in den traurigen Augen des Gondoliers leuchtete jetzt ein Strahl von freudiger Begeiſterung, „der Löwe von San Marco lebt; er iſt nicht todt, er ſchläft nur und wird erwachen!"

Wir waren wieder am Thore des Arſenals angekommen, und ich erzählte dem Fürſten, wie Graf Platen, der Dichter, einſt auf dem Rialto von einem Antiquar ein Buch kaufen wollte, und der letztere einen enormen Preis forderte. Der Graf war erſtaunt über die hohe Forderung und bot ihm einige Dutzend Zwanziger weni-

ger. Da ſah ihn der alte Mann verdrießlich und verwundert an, und brach vorwurfsvoll in die Worte aus: „Aber, Signor, es iſt ja die Geſchichte eines Dogen von Venedig, welche Ihr kaufen wollt!“

Dreizehntes Kapitel.

Venetianiſche Gondeln und Gondoliere.

Die Gondel erzählt die Geſchichte Venedigs und die Geſchichte jeder Gondel würde ein intereſſanter Roman ſein. Sie iſt die verſchwiegene Bewohnerin der Canäle und der Lagune; in ihrer verhangenen Cabine fuhren Lucretia Borgia zu ihren ſchwelgeriſchen Feſten im Palazzo Grimani, die Mitglieder des Rathes der Zehn in den Dogenpalaſt, „um nichts zu vergeſſen,“ Marino Falieri, um auf der oberſten Stufe der Rieſentreppe ſein weißes Haupt dem Schwerte des Henkers zu überliefern und die Dogen, um auf derſeben Stelle gekrönt zu werden. Die Gondel hat allen Leidenſchaften gedient, dem Schrecken und der Liebe, der Eiferſucht und dem Verrath, der Herrſchſucht und der ſklaviſchen Unterwerfung; ſie verbarg die Liebenden in einer zärtlichen und verſchwiegenen Stunde des Glücks und den Leichnam des an der rothen Porphyrſäule des Dogenpalaſtes Erdroſſelten, der im Dunkel der Nacht auf dem ſtillen Friedhofe von Giovanni und Paolo beſtattet wurde; hinter ihre herabgelaſſenen Jalouſieen flüchtete ſich der von den Spionen der argwöhniſchſten Regierung der Erde überwachte Bürger

und die Frau vor den eiferſüchtigen Blicken ihres Gatten. Die Gondel giebt Venedig ſeinen Charakter, und einen Character, der der Lagunenſtadt vor allen andern Städten Europas eigenthümlich iſt; ſie hat eine geſchichtliche und phyſiologiſche Vergangenheit, welche leider bis jetzt keinen Hiſtoriographen gefunden hat. „Gondola“ iſt das erſte Wort, was der Fremde hört, wenn er Morgens aus der Thüre ſeines Gaſthofes tritt, und der letzte, wenn er um Mitternacht am Molo ſteht und noch einen dämmernden Blick auf die mondbeleuchtete Lagune wirft; „gondola“ ertönt es an jeder Brücke, an der Ecke jeder Waſſerſtraße, kein Wort der italieniſchen Sprache wird in Venedig ſo oft geſprochen, wie das Wort „gondola.“

Die Gondel iſt die Equipage und der Fiacre Venedigs. Die ſchwimmende Meerſtadt beſitzt weder einen Wagen, noch ein Pferd, und mancher Venetianer hat außer der Equipage Dulcamaras auf dem Theater der Fenice in ſeinem ganzen Leben ebenſowenig Wagen und Pferde geſehen, als Elephanten eines indiſchen Fürſten, oder als das Rennthiergeſpann eines Lappen. An die Stelle des Rädergeraſſels und des Peitſchenknalles tritt in Venedig das Rauſchen des Waſſers an den ſchwarzen Wänden der Gondel und das Anſchlagen der Ruder, den Zuruf des Kutſchers erſetzt das „sta la“ des Gondoliers. Die Gondel trägt das neugeborne Kind zur Taufe, und den Todten zur Beſtattung nach der Lagune, in der Gondel fährt der Arzt zu ſeinem Kranken, der Officier, um ſeine Wachtpoſten zu revidiren, der Briefträger, um ſeine Briefe abzutragen und der Douanier, um die Schmuggler einzufangen. Die Gondel iſt die Equipage der Reichen und das Transportmittel des Facchino, in der Gondel fährt man zum Frühſtück, zum Diner, zur Viſite, zum Rendezvous, zur Hochzeit, zum Schlafengehen und zum

Sterben. Der Fremde, der auf der prächtigen Lagunenbrücke, der längſten Brücke Europas, den Meeresarm überſchritten hat, der Venedig von der Küſte trennt, ſteigt in die Gondel, und ſie trägt ihn durch die marmornen Paläſte des Canale grande zu den Säulen der Piazzetta.

Die Gondel wiegt ſich auf der blauen Welle, faſt ohne ſie zu durchſchneiden; ſie bedarf keiner Tiefe, um zu ſchwimmen, und keiner Breite, um ſich zu wenden; denn die Waſſerſtraßen Venedigs ſind oft ebenſo ſchmal wie ſeicht. Die Spitzen ihrer eiſernen Schnäbel ſind die umgekehrte Schneide eines Meſſers. Sie hat die Form des Blattes einer Palme, und nur die Mitte dieſes Palmblattes ruht auf der glänzenden Welle, und trägt eine ſchmale Cabine, in der nur zwei Menſchen Raum haben. Die Cabine hat zwei weiche Sitze neben einander, ein Teppich bedeckt ihren Boden, und wenn die Jalouſieen heruntergelaſſen ſind und die Thüre geſchloſſen iſt, ſo bildet ſie einen abgeſchloſſenen und verſchwiegenen Raum, in den das Auge keines Vorüberfahrenden blicken kann, und aus dem kein Wort und kein Geräuſch, nicht einmal an das Ohr des lauſchenden Gondoliers dringt. Von dem eiſernen Schnabel bis zu dem abgeplatteten Raum, wo der Gondolier ſteht, iſt die ganze Gondel ſchwarz. Die weichen Kiſſen der Cabine, das Tuch ihrer Wände, ihre äußere Bekleidung, die Thür und die Jalouſieen, Alles iſt ſchwarz. Der Rath der Zehn erließ einſt ein Geſetz, nach dem, um der Verſchwendung der Reichen zu ſteuern, welche ſich im Luxus und in der Pracht ihrer Gondeln zu überbieten ſuchten, die Farbe jeder Gondel nur ſchwarz ſein durfte, und die Tradition hat das Geſetz um Jahrhunderte überdauert. Das ſchwarze Palmblatt, die leuchtenden Tinten des italieniſchen Himmels und ſeine ſtrahlenden Reflexe in den dunkelblauen Wellen bil-

den einen wunderbar schönen, wahrhaft poetischen Contrast.

Nur der Gondolier liefert auf seiner Gondel den Beweis, daß die Farbenlehre noch andere Farben hat, als das Schwarz. Sein wettergebräunter Kopf ist im Sommer mit einem breitrandigen Strohhut mit farbigem Bande, oder mit einer rothen Mütze und im Winter mit einem Filzhute bedeckt; sein Anzug ist sehr einfach, und besteht oft nur aus einem leinenen Hemde und Beinkleidern aus demselben Stoff, welche oft von einem bunten Gürtel gehalten werden; der Winter verwandelt die leichten und farbigen Stoffe in farbloses, dunkles Tuch. Der Gondolier, der sich im ausschließlichen Dienste eines Privatmannes befindet, trägt statt der Leinwand Nanking und an seiner Jacke, an seinem Hut und an seinem Gürtel die Farben seiner Herrschaft. Ein Diener, in dieselben Farben gekleidet, steht dann auf dem andern Ende der Gondel, in der Nähe des eisernen Schnabels, öffnet die Thüre der Cabine und reicht den Arm zur Stütze beim Aussteigen an den Marmorstufen des Palastes oder an der Steintreppe, welche von der Wasserfläche zu der schmalen, steinernen Umrandung der Straße führt.

Der Gondolier steht weit über dem neapolitanischen Lazzaroni, dem venetianischen Facchino und dem deutschen Fiakerkutscher. Er ist arbeitsam, thätig, mäßig und discret, während der Lazzaroni und der Facchino nur dann arbeitet, wenn er es satt hat, in der Sonne zu liegen und sich auszuruhen. Der Gondolier ist unermüdlich, seine Dienste anzubieten und diese mit dem ganzen Phrasenreichthum der italienischen Sprache so verlockend wie möglich zu schildern. Die heißesten Sonnenstrahlen des italienischen Sommers, die strömenden Regengüsse des italienischen Winters, die Sturmfluth des

adriatiſchen Meeres, welche die Lagunen aufwühlt, die finſterſte Nacht, nichts hindert ihn im Anbieten ſeiner Gondel; Kürbis, Polenta, Käſe und der Rauch ſeiner Pfeife befriedigen ſeinen Magen und ſeinen Gaumen, und ſein Kopfkiſſen iſt Nachts der Teppich ſeiner Gondel, oder ſeine Tuchjacke, wenn der Vorſprung eines Brückenbogens, oder die Säulenhalle des Palazzo ducale auf der Piazzetta ſein Schlafgemach iſt. Die Verſchwiegenheit und die Discretion ſind gewiſſermaßen ein Erbtheil des venetianiſchen Volkes, welches ihm aus den Zeiten der Republik überkommen iſt, ſie bilden auch einen Hauptzug im Charakter der Gondoliere. Es iſt, als wenn die Eigenſchaften der Cabine ſeiner Gondel ſich auch ſeiner Seele eingeprägt haben. Mit dieſen Eigenſchaften verbindet ſich eine gewiſſe Intelligenz und eine leichte Auffaſſungsgabe, welche überhaupt dem italieniſchen Volke eigen iſt. In ſeinem Weſen liegt eine gewiſſe Nobleſſe, welche ihn weit über den Facchino erhebt, und deren Grund in ſeinem Tagewerke zu ſuchen iſt. Er iſt ſtolz auf die Geſchichte, auf die Kunſtdenkmäler und auf die, wenn auch vergangene Pracht ſeiner Stadt. Er kennt jede Kirche, jeden Palaſt, ſeine Geſchichte und ſeine Beſitzer, und iſt erfreut, wenn er durch den Canale grande fährt, davon zu erzählen. Durch Anſchauung und Betrachtung hat er ſich ſogar einen gewiſſen Geſchmack und ein meiſtentheils richtiges Urtheil angewöhnt, und zeigt verdrießlich auf eine moderne Palaſtfronte, deren Anſtrich und Bauart zu den dunkeln Marmorquadern und Marmorſäulen der Paläſte ſeiner Dogengeſchlechter nicht paßt. Der Gondolier iſt weich und gutmüthig, wie überhaupt das venetianiſche Volk, freundlich und zuvorkommend, und bietet mit derſelben Artigkeit ſeinen Arm beim Einſteigen in ſeine Gondel, wenn man ihn auch kurz vorher mit

harten Worten wegen seiner industriellen Versuche, die Taxe über den Tarif zu steigern, zurechtgewiesen hat. Niemals ist er brutal und flegelhaft, wie der Fiakerkutscher; er ist auch nicht nachtragend, und hat mit dem ersten Ruderschlage, womit er sein leichtes Fahrzeug in Bewegung setzt, die harte Behandlung, welche ihm wenige Minuten vorher zu Theil geworden ist, vergessen. Die in den alten venetianischen Romanzen und Barcarolen uns überlieferte Treue der Gondoliere ist keine Mythe; auch sie ist ein traditionelles Erbtheil dieser in ihrem Character scharf ausgeprägten Volksklasse, wie die Discretion und die Verschwiegenheit. Eigenschaften, welche während Jahrhunderte einem Volke oder einer Klasse von Menschen innewohnten, verwischen sich nicht so leicht. Ein Gondolier, den man mit seiner Gondel in Dienst nimmt, ist der treueste und zuverlässigste Diener, den man in Venedig finden kann.

Die Gondoliere haben nur einen Fehler. Sie leiden an der Manie, denjenigen, der ihrer Dienste bedarf, zu überfordern. Man kann diese sich immer wiederkehrenden Versuche über die Tarifsätze weit hinauszugehen, in der That nur eine Manie nennen, denn sie sind in der That krankhafter Natur. Das Wort „poco“ hört man in Venedig ebenso oft, wie das Wort „gondola.“ Ich glaube, das erste Wort, was das Kind eines Gondoliers sprechen lernt, ist „poco.“ Theilweise mag diese Manie in den zu niedrigen Tarifsätzen ihren Grund haben; denn der Preis von vier Zwanzigern für eine Gondel von Morgens bis zum Sonnenuntergange ist äußerst gering. Der Gondolier fordert deshalb ungenirt das Zehnfache von dem Fremden, dem er es ansieht, daß er mit der Taxe nicht recht Bescheid weiß. Selbst ein vor einem Notajo auf österreichischem Stempelpapier aufgesetzter

Contract enthebt niemals der Nachforderung und dem unvermeidlichen „poco;“ aber der Gondolier iſt kein Flegel, ein „basta“ führt ihn leicht in die Grenzen des Tarifs zurück; ſeine Nachforderung beſchwichtigt ein Fünfcentimesſtück, und freundlich nimmt er beim Abſchiede ſeinen Strohhut von ſeinem wettergebräunten Kopfe, und empfiehlt ſeine Dienſte für eine andere Fahrt. Ein außerordentlich gefährliches Reizmittel für ſeine zwanzigerdürſtende Seele iſt, wenn man ihm, ohne nach dem Preiſe der Fahrt zu fragen, unaufgefordert über die Taxe giebt. Seine Seele nimmt dann Etwas vom Löwen an, der Blut gekoſtet hat, und ſein Zwanzigerdurſt wird dann unerſättlich. Einer meiner Freunde wollte mir hiervon einen Beweis geben, und wettete mit mir, daß in einem ſolchen Falle ſelbſt ein Dukaten einem Gondolier für eine Fahrt nach Meſtre nicht genügen werde. Der Preis der Fahrt iſt zwei Zwanziger. Wir nahmen an der Piazzetta eine Gondel, ohne nach dem Preiſe zu fragen, und, als wir in Meſtre ans Land ſtiegen, erhielt der Gondolier einen Dukaten. Er betrachtete das neue glänzende Goldſtück in ſeiner ſchwieligen Hand einen Moment ſtillſchweigend, dann blickte er uns an, und ſagte mit einem halb bittenden, halb mißbilligenden Ausdrucke in ſeinen ſchwarzen Augen: „poco, poco, Signori.“ Mein Freund nahm ihm ſchweigend den Dukaten aus der Hand, legte ihm zwei Zwanziger und einige Fünfcentimesſtücke hinein — und ich hatte meine Wette verloren. Das „Poco“ hatte ſelbſt über den Dukaten geſiegt.

Vierzehntes Kapitel.

Il ponte della Paglia.

Wo die hintere Façade des venetianiſchen Dogenpalaſtes und die Piazetta ſich berühren, wölbt ſich eine Marmorbrücke über einen engen und finſtern Canal, und verbindet den Platz mit der prächtigen Riva dei Schiavoni, einer langen Reihe glänzender Cafés und herrlicher Paläſte, alle mit der Ausſicht auf die Lagunen und auf den Hafen. Tauſende von Fremden, welche Venedig beſuchen, gehen über dieſe Brücke, ohne, wenn ſie auf der Höhe derſelben ſtehen, ſich auch nur einmal umzuſehen. Und doch bietet dieſe Brücke einen der ſchönſten und zugleich der charakteriſtiſchſten Ausſichtspunkte Venedigs, und die Feder eines berühmten Dichters und eines der erſten Romanſchriftſteller haben ihr für immer eine poetiſche Weihe gegeben! Der Name paßte nur nicht in den Vers, und deshalb wurde ihr der Name einer andern Brücke ſubſtituirt, welche ſo berühmt geworden iſt, daß ſie die Ponte della Paglia für immer mit dem Schatten der Vergeſſenheit bedeckt hat. Der Name iſt auch unpoetiſch, er nimmt ſich in den Stanzen eines Gedichtes ebenſo ſchlecht aus, wie in den Zeilen eines Romans, denn er bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als „Strohbrücke", und leitet ſeinen Urſprung davon ab, daß an dieſer Stelle die Barken landen, welche mit Stroh beladen von den Inſeln kommen, und ſich zum Verkaufe ihrer Ladung an dieſem Orte aufhalten.

Die Ausſicht von der Höhe dieſer Brücke iſt zugleich prächtig und ſeltſam je nachdem man den Kopf wendet,

und präsentirt die schwimmende Meerstadt im Glanze ihrer märchenhaften Schönheit und in dem finstern Schrecken verflossener Jahrhundete in einem einzigen, aber in seinen Einzelnheiten verschiedenen Bilde. Vor uns rollt sich ein Seebild in so malerischen und großartigen Contouren auf, daß Europa wohl kein Pendant zu liefern im Stande ist. Im Vordergrunde wiegen sich hunderte von schwarzen Gondeln und bunten Barken auf den blaugrünen Wellen, den Hintergrund decoriren die griechischen Thürme und Kuppeln von San Giorgio und die großen Seeschiffe aller Nationen mit ihren farbigen Flaggen, mit ihren gerefften Segeln und dunklem Takelwerke, rechts ruht das Auge auf einem mit grünem Blätterschmucke eingefaßten Blumenstrauße an dem weißen Busen der Marmorstadt, auf den Rosengebüschen und weißen Camelienbäumen des Gartens des Palazzo Ducale, und streift dann über die hellgrüne, breite Wasserfläche der Giudecca, während es zugleich tief in das Museum der Paläste dringt, welche den prächtigen Wassercorso Venedigs, den Canale grande, einrahmen. Es ist eine ebenso charakteristische, wie großartige Perspective, aus imposanten Façaden großer Paläste mit dorischen, korinthischen und jonischen Säulen und aus Fronten im maurischen und arabischen Styl und im Roccocogeschmack der Regentschaft gebildet. Links schweift der Blick an den blühenden Bäumen und Gebüschen des öffentlichen Gartens, welche auf dem blaugrünen Wasserspiegel zu schwimmen scheinen, und an den dunklen Mauerlinien des armenischen Klosters vorüber in eine heller gefärbte, endlose Wasserfläche, welche durch einen schmalen, langen Rasenstreif durchschnitten wird. Jene unendliche Fläche ist das adriatische Meer, der Rasenstreif ist der Lido, jene lange Erdzunge, welche den Hafen Venedigs vor den Sturmfluthen des Meeres schützt. Am

prächtigſten erſcheint dies maleriſche und großartige See- und Waſſerbild, wenn ein heller Sommerabend den Horizont des italieniſchen Himmels mit lilafarbigen und roſigen Tinten färbt, und die untergehende Sonne funkelnde und ſchimmernde Streiflichter auf die Pfähle der Lagune, auf die Maſten und auf die marmornen Periſtyle der Paläſte wirft. Wendet man nun den Kopf herum, ſo daß man in den Canal hinein ſieht, den die Brücke überwölbt, ſo iſt die Ausſicht plötzlich, wie mit einem Zauberſchlage, eine ganz andere. Es iſt Venedig in ſeiner düſtern Vergangenheit, was man erblickt, das finſtere geheimnißvolle Venedig, die Stadt des Schreckens und myſteriöſer Furcht. „Zu meiner Rechten hatte ich einen Palaſt, zu meiner Linken ein Gefängniß“ ſingt Byron in ſeinem Child Harold. Es kann gar kein charakteriſtiſcheres Bild Venedigs geben, denn in den beiden Gebäuden, welche den ſchmalen Canal einſchließen, iſt die ganze mittelalterliche Geſchichte Venedigs concentrirt. Die beiden Gebäude ſind der Dogenpalaſt und die Gefängniſſe. Die Façade des Dogenpalaſtes iſt architectoniſch ſchön, in mauriſch gothiſchem Styl aufgebaut, die Façade des Gefängniſſes iſt kahl, ohne irgend einen architectoniſchen Schmuck, von oben bis unten ein düſteres Mauerwerk. Zwiſchen ihnen wölbt ſich eine Brücke, ein einziger Marmorbogen, mit ſtarken Eiſenklammern beſchlagen, eigentlich eine bedeckte Gallerie. Die Brücke, welche ausſieht wie ein Sarg, hat einen ſo berühmten Namen, wie keine andere Brücke in ganz Europa. Es iſt die ponte del sospiro, welche die geheimnißvolle Verbindung zwiſchen den Vorzimmern des Rathes der Zehn und mit den finſtern engen Treppen herſtellte, welche zu den Bleidächern und in die unterirdiſchen Gefängniſſe führt. Ponte del sospiro! Giebt es ein poetiſcheres und geheimnißvolleres Wort in

der ganzen italieniſchen Sprache? Schließt der Name nicht eine Welt von Schmerzen und Schrecken ein? Die Seufzerbrücke war die körperliche Verſinnlichung des Schreckens, welcher Venedig Jahrhunderte hindurch regierte; unter ihrem dunkeln Bogen legte die geheimnißvolle Gondel an, welche einzig und allein zum Canal Orfano und zum Friedhofe von Giovanni e Paolo fuhr. Ihr Anblick wirkte weit mehr auf die Einbildung des Volkes, wie die rothen Porphyrſäulen in der äußeren Gallerie des Dogenpalaſtes, wo die Todesurtheile verleſen wurden, oder wie die beiden Säulen auf der Piazzetta, wo das Schaffot ſtand. In Venedig ſprach man mehr von Verſchwundenen, wie von Hingerichteten. Das ganze ſchmale Bild wird von keinem einzigen Sonnenſtrahl erleuchtet, es iſt grau in grau gemalt, der Odem von fünf Jahrhunderten hat die einſt weißen Marmorwände mit einem ganz dunklen Ton überhaucht.

Während meines letzten Aufenthalts in Venedig fand ich eines Abends in der Marcusbibliothek im Saal des großen Raths eine intereſſante Handſchrift. Sie ſtammte aus dem fünfzehnten Jahrhundert, war in einem ziemlich guten Latein geſchrieben, und ſchilderte einige Jahre aus dem Dogat Foscaris, bekanntlich einer der glänzendſten Regierungen der venetianiſchen Republik, mit all' ihrem Glanz und all' ihrem Schrecken. Der General Carmagnola befehligte damals die Heere der Republik. Als er Bergamo und Brescia erobert hatte, fuhr ihm der Doge, umgeben von den erſten Würdentragern des Staates, auf dem Bucentauro entgegen, und führte ihn im Triumph zu dem Palaſte, im Canale grande, den ihm die Republik zum Geſchenk machte. In einem zweiten Feldzuge war der General ſo unglücklich, eine Schlacht zu verlieren, in Folge deren ſich Cremona dem Herzog Visconti ergeben

mußte. Da beſchloß der Rath der Zehn, den Verräther vor Gericht zu ſtellen; er wurde unter irgend einem Vorwande eingeladen, nach Venedig zu kommen, und als er im Dogenpalaſte war, wurde er, ſtatt in den großen Saal des großen Rathes, in die unterirdiſchen Gefängniſſe geführt. Nach einigen Tagen wurde er zum Tode verurtheilt, und ihm auf der Piazzetta zwiſchen den beiden Säulen, einen Knebel im Munde, der Kopf abgeſchlagen. Das Buch enthielt ein intereſſantes und prächtig geſchriebenes Capitel. Der Verfaſſer erzählte darin, wie in den Nächten, wo der General ſich in dem unterirdiſchen Gefängniſſe befand, ſeine Tochter auf der Stelle, wo jetzt die ponte della Paglia ſich befindet, auf den Marmorquadern lag und in den engen und finſtern Canal hineinblickte, um ihren Vater zu ſehen. Er ſchildert dann mit ergreifenden Worten, wie alle Schrecken der Republik vor den Augen des jungen Mädchens vorüber zogen, wie die Fenſteröffnungen der Seufzerbrücke von dem rothen Licht der Fackeln momentan erleuchtet wurden, wenn man Gefangene über dieſelbe zum Verhör in den Saal des Inquiſitoriats führte, wie die geheimnißvolle ſchwarze Gondel mit der rothen Flagge erſchien, an der kleinen Thür des Platzes anlegte, und maskirte Geſtalten einen gefeſſelten Mann hineinhoben. Das Buch hatte mich mächtig aufgeregt, es war beinahe zehn Uhr geworden, als ich durch die porta della Carta wieder auf den Marcusplatz trat. Es war mir ſelbſt ſo ergangen, wie den meiſten Touriſten in Venedig, ich war oft genug über die Strohbrücke nach der Riva dei Schiavoni gegangen, ohne mich umzuſehen. Ich nahm mir vor, die Brücke ſogleich zu beſuchen, ging noch vorher in das Café Florian, und begab mich, als es gerade auf dem Uhrthurm elf ſchlug, auf die ponte della Paglia.

Es war eine finstere, stürmische Nacht. Der Himmel war ganz schwarz, wie der Nachthimmel bei uns im Norden, und es leuchtete kein Stern. Auf dem Adriatischen Meere tobte ein heftiger Sturm, der in einzelnen scharfen Stößen über die Lagune fuhr und die schwarzen Wellen in einzelnen langen Schaumstreifen aufwühlte, und mit jenem sonderbar klatschenden Geräusch gegen die Marmorquadern des Molo peitschte. Die Gondeln schwankten hin und her, nur die großen Seeschiffe zeichneten ihre Raen mit denselben ruhigen und bestimmten Linien an dem dunklen Nachthimmel ab, wie immer. Auf der Piazzetta war es ganz leer geworden, die Gondoliere lagen schlafend unter den Arcaden des Palazzo Ducale und auf den Quadern des Molo, sogar das Wort „Gondola," die Parole des Platzes, war verklungen. Auch auf der Ponte della Paglia war Niemand. Man geht in Venedig früh zu Bett; daß die ganze Bevölkerung zuweilen die Nächte mit Eisessen auf dem Marcusplatz zubringt, gehört in die Kategorie jener fabelhaften Nachrichten, welche die Reisenden oft aus fremden Ländern mitbringen, um etwas ganz Besonderes zu erzählen. Ich setzte mich auf die Rampe der Brücke und blickte auf den finstern Canal. Es giebt gewisse Stunden, wo der Anblick der Seufzerbrücke noch heute lebhafte Emotionen erregen kann, wenn man die Geschichte Venedigs erkennt und begreift. In den poetischen und romantischen Stunden einer blauen italienischen Mondscheinnacht ist dies nicht der Fall. Der Anblick ist dann mehr träumerischer Natur. Es gehört eine Nacht ohne Mondschein und ohne Sterne dazu, wo Alles finster ist, wo die Lagune und der Himmel sich in dasselbe schwarze Dunkel gehüllt haben, wie die Mauern der beiden Gebäude, auf welche sich die Brücke stützt, eine Nacht, wo das Meer stürmt, und die Stimme seiner

Wogen, welche am Lido branden, an den alten Paläſten wiederhallen. Dann fühlt, dann empfindet man den Anblick. Die Nacht, wo ich auf der Brücke ſaß, war ganz eine ſolche Nacht, und das blutige Drama aus der Vergangenheit Venedigs, welches ich ſo eben im Dogenpalaſt geleſen, ſtimmte meine Seele noch mehr dazu, das finſtere Bild in ſeiner ganzen Düſterheit in ſich aufzunehmen. Der Bogen der Seufzerbrücke ſah aus wie ein Sarkophag, noch ſchwärzer wie der Nachthimmel, auf dem ſeine Conturen ſich abzeichneten. Kein Stern glänzte auf dieſem dunklen Hintergrunde. Die Sterne ſind Bilder der Hoffnung, und die Hoffnung hatte mit den Unglücklichen, welche über dieſe Brücke gingen, nichts zu ſchaffen.

Auch ſahen die maſſiven Mauern des Gefängniſſes zur Rechten noch ſchwärzer aus, wie die Nacht, ſie bildeten eine einzige dunkle Fläche; auf der Fronte des Palaſtes gegenüber zeichneten ſich einzelne Vorſprünge und Säulenknäufe in noch ſchwärzeren Linien ab. Das Waſſer des Canals ſah aus, wie ein Meer von Dinte. Rund um mich her war tiefer Schatten und tiefe Stille, in welche zuweilen der Ton einer Viertelſtunde hinein klang, welche die Uhr auf dem Campanile anſchlug. Der Wind fuhr immer noch über die Lagune, und das Geräuſch, mit dem ſeine einzelnen Stöße ſich an der Mauer des alten Palaſtes brachen, klang mir in dem Echo des finſteren engen Canals, wie das Seufzen und Stöhnen eines Gefangenen, der, wie Carmagnola, in den unterirdiſchen Gefängniſſen gefoltert wurde. Alle finſteren Geſtalten des Drama's, welches ich eben geleſen hatte, erſchienen von Neuem vor meinem geiſtigen Auge, und ich konnte die Schmerzen des jungen Mädchens empfinden, welches vor faſt vierhundert Jahren auf derſelben Stelle lag, wo ich jetzt ſaß, und in dieſes düſtre Bild hineinblickte. Da erhellten ſich plötz-

lich die ſchmalen Fenſteröffnungen in der Gallerie der Seufzerbrücke, rother Fackelſchein fiel hindurch und warf momentane, leuchtende Streiflichter auf die Vorſprünge und Säulenknäufe des Palaſtes und auf die eiſernen Gitter vor den Fenſtern des Gefängniſſes. Was war das? Wahrſcheinlich ein ebenſo närriſcher Touriſt, wie ich, der ſich die Gefängniſſe und den Saal der Zehn bei Nacht zeigen ließ, um die Schreckniſſe des Dogenpalaſtes ſeeliſch zu fühlen! Die rothen Streiflichter auf der dunklen Mauer ſahen aus wie Blut, und in dem ſchwarzen Meer von Dinte dort unten ſchienen mir die Leichen der hier Erdroſſelten zu ſchwimmen. Da erſchien in der Ferne, unter dem Sarkophag, ein glänzender Punkt. Er tauchte bald auf aus der dunklen Nacht, bald verſchwand er wieder, das Licht wurde abwechſelnd bleicher und röther. War es vielleicht der Reflex eines Sternes, welcher in dieſe finſtere Nacht hineinleuchtete? — Nun hörte ich auch Geſang, weit, weit in der Ferne. Die Töne klangen weich und ſanft, noch waren ſie zu entfernt, als daß ich die Worte hätte verſtehen können, aber ſie führten meine Seele aus dem Venedig der Vergangenheit, was ich ſoeben geſehen hatte, in das Venedig der Gegenwart zurück. Als die ſchwarze Galeere an der geheimnißvollen Thüre des Dogenpalaſtes anlegte, fang man hier nicht. Immer näher kam der leuchtende Punkt, und immer wurde er größer, feuriger und röther. Es war die Fackel einer Gondel, welche langſam auf dem dunklen Canal herankam. Die Fackel warf einen langen Feuerſtreif über das ſchwarze Waſſer, wie, um anzuzeigen, welchen Weg die Gondel nehmen ſolle. Nun fuhr ſie unter dem Bogen der Seufzerbrücke durch, und den Palaſt, den dunklen Brückenbogen und die Mauer des Gefängniſſes erhellte ein rother Feuerſchein. Eine zweite Gondel folgte der

erſteren in einiger Entfernung, aus ihr ertönte der Geſang. Ich horchte. Es waren Stanzen aus Taſſo's befreitem Jeruſalem, aber ſie waren in den weichen venetianiſchen Dialect übertragen, welcher ſo ſüß an das Ohr tönt, wie die weiche creoliſche Sprache. Nun verſtand ich ganz deutlich:

L'arme pietose de cantar gho vogia
Di Goffredo la immortel Branza
Che al fin l'ha libera co straspia, e Dogia,
Del nostro buon Gesu la sepoltora.

Jetzt war die Barke an meiner Brücke. Der rothe Fackelſchein leuchtete hinauf, und warf ſeine ſtrahlenden Reflexe über die Geſtalten, welche in der Gondel ſaßen. Es war ein Herr und zwei Damen, aber nicht in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, ſondern im ſchwarzen Fracke und in hellen Geſellſchaftskleidern. Ehe ich ihre Geſichtszüge erkennen konnte, hörte ich eine fröhliche Stimme zu meiner Brücke in einem mit etwas ausländiſchen Accent betonten Franzöſiſch hinaufrufen.

„Was machſt Du denn auf dem Ponte della Paglia? Du willſt wohl das Venedig des fünfzehnten Jahrhunderts ſehen?"

Ich erkannte einen meiner italieniſchen Freunde, den Marcheſe P., den ich als Flüchtling nach der Schlacht bei Novara in Paris kennen gelernt hatte. Die Damen waren ſeine Gemahlin Eugenie und eine Verwandte der Gräfin G., der italieniſchen Patriotin, der Freundin des Königs von Sardinien. Der Marcheſe war ſeit einigen Tagen in Venedig, um mich nach ſeiner Villa bei Nizza, wo er ſeit einigen Jahren wohnte, abzuholen.

Fünfzehntes Kapitel.

San Servolo.

Auf dem adriatiſchen Meere tobte der Sturm. In kurzen Stößen fuhr der Südwind über die Lagune, riß lange, ſchäumende Furchen in die ſonſt ſo ruhige, blaue Fläche, und trug das Gebrüll der am Lido brandenden Meereswogen auf ſeinen heißen Schwingen in den Waſſercorſo des Canale grande, daß es an den ſtillen Marmorwänden der alten Dogenpaläſte wiederhallte. Die ſchwarzen Gondeln tanzten auf den Schaumſpitzen des weißen Wellenberges, um gleich darauf in den tiefen, blauen Furchen zwiſchen ihnen zu verſchwinden, auf den großen Schiffen im Hafen wurden alle Segel gerefft, und die bunten Barken am Molo feſt an die Marmorpfähle gebunden. Aber nur auf dem Waſſer tobte der Sturm. Der Himmel war von reiner, azurner Bläue, und von keinem Wolkenſtreifen getrübt, die Sonne glich einer ſtrahlenden goldenen Scheibe, und durchleuchtete mit ihren goldenen Reflexen den ſchimmernden Horizont, an dem ſich die blauen Höhenzüge der Tyroler Alpen mit ihren Schneediademen und Eiskronen in klaren Contouren abzeichneten, oder funkelte in blitzenden Lichtern auf den Metallkuppeln von San Marco, und ſpiegelte ſich in langen, glänzenden Streifen in den weißen Waſſerfurchen, welche die Gondeln hinter ſich herzogen. Auf dem Marcusplatz unter den Arcaden vor den prächtigen Caffeehäuſern war es heute ſehr lebendig. Der Scirocco, welcher wie ein drückender Alp auf der Lagunenſtadt lag,

hatte alle Fremden, welche nicht das Glück hatten, einen jener kühlen, ſtillen Marmorpaläſte am Canale grande zu bewohnen, aus den engen und heißen Hotels unter die kühlen Marmorbogen der Procuratieen getrieben, und die Potegas bei Florian, bei Suttil und im Café Quadri konnten nicht eilig genug alle die Sorbettos von Vanille, Orangen und Citronen herbeiſchaffen, welche an den kleinen Tiſchen fortwährend beſtellt wurden. Ruſſiſche Fürſtinnen, venetianiſche Nobili, lange, ſteife Engländer mit großen Florentiner Hüten und von Kopf bis zu Fuß in gelben Nanking gekleidet, deutſche Herren im ſchwarzen Frack und mit langen, blonden Schnurrbärten, Franzöſinnen, welche ihre neueſten Modekleider ſo eben aus den glänzenden Läden der Rue Richelieu und des Boulevard des Italiens mit nach Venedig gebracht hatten, und ſie heute zum erſten Male auf dem Marcusplatze ſpazieren führten, ſaßen durcheinander, und ſchwatzten in allen Sprachen der Welt, aßen Eis, wehten ſich mit Fächern von Pfauenfedern Kühlung zu, und erwarteten den Beginn des Nachmittagsconcerts, zu dem die Muſikbande des öſterreichiſchen Jägerregiments, welches in Venedig in Quartier lag, gerade die Vorbereitungen traf. Dazwiſchen gingen die Blumenverkäuferinnen und die Quarkhändler umher, ſteckten dem Vorübergehenden eine Roſe in das Knopfloch des Frackes, oder boten ihm Schildkröten, Confituren und Statuetten an, oder hielten ihm Taſchentücher vor's Geſicht, auf denen Pläne von Venedig in allen beliebigen Größen gezeichnet waren. Die Rufe „La pianta di Venezia, Signor!“ die Parole des Platzes von San Marco, tönten jede Minute mehrmals durch all' dies Geſchwirr und Geräuſch, dann erklangen die Saiten einer Violine und eine abgeſungene Frauenſtimme trug mit dramatiſchem Ausdruck eine Arie aus

dem Trovatore vor, während ein Knabe an den kleinen Tiſchen umherging, und auf einem meſſingnen Teller die kupfernen Centimesſtücke einſammelte. Der Marcusplatz machte ſeine Abendtoilette, der eigentliche Empfang in dieſem prächtigſten Salon der Erde beginnt erſt, wenn es dunkel iſt, wenn der Mondkronleuchter am Himmel leuchtet, und die glänzenden Läden und Café's im Glanze vieler hundert Gasflammen ſtrahlen.

Ich wollte einen Beſuch in San Servolo machen. San Servolo iſt eine von den kleinen Inſeln, welche ſich rings um die ſchwimmende Meerſtadt aus der blauen Lagune erheben, eine traurige Inſel ohne Bäume und grünen Raſen, ganz mit dunkeln, grauen Gebäuden beſetzt, deren Fenſter Eiſengitter haben. Drinnen in den großen Häuſern iſt's aber noch trauriger. Sie ſind — das Irrenhaus von Venedig, eine Wohnung für arme Blödſinnige, für mittelloſe Kranke, welche hier aus Barmherzigkeit gepflegt werden, für Tollſüchtige und Wahnſinnige aller Art. Wie kann man, fragt der geiſtreiche Franzoſe Lecomte in ſeinem vortrefflichen Buch über Venedig, nach einer Fahrt durch die große Vergangenheit des Canale grande oder nach einem Abend voll Poeſie, Muſik und Mondſchein auf dem Marcusplatz, San Servolo beſuchen? Und warum nicht? Nach einem Beſuch von San Servolo glänzt der Himmel und die Lagune noch einmal ſo blau, und die Muſik auf dem Marcusplatz tönt noch einmal ſo ſüß und ſo fröhlich. Bin ich doch in Paris auch aus dem ſchwarzen Leichenzimmer der Morgue zum Tanz nach der Chaumière gefahren, oder in London nach einem Beſuch unter dem Adelphibogen zu einem Souper bei einem Peer von England nach Kenſington! In den Contraſten liegt der höchſte Reiz und die höchſte Poeſie! Und warum ſollte ich nicht

San Servolo beſuchen? Waltet doch in dieſen Sälen voll Schmerz und Jammer die himmliſche Barmherzigkeit der Chriſtusreligion, und ſtehen doch über dem Marmorbogen des hohen Eingangsthores die Worte: „Fate bene fratelli!“

„San Servolo,“ rief ich am Molo dem Gondolier zu, und ſetzte mich bequem auf die weichen Kiſſen ſeiner ſchwarzen Gondel. Verwundert blickte er mich mit ſeinen großen ſchwarzen Augen an — ich ſah es ihm an, er fuhr nicht oft nach Servolo — band das leichte Fahrzeug von ſeinem Eiſenringe los, und nach wenigen Minuten war ich aus dem Gewirr von Barken und Gondeln heraus, und befand mich mitten auf der Lagune. Ich war dort ganz allein; nach dem Lido fuhr heute, bei dem ſtürmiſchen Wetter, Niemand. Die Gondel ſchwankte hin und her, wie auf dem Meere, mühſam durchſchnitt der eiſerne Schnabel die ſchäumenden Wellen. Von drüben blinkten die vergoldeten Kuppeln und Kreuze von San Giorgio herüber, goldene Sonnenfunken blitzten auf den metallenen Rändern und Spitzen, auf der rothen Marmorwand des Dogenpalaſtes, erſchienen blutige Flecken und Streifen, dann ſah ich in die Tiefe jenes ſchmalen Canals, welcher den furchtbaren Palaſt von den Gefängniſſen trennt. Kein Windſtoß drang dort hinein, das Waſſer ſah heute aus, wie immer, wie damals, als die geheimnißvolle Gondel mit der rothen Flagge die unglücklichen Opfer des Rathes der Drei zu einem finſtern Tode zum Canal Orfano trug, wie ein Meer von ſchwarzer Tinte, und darüber wölbte ſich in der Höhe jenes poetiſch-düſtere Geheimniß Venedigs, „il ponte del Sospiro,“ die poetiſchſte Brücke in Europa. Nun erſchien die lebendige, fröhliche Riva dei Schiavoni mit ihren glänzenden Cafés und Reſtaurants, dann die grünen Ge-

büsche und die wehenden Bäume des Volksgartens, die Lagune dehnte sich immer weiter aus, immer heftiger schäumten die Wellen, und am Horizont erschien der grüne Streifen des Lido, an dem das adriatische Meer brandet. Links heben sich drei Inseln aus den blauen Fluthen, die erste ohne einen lichten Rasenstreifen, ohne ein grünes Blatt, ein graues Stück Erde mit grauen Gebäuden, die zweite, grün und roth zwischen dem Wasser und dem blauen Himmel, grüne Reben an weißen Mauern in die Höhe gezogen, ein sehr eleganter Glockthurm, dessen eherne Stimme zum Gebete rief, in der Mitte einiger großen fremdartig aussehenden Häuser. Die zweite Insel war Sainte Lazare mit dem armenischen Kloster, die erste San Servolo, der Gegenstand meines heutigen Besuches. Die Gondel legte vor den Marmorstufen eines hohen, im byzantinischen Styl gebauten Thores an. Ueber dem obern Bogen des Thores las ich mit goldenen Buchstaben die Worte: „Fate bene fratelli.“

Ein junger Mann im Ordenskleide der barmherzigen Brüder erschien auf der obersten Treppenstufe und fragte nach meinem Begehr. Ich sagte ihm, daß ich den Pater Arzt zu sprechen wünsche, und überreichte ihm einen Brief eines deutschen Arztes in Venedig, der namentlich bei den sich zur Kur in Venedig aufhaltenden Fremden eines großen Rufes genießt. Mit großer Zuvorkommenheit führte er mich nun, mir den Arm beim Aussteigen bietend, in ein links von dem Eingangsthore liegendes, einfach, aber wohnlich eingerichtetes Gemach, das Wartezimmer für Fremde, welche San Servolo besuchen, und ging, um den Pater Arzt zu benachrichtigen. Nach einigen Minuten öffnete sich wieder die Thüre, und der barmherzige Bruder, der in San Servolo die Stelle des Pater Arztes versieht, trat ein. Es war ein Mann von mittlerer

Größe, mit ſchwarzem, ein wenig gelocktem Haar, intelligentem Geſicht und großen dunkeln Augen; er mochte kaum die Mitte der Vierzig überſchritten haben. Auch er trug über ſeinen ſonſt weltlichen Anzug das lange, ſchwarze Ordenskleid der barmherzigen Brüder. In ziemlich geläufigem Franzöſiſch unterhielt er ſich eine Zeitlang mit mir über allgemeine Dinge, fragte nach dem Befinden meines Freundes, der mir den Empfehlungsbrief mitgegeben hatte, und ſagte mir, daß er zuweilen Monate lang San Servolo nicht verlaſſen könne, weil er der einzige Arzt in der Anſtalt ſei. Dann forderte er mich auf, mit ihm nun die Beſichtigung der Kranken und der Irren zu beginnen. Sein Benehmen und ſeine ganze Tournure waren ganz die eines Weltmannes, gewandt, zuvorkommend und artig, ohne jeden mönchiſchen oder klöſterlichen Anſtrich. Als wir den langen Gang entlang gingen, der das große Gebäude in ſeiner Länge durchſchneidet, und vorn zu dem Eingangsthor führte, an deſſen Stufen ich gelandet war, erzählte er mir von der Einrichtung der Apotheke in San Servolo, und ſagte mir, daß er die theuerſte Arzenei ohne Rückſicht auf die Doſis verſchriebe, wenn die Arzenei ihm für den Kranken nothwendig erſchiene; ich war nicht wenig darüber erſtaunt, dies in einem italieniſchen Krankenhauſe zu hören, da man bekanntlich in vielen deutſchen Krankenhäuſern eine derartige Liberalität nicht kennt, und der Arzt nur in den äußerſten Fällen dergleichen Remedia ohne Rückſicht auf die Doſis verſchreiben darf. In der Mitte des Ganges öffnete ſich eine hohe Thür zu den untern Krankenſälen. Sie waren hoch, luftig, groß, die Fußboden waren von Marmor, mit geflochtenen Strohdecken und Teppichen belegt, die Betten ſtanden nebeneinander an den Wänden, in der Mitte einen weiten Raum zum

Durchgang laſſend. Alles war außerordentlich ſauber und reinlich, die Betten waren weiß überzogen, Kiſſen und Bettlaken von untadelhafter Reinheit. Reinlichere und geſundere Krankenſäle hatte ich nie in einem deutſchen, engliſchen oder franzöſiſchen Krankenhauſe geſehen. Hie und da ſtanden zwiſchen den Betten ſpaniſche Wände, um den Zug zu hindern und doch die friſche Luft durch den Saal ziehen zu laſſen. In den Sälen ſtanden über hundert Betten, deren Unterhaltung theils durch die venetianiſche Commune, theils durch reiche und wohlthätige Signori, theils aus den Mitteln des Ordens beſchafft wurde. Jeder Kranke, weß Glaubens, welcher Nation oder weß Standes er auch ſein mochte, fand hier unentgeldliche Aufnahme und Verpflegung, wenn er arm und mittellos war.

Den breiten, mittleren Gang in dem größten Saale, der nicht mit Strohdecken belegt war, reinigten zwei, in Anzüge von grauem Leinen gekleidete Männer mit Staubbeſen. Der Blödſinn ſtand ihnen auf der Stirn geſchrieben. Als wir an ihnen vorüber kamen, traten ſie heran, und faßten die Hände des Arztes. Er ſtreichelte ihnen das Geſicht und den Kopf, und ſprach zu ihnen in ſanften, liebevollen Worten; er blickte ſie mit ſeinen großen, ſchwarzen Augen an, in denen ein himmliſcher Strahl von Wehmuth und Mitleid leuchtete, da ſchien auch auf ihrem Geſichte ein Strahl geiſtigen Verſtändniſſes aufzudämmern, ſie lächelten, die Armen, und küßten ſeine Hände. „Es ſind arme Blödſinnige, unheilbar, ich habe ſie ſchon mehrere Jahre hier; da ſie ganz unſchädlicher Natur ſind, verwende ich ſie zu den leichtern Dienſten im Hauſe," ſagte der barmherzige Bruder zu mir, als wir weiter durch den Saal gingen. Dann traten wir durch eine weitgeöffnete Flügelthür auf einen großen mit Marmor-

fließen gepflasterten und mit Bänken von rothem Marmor versehenen Platz. Es war der Platz für die in den unteren Sälen befindlichen Kranken, wo sie sich ergehen und die Luft des Meeres einathmen konnten. Weit streifte der Blick hier über die Lagune, und senkte sich in dem Spiegel des adriatischen Meeres, welches, wie ein hellerer Lichtstreifen am Horizont hinter dem schmalen grünen Strich des Lido, in den Strahlen der untergehenden Sonne, purpurn und golden leuchtete; große Schiffe mit rothen, weißen und grauen Segeln fuhren vorüber, die weichen Töne einer Barcarole schwebten am Bord einer großen, bunten Barke über den Wassern, auf den weißen Pfählen, welche die Fahrstraße in den Lagunen bezeichnen, funkelten rothe Sonnenlichter, und links in der Ferne stiegen die weißen Marmorpaläste mit ihren gothischen und arabischen Fensterbogen auf aus den blauen, von Schaumstreifen durchzogenen Wellen. Es war ein ächt venetianisches Wasserbild, voll Leben und Bewegung. „Nicht wahr, es ist schön hier, Signor Dottore," sagte der Arzt mit seiner weichen, klingenden Stimme zu mir, als ich lange über die Wasserfläche hinausgeblickt hatte, „man athmet hier die frische, reine Luft des Meeres, und die Schiffe und die Barken, welche vorüber kamen, gaben dem Bilde den Charakter der Freiheit und Bewegung. Ich führe deshalb auch die armen Geisteskranken, deren Wahnsinn ruhiger und ungefährlicher Natur ist, aus den oberen Räumen des Hauses hierher. Der Drang nach Freiheit ist ein Hauptgrundzug im Wesen aller Wahnsinnigen; die Idee, von hier fortzukommen, dies Haus zu verlassen, haben sie instinktmäßig Alle, ohne Ausnahme; sie streitet gegen alle Verirrungen ihrer Denkkraft. Hier findet wenigstens das Auge seine Befriedigung."

„Wie viel Brüder Ihres Ordens haben Sie denn zur

Unterstützung in Ihren ärztlichen Functionen?" fragte ich den Pater Arzt aus dem Orden der barmherzigen Brüder, der sich auf eine der Marmorbänke niedergelassen hatte, und auf das Meer blickte.

„Ich bin allein," sagte er.

„Sie sind ganz allein, ohne weitern ärztlichen Beistand?" rief ich ganz erstaunt. „Sie versehen diese hundert armen Kranken allein?"

„Es sind nicht nur diese hundert Kranken, welche Sie gesehen haben; die Räume für die Blödsinnigen und Wahnsinnigen sind oben. Es werden jetzt auch fast hundert sein, dreißig Wahnsinnige und siebenzig Idioten."

Mein Erstaunen wuchs. Es kam mir unglaublich vor, daß die Anstrengungen und die Zeit eines einzelnen Menschen eine solche Aufgabe zu lösen im Stande sei. Ich sah meinen Begleiter verwundert an.

Der Arzt merkte mein Erstaunen. „Ich habe drei Brüder unsers Ordens zur Hülfe," sagte er, „sie sind aber nicht Aerzte, ich habe sie nur an die gewöhnlichen, ärztlichen Handreichungen gewöhnt, und diese leisten sie mir. Für die Blödsinnigen und Wahnsinnigen habe ich natürlich Wärter; aber die ärztliche Behandlung aller Kranken muß ich ganz allein versehen."

„Dann haben Sie wohl wenig Zeit, die Insel zu verlassen. Ich sah Sie auch niemals Abends auf dem Marcusplatz."

Der Pater Arzt lächelte. „Ich komme oft mehrere Monate lang gar nicht aus diesem Hause Auf dem Marcusplatz war ich seit einem halben Jahre nicht. Wenn ich San Servolo verlasse, sind ja alle Kranken ohne Hülfe. Für mehrere Stunden verlasse ich das Haus nie. Meine einzige Erholung ist, daß ich hier auf dieser Bank sitze, studire und auf die Lagune blicke."

„Wie lange sind Sie denn schon hier, Signor Dottore?“ fragte ich.

„Fünf Jahre; vielleicht werde ich mein ganzes Leben hier bleiben.“

Mein Erstaunen verwandelte sich in Hochachtung und Ehrerbietung. Der Arzt war, wie ich in Venedig gehört hatte, ein Mann von ausgezeichneten medicinischen Kenntnissen, von hoher, geistiger Bildung, von feiner gesellschaftlicher Tournüre. Und dieser Mann verbrachte hier sein Leben auf einer einsamen Insel, mitten zwischen armen Blödsinnigen und Kranken, in schwerer körperlicher und geistiger Anstrengung, ohne Freude, ohne Erholung, fast ohne jede Unterhaltung. Einige tausend Ruderschläge von jener traurigen, armen Insel steigt eine der ersten und prächtigsten Städte der Welt aus dem Meere auf, in deren Paläste in den Wintermonaten Alles, was in Italien, in England, in Frankreich, Rußland und Deutschland reich, vornehm und vergnügungssüchtig ist, zusammenkommt, tanzt, Champagner trinkt und in allen Genüssen des Lebens schwelgt; allabendlich erleuchten dort hunderte von strahlenden Gasflammen einen Platz, dessen Pracht und Schönheit nur durch den bekannten Ausspruch Napoleons: „La place de Saint-Marc est un salon, auquel le ciel seul est digne de servir de voûte!“ würdig charakterisirt wird; in den Arcaden dieses Platzes pulsirt das Leben eines ganzen Welttheils; von dem Thurme des Klosters kann man den glänzenden Lichtschein der über diesem Platze liegt, sehen; man kann an einem stillen Abend die fröhliche Tanzmusik, die Verdischen Opernarien hören, welche dort erklingen und an den Marmorwänden wiederhallen — und hier sitzt er ganz allein, einsam, der Mönch, nur mit seinem Barmherzigkeits- und Liebeswerke beschäftigt, ohne Sehnsucht nach

all den Freuden, welche sich dort, so nahe bei ihm, in buntestem Schimmer, entfalten — oder diese Sehnsucht bekämpfend, seine Befriedigung und seine Stärkung nur in seinem Gott und im Gefühl seiner Pflicht suchend. Und dabei so bescheiden, so anspruchslos, so ohne Prunk in seinem ganzen Wesen, sich nicht einmal in der Erfüllung seiner Pflicht brüstend. Ich dachte an jenen Pfarrer in Tyrol, den ich vor einem Jahr in seiner Welt des Erstarrtseins besucht hatte, ich dachte an den lebensfrohen Geistlichen in Kärnthen, den ich inmitten seiner fröhlichen Gemeinde fand, welche mit Musik und Gesang, mit Racketen und Feuerrädern seinen Geburtstag feierte; — aber dieser Mann, der hier vor mir saß, dem die goldene Abendsonne purpurn in sein schönes, kluges Gesicht leuchtete, das war ein anderer Geistlicher, wie jene beiden, in seiner Begeisterung und in seinen Thaten ein wahrer Apostel des Christenthums, ein Ebenbild jener begeisterten Menschen, welche ein ganzes langes Leben den Pflichten ihrer religiösen Ueberzeugung opferten.

„Können Sie sich denn Ihr Amt nicht leichter machen, Signor?" fragte ich den Arzt.

„Das ist nicht möglich," erwiderte er mir. „San Servolo ist arm, unser Orden ist auch arm. Einen zweiten Arzt kann unser Orden nicht hierher senden, und die theuren Arzneien, von denen ich Ihnen schon sagte, daß wir sie in jeder Dosis verschreiben, kosten sehr viel Geld."

„Aber diese fortwährende und angestrengte Thätigkeit muß doch sehr aufreibend für Sie sein.

„Mich stärkt das Bewußtsein meiner Pflicht. Sie kennen den Wahlspruch unsers Ordens. Durch seine Erfüllung gehorche ich einer der höchsten und ersten Lehren des Christenthums. Ich bin ja auch nicht hier-

her gesandt worden. Ich habe mir den Platz freiwillig gewählt.

Hier also hatte ich einen Geistlichen gefunden, der sich den schweren Pflichten seines Amtes aus religiösen Ueberzeugungen unterzog. Der Pfarrer in Fend in Tirol, den ich besuchte, wartete mit Sehnsucht das Ende seiner Prüfungszeit ab, wie er es nannte; auch der Pfarrer von Heiligenblut wünschte bald eine weniger von der Welt entlegene Pfarre zu bekommen; dieser Mann, ihnen an Talent und Kenntnissen weit überlegen, im Stande, sich eine glückliche und angenehme Stellung in der Welt zu verschaffen, hatte den Aufenthalt unter armen Blödsinnigen und Wahnsinnigen einer solchen Stellung vorgezogen, nicht, weil der General seines Ordens ihm diesen Aufenthalt angewiesen hatte, sondern weil er eine der Grundlehren des Christenthums, das Gebot der Liebe und Barmherzigkeit, dadurch zu erfüllen trachtete. Ich reichte dem Arzt die Hand, ich sagte ihm, daß ich nicht seines Glaubens, sondern wahrscheinlich in seinen Augen ein Ketzer sei, daß mich aber Bewunderung und Hochachtung für ihn erfülle. „Unser Orden," erwiderte er mir, „kennt keine Ketzer, er kennt nur das Gebot der Brüderlichkeit und der Barmherzigkeit."

Dann stiegen wir in die obern Räume des Hauses hinauf, wo die Idioten und die Wahnsinnigen wohnten. In den Stuben der Letztern waren die Fenster mit Eisenstäben vergittert, sonst hatten die Räume nichts Gefängnißartiges an sich. Alles war außerordentlich reinlich und sauber, überall herrschte die größte Ordnung, die Stuben waren groß, hell und luftig. In einem größern Saale trafen wir ein Dutzend Wahnsinnige zusammen. Sie konnten aus dem Saale über einen Gang in ihr Zimmer gehen, alle Thüren waren offen, nur die Thüre, welche zu der Treppe und zu dem unteren Stock führte, war

verſchloſſen. Die Wärter waren mit ihnen eingeſchloſſen. Es waren große und kräftige Männer, welche, außer ihrem Unterhalt, täglich vier Zwanziger erhielten. Wie wir in den Saal traten, waren wir von ſämmtlichen Wahnſinnigen umringt. Zweien von ihnen, welche an einer gefährlichen Tobſucht litten, waren die Hände vermittelſt eines weichen Lederfutterals vorn übereinander gebunden, welches an einen ihren Leib umgebenden Eiſenring befeſtigt war, ſonſt war keiner von ihnen gefeſſelt. „Sämmtliche Zwangsmaßregeln, welche man noch in deutſchen Irrenhäuſern finden ſoll," ſagte mir der Pater Arzt, „Zwangsjacken, Zwangsſtühle, körperliche Züchtigung, Feſſeln, Alles das habe ich abgeſchafft; für die Heilung der Kranken ſind dieſe Mittel nicht zu gebrauchen. Um ſie zu bändigen, wenn keine gütliche Zurede hilft, laſſe ich ſie, ſobald ſie Anfälle der Tobſucht bekommen, in ein an den Wänden und auf dem Fußboden ganz gepolſtertes Gemach bringen. Dort toben ſie ſich aus, bis ſie körperlich erſchöpft ſind. Ich wende nur das Lederfutteral, das Sie dort an jenem Unglücklichen ſehen, für Hände und Arme an, damit ſie ſich nicht mit den Händen das Geſicht zerkratzen. Warum ſoll ich die Kranken mit Härte behandeln, wenn dieſe Härte nicht zu ihrer Heilung beiträgt? Schläge laſſe ich nie anwenden. Die Liebe iſt das erſte Gebot Chriſti."

Ich war erſtaunt, in einem italieniſchen Krankenhauſe bei der Behandlung von Irren dergleichen Grundſätze zu finden. Zu einer ſolchen Humanität iſt man bekanntlich in vielen andern Irrenſtalten noch nicht gekommen.

„Nur einen Wahnſinnigen habe ich," fuhr der Arzt fort, der in einer eigenen Zelle eingeſperrt und gefeſſelt iſt. Er iſt ein Mörder. Im Laufe der Unterſuchung ſtellte ſich aber ſeine Unzurechnungsfähigkeit heraus; er iſt

ſeitdem tobſüchtig geworden und nach meiner Meinung unheilbar. Er hat täglich Anfälle, und ohne, daß er gefeſſelt iſt, würde es lebensgefährlich ſein, ſeine Zelle zu betreten. Kommen Sie, Sie ſollen ihn ſehen."

Während der Arzt dies ſprach, hatten ſich alle Wahnſinnigen mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit um uns gedrängt, und ſchwatzten wildes Zeug durcheinander. Die Gefeſſelten zeigten mir lächelnd ihr Lederfutteral, als wenn Kinder ein Spielzeug bewundern laſſen, ein alter Mann erzählte mir, daß er geſtern von einem der Wärter mit Arſenik und heute mit Bläuſäure vergiftet worden ſei, und daß er ihn erdroſſeln würde, ſobald er ihn nur ſähe. Dabei ſtand der Wärter neben ihm. Zwei noch junge Leute richteten die flehentlichſten Bitten an den Arzt, ſie aus dem Hauſe zu laſſen, da ſie gar nichts verbrochen hätten und ja nicht wahnſinnig wären; aber in dieſem Hauſe, in der Geſellſchaft der andern Wahnſinnigen müßten ſie unbedingt den Verſtand verlieren; dann ſprachen ſie plötzlich das unſinnigſte Zeug durcheinander. Ein anderer, ſehr hübſcher junger Mann mit ſchönem ſchwarzen Bart und einem echt venetianiſchen Kopfe, bildete ſich ein, er fahre in der Gondel unter dem Fenſter ſeiner Geliebten, und ſang mit einer ſehr wohlklingenden Stimme eine jener alten, weichen Barcarolen, welche jetzt unter den Gondoliers ſo ſelten werden. Er intonirte ganz richtig, und ſang mit vielem Ausdruck und declamatoriſchem Vortrag. Ich habe im Canale grande nie ſo ſingen hören, wie hier in San Servolo von einem Narren. Als die Wahnſinnigen nun ſahen, daß wir im Begriff waren, fortzugehen, brachen ſie alle plötzlich in ein tumultuariſches Toben aus, und ſtürzten mit drohenden Mienen und mit wildem Geſchrei auf uns los. Sie drängten ſich uns nach bis auf den Gang, wo die Wärter zuſprangen, ſich

ihnen in den Weg ſtellten, und ſie mit Gewalt zurückdrängten. Plötzlich erhob ſich ein thieriſches Gebrüll in einer auf den Gang führenden Zelle. Heftige Schläge erfolgten von innen an die ſtarke, mit Eiſenſtäben beſchlagene Thüre, dann erſchien hinter dem oben vergitterten Theile derſelben der bärtige Kopf eines Mannes, das Haar wild zerzauſt, mit rollenden Augen, und eine Reihe der entſetzlichſten Verwünſchungen, welche ich jemals gehört habe, flogen über den Gang. „Das iſt er, von dem ich Ihnen ſprach," ſagte der Arzt, „hineingehen iſt in dieſem Augenblick unmöglich." Nun ging er zu der Thüre, hinter deren Gitter der wilde Kopf noch immer ſichtbar war, und ſprach zu dem drinnen tobenden Menſchen in liebreicher und ruhiger Weiſe. Zuerſt ſchienen die Worte des Arztes gar keine Wirkung hervorzubringen; dann hörte allmälig das Toben und das Geſchrei auf, dann verſchwand der Kopf hinter der Thüre, und nun hörten wir auf einmal ein heftiges Weinen, von vielem Schluchzen und Stöhnen unterbrochen. „Der Unglückliche," ſagte der Arzt, „er tödtete ſeine Geliebte aus Eiferſucht mit einem Meſſerſtiche. Dann überzeugte er ſich, daß er ſich, geirrt habe, und wurde wahnſinnig. Ich habe ihn erſt ein Jahr hier: „Er iſt ſchon weit ruhiger geworden, und ich hoffe ihn zu heilen."

Nun ſtiegen wir die Treppen hinab, um den an der andern Seite nach dem armeniſchen Kloſter zu liegenden Garten des Irrenhauſes zu beſuchen, da alle Idioten ſich dort während des Nachmittags aufhielten. Der Garten war groß und geräumig, von Pinien und Maulbeerbäumen durchzogen, wohlgehaltene Kiesgänge zwiſchen den Raſenbeeten. Wie viel Elend habe ich dort geſehen! Die Idioten gingen hin und her, oder ſaßen träumeriſch auf dem Raſen, vor ſich hinſtarrend, oder lehnten ſich an die

Mauer, welche ſie von der Lagune trennte; die ganze Mauer war mit Bildwerken und Kleckſereien in Farben und in ſchwarzer Kreide von ihnen bemalt. Wir gingen zwiſchen ihnen umher, und der Arzt ſtellte mir verſchiedene von ihnen vor, welche auf der mannigfachſten Stufe geiſtiger, oder ich will lieber ſagen, thieriſcher Entwicklung ſtanden. Ich ſah ſie, die Füße nach auswärts gerichtet, mit ſchlotternden Knieen, der Gang ſchleppend, die Haltung gebückt, nur unartikulirte Töne nach Befriedigung thieriſchen Genuſſes ausſtoßend; dann, wie ſie reinlich und mäßig geworden waren, wie ſie gelernt hatten, Ohr und Auge, Hände und Füße zu gebrauchen; wiederum auf einer höhern Stufe der Entwicklung, wo ſie auf ihre Namen hörten, wo ſie thaten, was ihnen befohlen wurde, wo ſie Gegenſtände holten und trugen, und Perſonen erkannten, wo ſie wußten, was ſie thun durften und was ihnen nützlich und ſchädlich war. „Ich habe während der letzten drei Jahre über zweihundert von dieſen Unglücklichen hier gehabt, welche meiner Behandlung anvertraut waren," ſagte der Arzt zu mir; „auf der niedrigſten Stufe des Menſchſeins, wie Sie ſie dort in der Ecke geſehen haben, ſind von dieſen zweihundert Unglücklichen nur zwanzig geblieben." Als ich mein Erſtaunen gegen meinen Begleiter äußerte, wie es möglich ſei, auch dieſen Zweig der Anſtalt zu verwalten, erwiderte er mir, daß er zwei dienende Brüder des Ordens für den Unterricht verwende und alſo nur dahin zu ſehen habe, daß der Unterricht und die Behandlung der Idioten in der richtigen Art und Weiſe geleitet werde. „Sie ſehen," ſagte der Arzt lächelnd, „für den Marcusplatz habe ich faſt gar keine Zeit." Und als er mir nun noch ſein Arbeitszimmer gezeigt hatte, wo ich in vom Boden bis zur Decke reichenden Repoſitorien die Status, die Krankheitsgeſchichten

und die Heilmethoden aller Kranken verzeichnet fand, und er mich bis zu dem Thore des Hauses, wo meine Gondel lag, begleitete, da schied ich von ihm mit einem Gefühl der Hochachtung, wie ich es nie vor einem Menschen empfunden habe. Lächelnd deutete der Mönch, als ich nicht umhin konnte, meinen Gefühlen Worte zu geben, auf die goldene Inschrift über dem Marmorthor des Hauses, und sprach, als er mir die Hand zum Abschied in die Gondel reichte, mit dem zum Herzen dringenden Tone seiner Stimme: „Fate bene fratelli!“

Sechszehntes Kapitel.

Padua.

Ueber die riesenhafte Lagunenbrücke, der größten der Welt, welche eine Länge von 18,000 Fuß hat, rollt der Eisenbahnzug an dem bei der Belagerung Venedigs im Jahre 1849 so oft genannten Fort Malghera weiter nach Mestre; dann erweitert sich die Ebene, von einem Wald von Maulbeerbäumen bedeckt, zwischen deren Stämme Rebenguirlanden flattern, die Maisfelder überall von kleinen, in der Sonne blinkenden und glitzernden Canälen durchschnitten; rechts steigen die Tyroler Alpen in dem sanften, mit einem grünen Pflanzenmantel bedeckten Kamme des Urgebirges auf, links die blauen Höhenzüge der Eugenaeischen Berge. Der Bahnzug rauscht bei Marano, an dem hohen schlanken Thurm von Dolo und bei Ponte di Brenta vorüber. Immer mehr treten die

Berge zurück, blumige Wiesen und Gärten, über deren weiße Mauern schlanke Pinien und dunkle Cypressen hervorragen, erscheinen zwischen den Maisfeldern und Maulbeerbäumen, mit jeder Viertelstunde wächst die Schönheit der Landschaft. Dann erblickt der Reisende in der blühenden Ebene ein langgedehntes Häusermeer, aus dem sich viele Thürme in allen Bausthlen des Mittelalters erheben. Das Häusermeer ist die Stadt Padua, eine Stadt voll alten Glanzes, geschichtlicher Größe, jetzt etwas verödet und verfallen, da sie bei einem Umfang von sieben Miglien nur eine Einwohnerzahl von 50,000 hat. Zu Zeiten des alten Römerreiches war Padua groß und mächtig, im Mittelalter wurde sie von den Carrara's beherrscht, von jener Tyrannenfamilie, aus welcher das Arsenal in Venedig die Folterwerkzeuge aufbewahrt, dann wurde sie von dem geflügelten Löwen von San Marco überwunden, als derselbe seinen Siegeszug über Länder und Meere begann. Jetzt — blickt sie seufzend zu ihren Schwesterstädten jenseits der lombardischen Grenze herüber, auf deren Thürmen die Tricolore Italiens flattert, und horcht, ob nicht Kanonenschüsse da drüben ertönen, ob nicht die alte lombardische Erde wiederum von dem Schlachtendonner von Solferino erbebt?

Ein Gang durch die Stadt führt zwei Jahrtausende in marmornen Denkmälern, in altrömischen Bauwerken, in Fresken der glänzendsten Maler des Mittelalters und in prächtigen Gebäuden an dem Auge des Besuchers vorüber, eine Welt von Erinnerungen — und von Schmerzen. Antenors Grab — am Palazzo dell' Arena, das Wohnhaus des berühmten Römischen Historikers Livius, und das Café Pedrocchi, einer Königswohnung oder einem Tempel vergleichbar, ganz von edelstem weißen Marmor — primo del monde — wie die Italiener es mit Recht

nennen, welch eine Zeit, wie viel Jahrhunderte liegen zwiſchen Beiden! der Charakter der Stadt iſt im Allgemeinen düſter; enge Straßen mit hohen Häuſern, in welche die überall an den Gebäuden ſich hinziehenden Bogengänge düſtere Schattenſtreifen legen, wechſeln ab mit weiten, öden Plätzen, auf denen öſterreichiſche Soldaten exerciren, und an deren Grenzen ſich die alten Kathedralen erheben. Nur auf dem Platze, auf dem der uralte Juſtizpalaſt ſteht, an welchem zwei Jahrhunderte bauten, iſt reges Leben. Ein Blick aus den hohen Bogenfenſtern des unermeßlichen Saales, des größten Saales in Europa, concentrirt italieniſches Volksleben, wie wir es auf dem Braplatz in Verona, auf dem Domplatz in Mailand oder auf dem Rathhausplatz in Brescia ſehen. Der Saal enthält außerdem, ganz abgeſehen von ſeiner enormen Größe, viel Intereſſantes. Die alten Fresken von Giotto hat Zarnoni retouchirt. Ein Monument des Livius, welches ſeinen Sarg enthalten ſoll, ſteht neben dem Denkmal der Lucrezia Dondi, welche, wie die Römiſche Lucrezia ſtarb, da ſie den Tod der lebenslänglichen Erinnerung an die Schande vorzog. Ein Stein liegt da, durch deſſen Berührung ein verfolgter Schuldner haftfrei wurde. Steine dieſer Art gab es im Mittelalter überall in Italien; man kann ſie noch heute in Florenz, Siena und Verona ſehen. Dann ſind Geſchenke des berühmten Reiſenden Belzoni, welche er ſeiner Vaterſtadt aus Egypten mitbrachte, hier aufgeſtellt. Oberitalien hat zu allen Zeiten große Entdeckungsreiſende gehabt. Marco Polo, Colombo, Vespuccio, die Gabotto, della Valle, Carreri, und in unſern Tagen Beltrani und Belzoni waren in Padua und in ſeiner Umgegend geboren. Der zweite große Platz in Padua, der prato della valle, hat außer den Abendſtunden, wo er

als Spaziergang und Corso dient, etwas Oedes und Triſtes. Der Platz iſt zu groß, und der Canal, der ihn durchfließt, zu flach und zu klein. Er iſt umgeben von einer Doppelreihe von Marmorſtandbildern, mit denen die Stadt das Andenken ihrer berühmt gewordenen Bürger geehrt hat. In der innern Reihe erblickt man die Büſten Savonarola's, Stephan Bathori's, Johannes Sobieski's, der, „ein Zögling der Paduaner Hochſchule, durch ſeinen Geiſt das Vaterland als König verherrlichte;" in der äußern Reihe Taſſo, Petrarca und Galiläi. Einen künſtleriſchen Werth haben indeß nur Wenige, z. B. die Standbilder Poleni's und Capello's, welche die Meiſterhand Canova's geſchaffen hat. Auch ein Deutſcher iſt unter ihnen, ein Erfurter, Joh. Ludolph, der auf der Paduaner Hochſchule ſtudirte „als Gelehrter und Sprachkenner wunderbar berühmt, der Herzoge von Sachſen geheimer Rath und ihr Geſandter im Jahre 1681 bei der Friedensverſammlung in Frankfurt," wie die Unterſchrift in lateiniſcher Sprache lautet. An der äußerſten Grenze des grünen Platzes nach Weſten zu erhebt ſich die Kirche St. Giuſtina mit ihren acht durchbrochenen Kuppeln, ein Bau von großartigen, edlen Verhältniſſen. Treffliche Paul Veroneſe's, die Bilder der Heiligen St. Paul und St. Jacob, und viele andere, namhafte Gemälde zieren die innern Wände.

Auf dem Weiterwege nach der Stadt kommen wir an dem botaniſchen Garten vorüber. Er iſt der älteſte in Europa. Die alten Stämme ſind die lebendigen Zeugen ſeines Beſtehens. Die Magnolia, jener wunderbare japaneſiſche Baum mit ſeinen breiten Blättern und roſa-weißen Blüthen gedeiht hier ſchon im Freien und wird groß, wie eine Linde. Dann gelangen wir zu der Kirche des heiligen Antonius, eines volksthümlichen Heiligen, in

Padua vorzugsweise „il santo“ genannt. Vor dem Tempel erhebt sich auf dem Platze auf hohem Postament Donatelata's berühmte Reiterstatue des Bandenführers Gatamelota, das älteste Erzgußwerk des neuern Italiens. Er stand im Dienste der Republik Venedig, und vollführte unter dem Löwenbanner von San Marco große Thaten. Pferd und Reiter sind vorzüglich. Die Kirche der Heiligen ist eine Nachbildung des byzantischen Kuppelbaues von San Marco, die eigentliche Kathedrale von Padua; ihre innern Räume sind reich an Werken der Bildhauerkunst und vorzüglichen Bildern; über dem Portal erheben sich die berühmten Heiligen von Montegna. In der Kapelle San Antonio's verschwendeten Sansovino und Falconetto ihre Kunst; sie ist eine der reichsten in Italien. Kostbare Werke enthält die Kapelle del Sacramento, vier köstliche Engel. In der Kapelle Osato befinden sich die Grabmale Bembo's, Alexander Contarini's, Ferrari's und Cesarotti's, der Uebersetzer Ossians. Die „Scuola“ ist nicht minder reich ausgestattet, als der Tempel selbst; sie enthält treffliche Bilder von Titian und Contarino. Um wieder zum Café Pedrocchi und zum Eisenbahnhof zu gelangen, geht man über den kleinen Platz vor der ehemals so berühmten Paduaner Universität, wenn man sie nicht gleich anfangs vom Rathhausplatz aus besucht hat. Sie ist von dem berühmten Sansovino, dem venetianischen Baumeister erbaut, und hatte im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert oft 6000—7000 Zöglinge. Am meisten blühte damals die medicinische Facultät. Jetzt ist die Zahl der Studirenden sehr zusammengeschmolzen; ihre Anzahl erreicht selten Tausend; doch ist sie immer noch die besuchteste Universität Italiens. Hier lehrten einst die berühmtesten italienischen Mediciner und Philosophen, Gallilei, Fonzago, Santini und Racchetti. Gal-

lilei, der hier achtzehn Jahre Professor der Philosophie war, hat seinen Ruhm — und seinen Schädel der Hochschule als Andenken hinterlassen. Das anatomische Theater ist ebenso reich, wie das Naturaliencabinet und die Sternwarte. Der in sehr schönen und edlen Verhältnissen gebaute Porticus hat sehr gelitten; er ist mit Wappen geschmückt, und repräsentirt sowohl in seiner Bauart wie in seinen Verzierungen den Character dieser etwas aristocratischen Lehranstalt. Auch im Hofe, sowie unter den Hallen sieht man viele Hunderte von Namen und Wappen der academischen Bürger, welche hier einst academische Würden erlangt haben, darunter viele Deutsche.

Vier Miglien von Padua liegt das kleine Dorf Arqua. Es war Petrarka's letzte Wohnung — am Schluß eines langen und vielbewegten Lebens. Das Haus — es steht an dem einen Ende des Dorfes, bewohnen jetzt Landleute; das Grab des berühmten Dichters, mit einem Monument von Brossano, seinem Eidam, geschmückt, ist am andern Ende von Arqua, der Kirche gerade gegenüber. Es ist von rothem Marmor, von vier Säulen getragen. Von dem Hügel, auf dem es sich erhebt, blickt man in die Eugenaeischen Berge. Hoch und stolz steigt der Monte Venda, dessen Gipfel mit den Thürmen und Mauern eines Klosters geschmückt, über demselben empor.

Siebenzehntes Kapitel.

Verona.

Alter Herſcherſitz der Scala, Visconti und Carrara, Hauptſtadt jenes Cangrande della Scala, Auguſt und Alexander in einer lichtloſen Zeit, dem der Dichter der göttlichen Komödie für den Zufluchtsort, den er ihm gewährte, die unſterblichen Verſe widmete:

Lo tuo refugio è 'l primo vitello
Sarà la cortesia del gran Lombardo
Ch' in su la scala porta il santo nicello,

Stadt blutiger Erinnerungen, deren glänzendes Grabmonument das Andenken an jenen ſchrecklichen Can—Signorio, einer der furchtbarſten Charaktere inmitten einer gräuelvollen Zeit, verherrlichte Stadt, Romeo's und ſeiner Julia, deren treue Liebe der größte Dichtergenius aller Zeiten gefeiert hat, was iſt aus dir geworden? Ein furchtbares Zwing-Uri für die venetianiſchen Lande, ganz umgeben von einer Kette von Mauern, Forts und Baſtionen, welche von Kanonen und furchtbaren Wallgeſchützen ſtarren, der Hauptwaffenplatz für die öſterreichiſche Herrſchaft in Italien, der Knotenpunkt für alle Heerſtraßen, welche aus Oeſterreich nach Italien führen! Ich habe dich oft geſehen während der letzten zehn Jahre, und jedes Mal, wenn ich von den eis- und ſchneebedeckten Kämmen der Alpen zu dir hinabſtieg, und von den oberſten Mauerkronen des alten Römiſchen Amphitheaters auf deine Straßen hinabblickte, war jener Mauerzirkel

gewachsen, er war von Jahr zu Jahr länger und höher geworden, und auf den Trümmern der alten Burg Dietrichs von Bern erhob sich der hohe Steinthurm des Castello San Pietro, auf dessen Zinnen die schwarzgelbe Fahne über Venetien weht, und dessen Kanonen deine Straßen beherrschen. Nur die marmornen Erinnerungen deiner geschichtlichen Größe sind dir treu geblieben — und der Sinn deiner Bürger!

Zum ersten Mal sah ich Verona, als ich die südlichen Thäler Tyrols durchwandert hatte und über die blauen Fluthen des Gardasees nach Peschiera fuhr. Ich ging zum Braplatz und vor mir erhoben sich die durch den Odem von zwei Jahrtausenden geschwärzten Mauern des Römischen Amphitheaters, welches wahrscheinlich Kaiser Trajan erbaute. Es ist eines der besterhaltensten Werke der Römerzeit. Nur die oberste Mauerkrone und das äußere Marmorkleid hat den Jahrhunderten, welche über das colossale Gebäude dahingezogen sind, nicht widerstehen können; die aegyptisch feuerfesten Gewölbe und die marmornen, hohen Stufensitze haben dieser Macht Trotz geboten. Schlechte Baracken und Hütten haben sich überall in der Runde an diese großen Reste des Alterthums angeheftet, oder sich in die äußeren Bogen hineingebaut. Die malerische Wirkung, den das Amphitheater auf den Beschauer hervorbringt, verliert nichts dadurch. Und als ich eintrat in die ungeheure Rotunde, auf deren Sitzen dreiundzwanzigtausend Menschen Platz haben, war in der Arena ein kleines Tagestheater aufgeschlagen, auf dem Abends Arlechino seine Possen und Späße trieb. Ein Theil der Schaubühne war mit Bretterwänden eingefaßt, und diente so als Sitz für die Zuschauer. Sonderbarer Wechsel der Zeit! Ehemals, zur Zeit der Römerfeste, brüllten hier Löwen und Tiger, und Christensclaven hauch-

ten in ihren Tatzen ihr Leben aus. Gladiatoren kämpften mit Schwert und Schild — für Geld und für das sonderbare Trugbild der Ehre, ein guter Fechter zu sein, und das Leben war der Preis, den sie einsetzten. Die Marmorwände hallten von dem Schmerzensgeschrei gemordeter Menschen wieder, der Jubel der Zuschauer war bei dem Blute und dem Stöhnen der Angst, und heute bei den lustigen Späßen Arlechino's derselbe geblieben. Oben, auf der obersten Marmorstufe stand ein österreichischer Offizier, und schaute auf die Stadt und das Land hinab. Ich stieg zu ihm hinauf; auch er war vor einigen Wochen aus einer böhmischen Garnison in Verona angekommen, und die Aussicht, die Sprache der Heimath mit einander sprechen zu können, machte uns bald mit einander bekannt. Die nächste Umgebung der Stadt jenseits der Wälle hatte nicht die frische Fülle von Mailand; trotz den rauschenden Fluthen der Etsch, welche durch die Landschaft strömte, war die Vegetation auf den Wiesen verbrannt und dürftig. Die Landstraßen waren staubig, und der Ostwind wirbelte aus dem kalkhaltigen Boden weiße Staubwolken in die Höhe. Obschon es bereits im October war, warfen die weißen Kreidefelsen die Sonnenstrahlen glühend zurück. Nirgends blühte die Orange und die Aloe, wie an den paradiesischen Ufern des Comersees oder auf dem geschmückten Thron des Frühlings, auf isola madre und isola bella. Die Landschaft hatte eine nordische Färbung und einen nordischen Character. Dort drüben, nach Norden hin, stiegen die grünen Vorberge in hohen natürlichen Terrassen, zu den Tyroler Alpen empor, welche in blauen Höhenzügen den Horizont umsäumten, und weiße Landhäuser und Dörfer sonnten sich, aus dem grünen Buschwerke hervorblickend, im Strahl der leuchtenden Octobersonne.

„Sehen Sie dort das Dorf mit dem weißen Thurm?“ fragte mich der Offizier, „ich meine das größere; es heißt Gargagno. Es war längere Zeit der Zufluchtsort Dante's während seiner Verbannung. Dort schrieb Dante sein „Purgatorium.“ Die „Hölle“ schrieb er in Florenz, das „Paradies“ in Friaul, in den stillen Grotten des Schlosses Talmino. Wir können die alte Villa des unsterblichen größten Dichters Italiens noch heute sehen, wenn Sie hinüberfahren wollen, noch im Jahre 1828 wohnte dort eine Dame aus seiner Familie. Es war die Gräfin Serego-Alighieri, eine Nachkommin Dante's von einer Tochter Peter Alighieri's, welche 1549 Marc Antonio Serego heirathete.“

„Und dort,“ fragte ich, „jenes Haus auf jenem grünen Hügel zwischen der Etsch und dem Gardasee, am Fuß des Mont Baldo, was ist das für ein Haus?“

„Weshalb interessirt Sie gerade dies Haus?“

„Weil man von dort den Gardasee umleuchtet vom Morgenroth sehen muß.“

„So ist es. Fracastro wohnte da, auf dem Hügel von Incaffi, der Virgil Italiens. Dort um den Hügel herum ist das Schlachtfeld von Rivoli.“

Dann stiegen wir die hohen Marmorstufen hinab und schlenderten in den Straßen, die lange, schwarze italienische Cigarre rauchend, umher, den Corso, der die Porta del Pallio mit dem Platze der Kirche St. Anastasia verbindet, eine der schönsten Straßen Italiens, entlang. Hier stehen die Paläste Canossa, Maffei, Bevilacqua, und hier werden die Pferderennfeste, eine römische Nachahmung, abgehalten. Mitten in der Straße begegnete uns ein zweispänniger Wagen. Die Glasfenster waren zu beiden Seiten und an der Vorderseite geschlossen. Im Wagen saß ein ganz alter Herr in der weißen österrei-

chiſchen Uniform mit dem Feldmarſchallskragen, neben ihm ein junger Infanterieoffizier. Der alte Herr hatte ganz weißes Haar und einen langen weißen Schnurrbart. Selbſt im Sitzen war ſeine ganze Haltung gebeugt, wie niedergedrückt von der Laſt des Alters. Der Wagen fuhr im kurzen Trabe weiter. Mein Begleiter machte Front, ſtand eine Minute lang kerzengerade und legte die Hand an das Casquett. Ich ſah ihn fragend an.

„Kennen Sie den alten Herrn nicht?“ ſagte er zu mir.

„Nein.“

„Es iſt der Feldmarſchall Radetzki. Er iſt jetzt neunzig Jahre. Sein Leben hängt täglich an einem Faden, an der Vermeidung des geringſten Diätfehlers. Sein Leibarzt verläßt ihn deshalb nie, außer in der Mittagsſtunde, wo der Feldmarſchall, wenn warmer Sonnenſchein iſt, mit ſeinem Adjutanten in einem mit Glasfenſtern geſchloſſenen Wagen, wie Sie es eben geſehen haben, ſpazieren fährt, bei feierlichen Gelegenheiten ſteigt er dann und wann auch zu Pferde. Er wird dann mit einem Gurt an den Sattel befeſtigt. Das iſt nun aber auch ſchon lange nicht mehr geſchehen.“

Wir ſahen dem Wagen lange nach, „Diätfehler,“ mußte ich unwillkührlich wiederholen. „Von dem Diätfehler hängt für Oeſterreich viel ab, Herr Hauptmann.“

Er zuckte die Achſeln. „Das Leben des Siegers von Cuſtozza und Novara,“ erwiederte er, als wir weitergingen.

Dann kamen wir auf den Rathhausplatz, nach der Piazza dei Signori. Er iſt unbedingt der maleriſchſte Platz Verona's, ganz mit breiten Marmorquadern belegt, der Brennpunkt ſeines mittelalterlichen Glanzes und ſeiner mittelalterlichen Größe. In der Ecke ſteht das Rathhaus — der Palazzo dei Conſiglio, — welcher zu

Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts derſelbe Baumeiſter erbaute, der die Notre Dame Kirche in Paris gebaut hat. In ſeinen innern Räumen wohnt die Erinnerung an eine großartige Vergangenheit, ſonſt iſt es leer und hat außer einer Pietà von Paul Veroneſe nichts Bemerkenswerthes. Gerade gegenüber an der andern Ecke führt ein ſchmaler Durchgang zu einem ſonderbaren Friedhof. Es ſchlafen dort die Fürſten Verona's, welche länger als ein Jahrhundert an der Spitze der Republik Verona ſtanden, die Scaliger. Fünf coloſſale Denkmäler von gegoſſenem Eiſen ſchmücken ihre Gräber. Das höchſte, in vier Abtheilungen aufſteigend, iſt das Denkmal des Can Signorio, des frechen Mörders faſt aller ſeiner Verwandten, einer von den Characteren, welche uns die Gräuel dieſer Zeit, blutig und ohne eine Spur von Treu und Glauben, am Grellſten in's Gedächtniß rufen. Er hat ſich ſelbſt dies Denkmal geſetzt. Die Spitze krönt ſein Reiterſtandbild, an den Spitzen des Sechseckes ſtehen kriegeriſche Heilige, darüber — chriſtliche Tugenden. Welche Erinnerungen und welche Gegenſätze!

Unter den acht und vierzig Kirchen Verona's ſind die bedeutendſten der Dom, St. Anaſtaſia und San Zenone. Keiner größeren Stadt Italiens fehlt es, wie ſie ſonſt auch ſei, an herrlichen und prächtigen Bauwerken, welche die größten Städte Englands und America's mit ihren von glänzenden Häuſerfaçaden ſtrahlenden Straßen vergeſſen machen. Zu ihnen gehören auch dieſe drei Kirchen. Der Dom iſt ein großartiger Bau aus dem zwölften Jahrhundert. In den Blenden des prachtvollen Portals treten halb erhaben die beiden Paladine Carls des Großen, Roland und Olivier, hervor. Santa Anaſtaſia iſt die neueſte unter den Kirchen Verona's; ihre inneren Verhältniſſe ſind von überraſchender Schönheit. Die Kirche

hat merkwürdige Bronzethüren, prachtvolle Säulen und eine schöne Kuppel. In dieser Kirche hielt der vertriebene Dante seine Disputation über die Elemente, Erde und Wasser, vor zahlreichen Zuhörern. San Zenone liegt am entgegengesetzten, westlichen Ende der Stadt. Man kommt an dem alten Schloß der Scaliger vorüber. Draußen stehen Roland und Olivaro Wacht, und drei Königinnen, unter ihnen Bertrada, Mutter Carls des Großen, erheben sich über dem Portal. Bilder von Montegna und ein geheimnißvolles Grab, wie man sagt, Pipins, sind ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten.

Vom Rathhausplatz gingen wir über den Platz Erbe zurück, die Piazza dell' Erba ist der belebteste Platz in Verona, auf dem sich das ganze städtische Leben in echt italienischer Weise concentrirt, voll Geräusch und Geschwirr der hin und her wogenden Volksmassen, zu jeder Tageszeit das Gesicht wechselnd, wie der Rathausplatz in Padua oder der Marcusplatz in Venedig. Auf der einen Seite des Platzes erhebt sich hoch über den Buden und Verkaufsstellen der Händler und Verkäufer die Schuldsäule, welche man in vielen oberitalienischen Städten findet, deren Berührung den Schuldner von der Haft befreite. Die Malereien an Giolfino's Hause auf der andern Seite des Platzes sind von Montegna. Sie sind durch die Zeit und durch das Wetter halb verwischt und fast unkenntlich geworden, eine Dankgabe für die Gastfreundschaft, wie die Maler des Mittelalters in Italien sie zu erstatten pflegten. Auf den Platz mündet die Straße Cappelletti. Gleich links steht ein hohes, altes Haus, angehaucht von dem Odem von Jahrhunderten, schmutzig und unsauber; über der Thür, welche in einen Hof führt, der den Eingang zu Ställen und Futterböden bildet, ist ein Wappen mit einem Hut angebracht. Shake-

ſpeare's Genius hat das alte, düſtre Haus mit dem unauslöſchlichen Hauch der Poeſie und der Liebe geſchmückt. Es iſt Julia's älterliches Haus, und dort oben vor einem der hohen Bogenfenſter des zweiten Stocks iſt noch jener ſchmale Balcon, an dem Romeo in jener Nacht hinabſtieg, als er die Tochter ſeines Todfeindes zum letztenmal ſah. Die Begebenheit, der Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem Trauerſpiel entlehnte, hat ſich in Verona wirklich zugetragen. „Escalus, Prinz von Verona," gehörte der Regentenreihe der Scaliger an, deren eiſerne Grabermonumente ſich in der Nähe des Rathhausplatzes erheben.

Julia's Grab iſt weit von hier, am Ufer der Etſch, im ehemaligen Kloſtergarten der Franciscaner. Ein Unteroffizier vom Regiment Stephan, den wir in der Straße trafen, führte uns dorthin. An einem Thore, welches ſeiner Bauart nach aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammen mußte, zogen wir die Klingel. Die Thüren öffneten ſich von Innen, und wir ſtanden in einem gewölbten Vorderhauſe, aus dem wir in einen verwilderten Garten blickten. Eine alte Frau ſaß in dem Garten auf einer verfallenen Marmorbank im Schatten eines Gebüſches hochſtämmiger Roſen. Ohne zu fragen, was wir wünſchten, führte ſie uns durch verwilderte Alleen, zwiſchen Hecken und Raſenplätze, welche ſeit zehn Jahren keine Scheere eines Gärtners geſehen zu haben ſchienen, in den entlegenſten Theil des Gartens. Dort ſtanden hohe Cypreſſen und ſchlanke Trauerweiden rund um die Trümmer einer Grabcapelle, in welche von oben der blaue italieniſche Himmel in die gebrochene Decke hinein leuchtete, und die Sonne goldene Streiflichter über halbverwiſchte Fresken auf die Marmorwände warf. In der Ecke der Kapelle ſtand ein offner Sarkophag von röth-

lichem Marmor. Die alte Frau beſchrieb uns Julia's und Romeo's Tod, als wenn ſie zugegen geweſen wäre, mit der dem italieniſchen Volke eigenen Lebendigkeit. Sie zeigte uns das Loch im Sarkophage, in welches Romeo ſeine Fackel hineingeſteckt hatte, bevor er den Deckel vom Sarge hob; ſie erzählte uns die ganze Liebesgeſchichte von jenem Ball in Julia's älterlichem Hauſe bis zu dem Giftbecher, den Romeo an dieſer Stelle trank. Auch nicht das Geſchenk einiger Zwanziger konnte ihren Redefluß aufhalten. Wir ließen ſie reden, ſo viel ſie wollte, ſetzten uns auf die Stufen der Grabcapelle, und träumten inmitten dieſer romantiſchen Staffage ſchweigend Romeo's und Julia's Liebe noch einmal.

Kurz vor dem letzten italieniſchen Kriege war ich wieder in Verona. Es war ein düſtrer Tag. Der Himmel hatte ſich in einen grauen Wolkenmantel gehüllt, und ſeine feuchten Nebelarme umfaßten die Kuppen der Tyroler Berge. Wieder ſtieg ich auf die oberſte Mauerkrone des Römiſchen Amphitheaters, und blickte über die Stadt und über die Landſchaft. Obſchon es Frühling war, hatte ſie einen ganz nordiſchen Character und eine nordiſche Färbung. Dort drüben auf den Höhen, welche amphitheatraliſch zu den Alpen emporſteigen, ſah ich wiederum die weißen Häuſer von Gargagno und die Villa des Dichters der göttlichen Komödie. Von dem Hügel von Incaffi blickte das Haus Fracaſtoro's auf den blauen Spiegel des Gardaſees. Es war Alles, wie damals, nur der goldene Sonnenſchein fehlte in dem düſtern Landſchaftsgemälde. Die weißen Kreidefelſen ſahen aus, wie Geſpenſter. Auch der junge öſterreichiſche Offizier fehlte mir, der vor drei Jahren bei unſerer Wanderung durch Verona mir ein lieber Freund geworden war. Ueber der ganzen Stadt ſchien eine ſchwüle Stille zu lagern, Pul-

verwagen und Geschütze und Truppencorps von allen Gattungen zogen durch die Straßen und bewegten sich nach den westlichen Thoren — nach den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino. Die Gesichter der Bürger, welche mir in den Straßen begegneten, oder in den Kaffeehäusern saßen und sich Nachrichten aus Piemont zuflüsterten, hatten sich während der drei Jahre verwandelt. Sie sahen noch finster aus, wie damals, aber der düstere, traurige Zug, der vor drei Jahren unverkennbar war, war von ihnen gewichen, und hatte einer dämonischen Freude Platz gemacht. Der Westwind wehte dann und wann dumpfe Klänge herüber; sie horchten. Es war, wie ferner, ferner Kanonendonner, dann wurde es wieder still. Verona war wie ausgestorben; man hörte nur das Commandowort der Truppencorps, welche den ganzen Tag durch die Straßen marschirten. Auf dem Corso mußte ich unwillkührlich an den alten Feldmarschall denken, der mir hier vor drei Jahren in seinem Glaswagen so alt und gebückt begegnet war. Auch Julia's Haus und Grab besuchte ich wieder, und stieg wieder auf den Thurm des Castello San Pietro. Der Mauer- und Bastionengürtel war jetzt ganz vollendet und umschloß die Stadt, wie eine unzerreißbare Kette. Ich fragte überall nach meinem Freunde, dem Hauptmann von K. Niemand wußte von ihm, sein Regiment hatte kürzlich in der Lomellina gestanden. Der finstere Anblick der Stadt verdüsterte auch meine Seele. Abends fuhr ich in die vom Mondlicht umleuchteten Tiroler Berge hinein. In Innsbruck im Café Visiol lag ein Exemplar der Tiroler Schützenzeitung auf dem Tische. Eine Seite enthielt eine Liste der bei Magenta gefallenen österreichischen Offiziere. Obenan las ich den Namen des Hauptmanns v. K.

Achtzehntes Kapitel.

Brescia.

Brescia liegt in einer reichen und blühenden Gegend, in der einer der besten italienischen Weine, der berühmte vino santo, wächst. Es macht schon aus der Ferne den Anblick einer blühenden, volkreichen und gewerbsamen Stadt; sie ist reich an Kunstwerken und Denkmälern des Alterthums, wie irgend eine Stadt Italiens von gleichem Range; im Innern ist sie düster, sie hat enge Straßen und hohe Häuser. Sie ist von Wällen mit hübschen Spaziergängen umgeben; die äußeren Werke stammen aus jener Zeit wo Brescia „armata," die Bewaffnete, hieß; in strategischer Beziehung sind sie von keiner Bedeutung, ebensowenig, wie die Citadelle auf grünem Hügel an der Nordseite. Die Eisenbergwerke in der Nähe unterhalten die berühmtesten Waffenfabriken in Italien. Auch als Fabrik- und Manufacturort ist Brescia bedeutend; die Einwohnerzahl beträgt 40,000. Die Bürger haben sich immer durch Muth und Tapferkeit in der Geschichte Italiens ausgezeichnet. Im Broletto, dem alten Rathhaus, sah man früher den berühmten Kriegswagen, den die Brescianer 1191 an dem blutigen Tage von Rudiano von den Cremonensern eroberten. Auch das Bild der tapfern Brigitta Avogadro ist nicht mehr da, welche im Jahre 1412 an der Spitze der Frauen und Mädchen den furchtbaren Piccinino zurückschlug. Ein Mitglied derselben Familie nahm beim Sturm der Stadt den verwundeten Bayard auf, und schützte dadurch sein Haus. Auch

in neuerer Zeit, im Jahre 1849, hat Brescia seinen Namen durch seinen tapfern Widerstand gegen die österreichische Herrschaft berühmt gemacht. Die blutige Eroberung Haynau's wird in Italien unvergessen bleiben.

Brescia ist ein Hauptort für die lombardische Kunst; der alte Dom gehört zu ihren werthvollsten Resten. Er ist uralt; seine ältesten Reste stammen aus dem siebenten Jahrhundert. Moretto ist hier geboren, und hat den Dom mit seinen schönsten Gemälden geschmückt. Der neue Dom stammt aus dem sechszehnten Jahrhundert. Auch St. Pietro in Oliveto und St. Maria hat vortreffliche Bilder von Moretto; besonders reich an trefflichen Kunstwerken ist St. Euphemia und St. Afra. In St. Afra sind Meisterstücke von Paul Veronese und Titian. Das Marterthum der heiligen Afra ist ein ebenso berühmtes Bild, wie die Ehebrecherin vor Christus. Auch in den Privatgallerien sind vortreffliche Bilder. In den Sammlungen des Grafen Lecchi ist Piazza's „heilige Familie" und Gambarra's „Himmelfahrt" aufgestellt; die Gallerie Martinengo enthält Titians Königin von Cypern, die Gallerie Tosi einen Christus von Raphael und eine reiche Sammlung von Werken lebender Künstler, einen Ganymed von Thorwaldsen und eine Büste Eleonorens von Este von Canova. Die Gallerie ist eine der reichsten an modernen Werken, welche in Italien überhaupt vorhanden sind. Auch an Fontainen und Inschriften ist Brescia außerordentlich reich, und wird nur von Rom darin übertroffen. Das schönste Gebäude der Stadt ist die Loggia, das jetzige Stadthaus. Es hat eine außerordentlich edle Architectur, die selbst einem Palladio Bewunderung einflößte. Im Jahre 1575 wurde die Loggia durch eine Feuersbrunst zerstört, welche zugleich drei treffliche Bilder von Titian vernichtete. Der Begräbnißplatz — campo

santo — ist einer der schönsten Italiens. Er ist in antiker Weise von Columbarien umgeben, in denen manche treffliche Statuen und Bildwerke der neueren italienischen Bildhauerkunst vorhanden sind. In den zwanziger Jahren wurde in Brescia beim Bau eines Hauses eine höchst interessante Entdeckung gemacht. Man stieß auf die Trümmer eines Tempels, den Vespasian aus Dankbarkeit für den von Brescia empfangenen Beistand gegen Vitellius errichtet hatte. Die weiteren Nachgrabungen ergaben überraschende Resultate, und viele Kunstwerke und Reste des Alterthums stiegen aus dem Schooß der Erde auf, unter ihnen sechszehn Statuen, unter denen eine prachtvolle Victoria in Bronze, das größte aller Gußwerke aus dem Alterthum. Sie sind mit den übrigen bei dieser Gelegenheit gefundenen Altherthümern im Museum aufgestellt und bilden eine höchst interessante Sammlung. Schon der Vorhof, in dem man die Freitreppe zu dem Saal des Museums hinansteigt, macht einen interessanten Anblick. Säulenknäufe und Trümmerreste des Heidentempels stehen und liegen dort, von Schlingpflanzen umkränzt, umher, und sprechen eine würdige und malerische Vorrede zu den Schätzen, die die große Rotunde dem verwunderten Auge des Beschauers zeigt.

Neunzehntes Kapitel.

Bergamo.

„Wollen Sie ſich das alte, räuchrige Neſt da oben wirklich anſehen?“ ſagte der Conducteur zu mir, als ich auf der Station Bergamo ausſtieg, und ihm mein Gepäck übergab, „reiſen Sie doch mit nach Mailand, Sie ſind dann Abends dort und können noch einen Spaziergang nach dem Corſo machen.“

Ich ſah den Menſchen verwundert an. „Neſt nennen Sie dieſe Stadt; räuchrige Häuſer?“ fragte ich. „Die Lage der Stadt iſt ja wundervoll, terraſſenförmig ſteigen die Häuſer, die Straßen und die Kirchen den grünen Berg hinan, und von jeder Bergſtufe muß der Anblick der lombardiſchen Ebene ſchöner und ergreifender ſein. Doch, das begreifen Sie nicht, grüßen Sie mir den weißen Marmordom und den fröhlichen Corſo, ich ſehe ſie Morgen Abend wieder.“

Die Maſchine pfiff, der Zug brauſte dahin, eine lange Rauchwolke flog hinterher, und ich ging, meine Reiſetaſche in der Hand, langſam auf die untere Stadt zu, welche ſich am Fuß des Berges in langen Häuſerlinien ausdehnte.

Wie könnte ich hier vorüberfahren und Bergamo nicht beſuchen, dachte ich, die Stadt, welche Taſſo in ſeinen Sonnetten feierte, weil er die einzigen glücklichen Jahre ſeiner Kindheit auf ihren grünen Bergterraſſen zubrachte. Doch, davon weiß der dumme Eiſenbahnconducteur nichts, weil er ein Deutſcher iſt. Wäre er ein Lombarde, er

würde jedes Sonnett, in welchem der große Dichter seine Vaterstadt feierte, auswendig wissen, wie die venetianischen Gondoliere die Geschichte jedes Palastes ihrer schwimmenden Stadt.

In Bergamo wurde Torquato Tasso geboren. Sein Vater wurde aus Bergamo verbannt, sein mütterlicher Oheim Ludovico Tasso wurde ermordet; das Unglück scheint einheimisch gewesen zu sein in der Familie des Dichters. Doch vergaß Bergamo seiner nicht. Seine Statue steht unter dem Porticus des Justizpalastes, und auf dem Marktplatz, oben auf dem Berge ein zweites Standbild, und, als er ein Gefangener in Ferrara war, schickte es eine Gesandschaft zum Herzoge, für ihn Fürbitte zu thun, und dem Herzoge eine prachtvolle Vase zu überreichen. Tasso war dankbar, besuchte Bergamo nach seiner Befreiung und wurde mit Entzücken aufgenommen. Aus dieser Zeit stammen seine Sonnette, in denen er seine Vaterstadt feierte.

Durch ein schönes, im modernen Geschmack gebautes Thor betrat ich die untere Stadt. Sie ist der Sitz einer lebendigen Industrie, volkreich und wohlhabend. Die Bartholomäusmesse, welche hier abgehalten wird, ist durch ganz Italien und noch weiter über die Alpen hinaus berühmt. Das Meßhaus, in dessen innern Räumen eine zahllose Menschenmenge in den letzten Tagen des August zusammenströmt, stand mir gerade gegenüber. Es ist in sehr gutem Styl im Jahre 1740 gebaut, und enthält 600 symmetrisch geordnete Buden. Der Corso, an dem das Rathhaus und das Meßhaus stehen, ist eine schöne, mit zwei Baumreihen bepflanzte Straße. Eine Reihe eleganter Kaffeehäuser bilden die eine Seite. Der Corso ist übrigens die einzige schöne Straße der neuen Stadt, im Innern der Stadt werden die Straßen eng, oft

düſter, die hohen Häuſer werfen lange Schatten, überall tritt aber der Charakter einer induſtriellen Gewerbthätigkeit in den Läden, Fabriken und unter der Volksmenge hervor. Eine Stunde wanderte ich ſo in den engen und düſtern Straßen umher, kaufmänniſche Geſchäfte hatte ich in Bergamo nicht, was intereſſirten mich die Fabriken und die Läden; ſo ganz Unrecht hatte der Eiſenbahnconducteur doch nicht, dachte ich, als er von einem alten und räncherigen Neſt ſprach, ſelbſt die Erinnerung an Taſſo's herrliche Sonnette ſchwand mir in dieſer Enge und in dieſem Gewühl, und ſo ſtieg ich hinauf zu der Bergterraſſe in die obere Stadt, in der Hoffnung, dort oben in einem Blicke über das prächtige Landſchaftsbild, welches ſich dem Ange des dort oben Stehenden entrollen mußte, meine frühere Stimmung wiederzufinden.

Schritt für Schritt, je höher ich ſtieg, rollte ſich das reiche Landſchaftsbild, welches den Fuß des Berges umgab, weiter auf und erſchien immer blühender und größer, voll Reiz, Leben und Fülle — doch, ich werde die einzelnen Stadien meines intereſſanten Spazierganges aufeinander beſchreiben.

Links an der Allee großer und prächtiger Kaſtanienbäume, die am untern Theile des Berges in die Höhe faſt bis zu ſeiner Mitte führen, liegt die Academia Carrara, eine Stiftung des Grafen Carrara, einer jener Männer, dem das Land ſchöne Beſitzthümer und die Kunſt unendlich viel verdankt. Die Bibliothek, welche der Graf ebenfalls ſtiftete, enthält 45,000 Bände. In der Academie zeigt man ein Portrait von Raphael, von ſeiner eigenen Hand, zwei von Titian, ſieben von van Dyk, und andere von Holbein, Albrecht Dürer — Alberto Duro nennen ihn die Italiener, — von Giorgone und Pardenone, die Galatea von Orbetto, einen Chriſtus

von Vincenz Foppa, dem Stifter der Mailänder Schule und Bilder der Caracci Palma. Ein reiches Münzcabinet, vortreffliche Abgüsse und eine gute Kupferstichsammlung ist mit der Academie verbunden. Man macht in dieser Sammlung unwillkührlich dieselbe Bemerkung, welche sich dem Reisenden fast in allen italienischen Städten aufdrängt. Die Männer, welche bei der Zerstückelung Italiens unter fremde Herrscher, bei der Unterdrückung aller freien, nationalen Entwickelung ihrem schönen Lande nicht in politischer Beziehung zur Freiheit und Unabhängigkeit verhelfen konnten, verwandten ihren Geist und ihre Reichthümer in einen in keinem Lande Europas so auftretenden Lokalpatriotismus.

Nun kam ich an das alte Thor der obern Stadt, welche rings von aufgemauerten Wällen umgeben war, deren Brustwehren wiederum prächtige Kastanienbäume schmückten. Es war erst drei Uhr Nachmittags, und eine Stunde lang ging ich im Schatten der prächtigen Bäume auf den Wällen umher, ein wundervoller Spaziergang. Das Land der Bergamasken dehnte sich von dieser Höhe noch viel weiter aus, wie unten, und glich einem unendlichen Walde von Maulbeerbäumen, zwischen deren Stämme sich die Rebenguirlanden schaukelten und im Winde wiegten. Dazwischen tauchten grüne Maisfelder auf, wie lichte Rasenstreifen, und Silberbänder blinkten überall aus der grünen Umrandung. Es waren die Wasserspiegel der das reiche Land nach allen Richtungen hin durchziehenden Canäle, in denen die Strahlen der Nachmittagssonne blitzten, wie leuchtende Goldfunken. Weiße Landhäuser mit Marmorsäulen und bunte Dächer mit hohen, gothischen Thurmspitzen blickten aus dem Walde hier und da empor, und trugen den Blick von Punkt zu Punkt, bis die hohe Wand der Tyroler Alpen mit ihren effekt-

vollen Spitzen maleriſch den blauen Horizont abſchließen. In den Ebenen blühten alle Arten von Agrumi, Granaten, Lorbeer- und Olivenbäumen; Pommeranzen-, Orangen- und Citronenſpaliere ſtanden in den Gärten; dazwiſchen erhoben ſich die ſtattlichen Trompetenbäume, die Cypreſſen, die Pinien, die Aloe und der Cactus und ihren Fuß und ihre Stämme umkränzte die ganze Pracht der italieniſchen Drias und Flora, und ſandten Wolken von Wohlgerüchen zu mir in die Höhe. Lange ſtand ich im Schatten eines breitäſtigen Kaſtanienbaumes und blickte träumeriſch auf das reiche Land der Bergamasken hinab. Dann trat ich durch das mittelalterliche Thor, und ging die ſteil anſteigenden Straßen hinan. Mein Spaziergang wurde mit jedem Schritt intereſſanter. Ich kam an hohen Marmorpaläſten mit Balconen mit zierlichen Eiſengittern vorüber, an den Paläſten der Baglietti, der Terzi, der Moſſoli, der Sozzo und Morono; hier wohnen die Reichen von Bergamo, die Ariſtokraten, die großen Handelsherren, welche in Seide und Tuch handeln, die Fabrikbeſitzer, denen die Waffenfabriken in der Ebene gehören. Die Straßen waren oft eng, die hohen, ſchweigenden Paläſte warfen finſtere Schatten. Dann kam ich oben auf den Marktplatz, der den höchſtliegenden Theil der Stadt bildet. In der Mitte ſtand ein ſchöner Brunnen und das Standbild des älteren Taſſo. Den Platz umgaben alte Dome und Kirchen, die Kathedrale, welche die Lombarden gegründet haben, die Jahrhunderte hatten ſie angehaucht, und ihre Mauern alt gemacht und die Fresken verwiſcht. Drinnen waren Bilder von Previtali, Cetto und Baleſtra. Daneben erhob ſich St. Maria Maggiore mit ihren Löwen von rothem Marmor, welche die Façade tragen. Sie hat vortreffliche Gemälde von Baſſano und Giordano. Auch von

Angelica Kauffmann wird hier eine heilige Jungfrau gezeigt. Das Mausoleum mit seiner vergoldeten Reiterstatue erinnert an die wilde Heldenzeit der Braccio und Sforza; Colleoni soll zuerst Artillerie bei seinen Herrhaufen mit sich geführt und in offener Feldschlacht angewendet haben. Der ganze Platz mit seinen prächtigen Kirchenrahmen war ein characteristisches Bild echt italienischer Baukunst und mittelalterlicher Größe. Weiter stieg ich dann in die Höhe zu dem Kastell, welches die Kuppe des Berges krönte. Von dort oben hatte sich der Blick über das Land der Bergamasken verwandelt. Alle Einzelheiten verschwanden in der Entfernung, die ganze Ebene sah aus, wie ein ungeheurer Wald, über deren Baumkronen sich die dunkeln Schatten des Abends lagerten. Im Osten erhoben sich über die Baumlinien die Thürme und das Kastell von Brescia. Ueber ihnen schwebte eine feurige Wolke, von den Strahlen der hinter den Bergen untergegangenen Sonne umleuchtet — eine blutige Erinnerung.

Zwanzigſtes Kapitel.

Mailand.

Mailand, welches die Italiener „la grande“ nennen, hat ſeine eigene Geſchichte, ereignißreicher, wie die Geſchichte manches Landes. Die Stadt wurde bereits im Jahre 400 vor Chriſti Geburt von den Inſubrern gegründet, und war lange Zeit ein Römiſches Municipium. Später war ſie oft die Reſidenz der deutſchen Kaiſer auf ihren Eroberungszügen nach Italien. An allen mittelalterlichen Kämpfen hat ſie einen bedeutenden und glänzenden Antheil genommen. Sie iſt die Vaterſtadt des Valerius Maximus, des Rufus und Statius, dreier Päpſte, Cöleſtin des vierten, Pius des vierten und Gregors des dreizehnten, Porta's, Beccaria's, Parini's und Verri's, lauter Namen, welche die geſchichtliche Größe Italiens nach allen Seiten hin repräſentiren. Kaiſer Friedrich der Rothbart ſchleifte die Stadt, und ſtreute Salz auf ihre Trümmer, ihre ſtolzen Bürger für ihren Uebermuth zu beſtrafen, daß ſie ſeine Gemahlin zu Eſel verkehrt durch die Stadt geführt hatten. Dann wurde ſie von den Visconti wiederaufgebaut und lange Zeit beherrſcht. Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwiſchen Frankreich und dem Deutſchen Reich, wurde ſie durch den Wiener Frieden Hauptſtadt des Lombardiſch-Veneticaniſchen Königreichs. Die Schlachten von Solferino und Magenta machten ſie zu einer Hauptſtadt eines freien Landes. Mailand hat 160,000 Einwohner, iſt blühend und gewerbreich, ein reicher Sitz der italieniſchen Wiſſen-

ſchaft und Kunſt, ausgezeichnet durch den leichten, gefälligen und weit anſchließendern Ton ſeiner Geſellſchaft; in Reichthum an Marmor ſteht es wohl nur Genua oder Rom nach, wo zwei Jahrtauſende die Pracht Europa's zuſammen häuften. Der Marmordom mit ſeinen dreitauſend Statuen, mit ſeinen unzähligen gothiſchen Nadeln und Spitzen macht uns ſtaunen. Mailand iſt eine echt italieniſche Stadt. Seine hohen, weißen Häuſer mit Balconen von zierlichen Eiſengittern umgeben, der Blick in die geräumigen, zierlichen und reinlichen Höfe, die Tracht des Volkes, die ſchwarzen Schleier der Frauen, die Theater, die Gaſthäuſer, der Abendcorſo auf den Straßen Francesco und Romano mit ſeinen langſam ſich bewegenden glänzenden Equipagen, mit ſeinen ſchönen Frauen, für die ſelbſt noch Mailand in Italien berühmt iſt, mit ſeinen unzähligen Spaziergängern — ein Corſo, der dem Abend-Corſo in Rom und Neapel nichts nachgiebt, Alles das giebt ein echt italieniſches Stadtbild.

Mailand iſt außerordentlich reich an Schätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft. Den erſten Platz unter dieſen Schätzen nimmt jedenfalls die Brera ein, die Academie der Künſte und Wiſſenſchaften. Sie enthält eine reiche Gallerie, eine vortreffliche Sammlung von Abgüſſen von Antiken und eine Bibliothek von mehr als 100,000 Bänden. Wenn auch die Gemäldegallerie der Brera ſich mit den Gallerien von Florenz, Bologna und Rom nicht meſſen kann, ſo zeichnet ſie ſich doch durch treffliche, ältere Meiſter aus, welche man ſelten ſo zuſammenfindet, wie hier. Sie enthält Bilder von Luini, Montegno, Gaudenzio, Ferrari, Lazzari, Sanzio, Raphaels Vater, und von dem unſterblichen Raphael. Raphaels Spoſalizio — er malte es mit ein und zwanzig Jahren — iſt die Perle der Gallerie, die Hagar Guercino's, Fra Barto-

lomeo's „Herzöge von Urbino," Luini's „Gott Vater," ein alter Kopf, von Titian gemalt, Guido's „Peter und Paul, die „Anbetung" des älteren Palm und Albano's „Tanz der Amorinen," Paul Veroneſe's „Chriſtus beim Phariſäer," Guido Reni's „Petrus und Paulus" ſind Meiſterwerke erſten Ranges. Die Gallerie hat auch ausgezeichnete Fresken, welche man ſorgfältig von alten Kloſtermauern abgelöſt hat. Die Bibliothek der Brera iſt von allen italieniſchen Bibliotheken am meiſten mit neuern Werken verſehen. Manuſcripte ſind wenig vorhanden. Durini, Haller und die Jeſuiten ſammelten dieſe Schätze. Weit reicher, wie die Bibliothek der Brera iſt übrigens die ambroſianiſche Bibliothek, welche im Jahre 1525 von Feb. Borromeo geſtiftet wurde, und außer 60,000 Bänden gedruckter Bücher, 15,000 zum Theil wichtige Handſchriften und Palimpſeſten enthält. Es giebt hier auch Originalzeichnungen und Handſchriften von Leonardo da Vinci, ein Exemplar des Virgils, welches Petrarca gehörte, mit Randbemerkungen von ſeiner Hand, einer Locke Lucrezia Borgia's, und einige vortreffliche Luini's, Reni's und Tizian's, auch Reliefs von Thorwaldſen.

Unfern der Brera ſteht ein Haus, in dem einſt einer der größten Männer Italiens wohnte, das Haus Beccaria's, der das Ziel und den Zweck ſeines Lebens darin ſetzte, das Blut aus dem Codex der Gerechtigkeit hinwegzuſchaffen. Beccaria gehörte zu Mailands edelſten Söhnen. Auch Italiens größte Dichter im neunzehnten Jahrhundert ſtarben in Mailand, Monti und Pindemonte. Sie wurden in demſelben Jahre geboren und ſtarben in demſelben Jahre.

Mailand hat nicht weniger, als achtzig Kirchen, unter denen der Dom den erſten Rang einnimmt. Die Mailänder nennen ihn das achte Wunder der Welt.

Nächst der Peterskirche in Rom und dem Dom in Sevilla ist der Mailänder Dom die größte Kirche in Europa. Er ist 454 Par. Fuß lang, 270 Par. Fuß breit; das Mittelschiff hat eine Breite von 52 Par. Fuß, eine Höhe von 148 Fuß. Der Flächeninhalt der Kirche im Innern ohne die Pfeiler ist 87,229 □ Fuß. Die Kuppel hat eine Höhe von 232 Par. Fuß, der Thurm 335 Par. Fuß. Das Dach ist mit 98 gothischen Spitzsäulen, die ganze Kirche mit 4500 marmornen Bildsäulen an der Außenseite geschmückt. Der Bau wurde schon im Jahre 1386 durch den deutschen Baumeister Heinrich Arler von Gmünd begonnen, ein Jahr später, als der Prager Dom von Peter Arler von Gmünd ausgebaut war. Er war in seinen Haupttheilen am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts fertig, wurde aber erst durch den Kaiser Napoleon vollendet. Der Dom ist die großartigste Kirche neugothischen Styls, welche Italien überhaupt besitzt; die majestätische Schönheit der innern Verhältnisse ist von ergreifender Wirkung; sie hat 5 Schiffe und 52 mit Standbildern geschmückte Säulen. Die Decke ist täuschend so gemalt, als ob sie aus zierlich durchbrochener Steinarbeit gemacht wäre. Die Fenster sind mit wunderbar schöner Glasmalerei geschmückt, die unterirdische Capelle mit dem Grabmal des heiligen Borromeo ist reich an Gold und Juwelen. Die berühmte Statue des „Geschundenen" hinter dem Chor ist wohl kein antiker Marsyas; die vier Evangelisten und Kirchenväter von Brambille sind vortreffliche Gußwerke. Die Römische Eingangspforte zu dem Dom kleidet denselben nicht, weil sie mit dem gothischen Bau nicht in harmonischer Wechselwirkung steht. Die vortrefflichen Basreliefs auf dieser Eingangspforte sind von Cerani und Mangoni, die un-

geheuren Säulen von rothem Granit zu beiden Seiten gelten für die größten der Welt.

Der Platz um den Dom ist der lebhafte Mittelpunkt der Stadt, unregelmäßig aber characteroll gebaut. An der Südseite des Platzes erhebt sich der Palazzo Reale, ehemals, als Mailand noch eine österreichische Stadt war, die Residenz des Vicekönigs. Von dem Gesichtspunkte der Kunst aus betrachtet ist der Palazzo della Contabilita von Darius Mangoni erbaut, das schönste Gebäude Mailands, der Palast Marini ist der größte. Am Palaste Bossi sieht man Statuen von Michelozzi; der Palast Litta ist prächtig, aber ohne Geschmack gebaut. Von dem Domplatz führt eine Straße nach dem Scalatheater, nächst dem San Carlotheater zu Neapel das größte in Europa. Chor und Ballet sind die besten in Italien. Mailand hat außerdem noch drei andere Theater, das Theater alla Canobbiana für Pantomime, Oper und Ballet, Radegonda für Opern, Carcano für Possen.

Die geschichtlich und durch ihre Bauart interessanteste Kirche Mailands ist San Ambrogio. Sie ist uralt, wurde bereits vom heiligen Ambrosius im vierten Jahrhundert auf den Trümmern eines Bacchustempels erbaut, und erhielt ihre jetzige Gestalt im neunten Jahrhundert. Der heilige Ambrosius verschloß dem Kaiser Theodosius nach dem Blutbad von Thessalonich ihre Thore. Hier ließen sich die lombardischen Könige und die deutschen Kaiser mit der eisernen Krone krönen. Die Eingänge, die Vorhallen, Alles ist höchst eigenthümlich, ebenso wie die innern Räume der Kirche. Selten hat eine Kirche auf mich einen solchen Eindruck gemacht. Ich träumte mich ganz in das Mittelalter, in die Zeit der deutschen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen zurück. Da stehen alte Sarkophage, manche aus den ersten Zeiten des

Christenthums, geschmückt mit erhabenen halb von der Zeit verwischten Bildwerken; unter der Kanzel ist das Grabmal des letzten Führers der Heruler, des Stilicho; da glänzen an den rothen Wänden merkwürdige, uralte Goldmosaiken, welche noch weit älter sind, wie die von San Marco in Venedig; da sind vortreffliche Gußarbeiten und Fresken von Luini und merkwürdige Inschriften! Die ganze Kirche ist im romanischen Styl erbaut, und wird jetzt ganz in demselben Geschmack restaurirt.

Nicht weit von San Ambrogio, in demselben westlichen Stadttheile — an der Porta Vercellina — steht eine Klosterkirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert, im Bau nicht ganz vollendet. Sie heißt St. Maria della Grazia. Außer einigen Fresken von Gaudenzio Ferrari, Fiamingo und Luini hat sie wenig Merkwürdiges; aber gleich neben der Kirche in dem ehemaligen Refektorium eines Klosters erblickt man eines der ersten und berühmtesten Gemälde der Welt — es ist das mit Oel, auf Kalk gemalte, leider sehr beschädigte Abendmahl Leonardo da Vinci's. Kunstblätter aller Art haben dasselbe so vervielfältigt, sein Ruhm ist so groß, daß jedes weitere Wort darüber meinerseits hier überflüssig und vergeblich sein würde.

Sehen wir nun noch einmal auf Mailand hinab, aus der Vogelperspective, von der Spitze seines Doms. Ich pflege dies immer am letzten Tage meines Aufenthalts in Mailand zu thun. Als ich zuletzt dort war — kurz vor dem Kriege — war es ein heller, sonniger Octobertag. Langsam stieg ich die schmalen Stufen im Innern der Kirche hinauf, um zu der Höhe des Schiffs zu gelangen. Dann hatte ich noch dreihundert Stufen, von denen allein hundert und fünfzig im Thurme sind. Die Treppen winden sich in den einzelnen Seitenthürmen

hinauf, während die Thürme durch offene Gallerien mit einander verbunden ſind. Auch die Thürme ſind nach allen Seiten hin durchbrochen, von jeder Treppenſtufe hat man die freie Ausſicht über den Marmorbau, über die Stadt und über die lombardiſche Ebene, welche ſich, je höher man hinaufſteigt, in einem immer unvergleichlichern Bilde aufrollt. Die großartigen Einzelnheiten des Baues kann man nur im Hinaufſteigen betrachten und bewundern. Endlich ſtand ich oben, auf der oberſten Gallerie, über der durchſichtigen Pyramide der Guglia. Gerade über mir thronte die goldene Statue, deren Fußgeſtell ich mit der Hand berühren konnte. Ich blickte jetzt zuerſt hinab.

Ich habe ſchon manchen Berggipfel erſtiegen; denn ich kenne die Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung durch Mitteleuropa. Auf wie viel Wälder habe ich von dieſen Höhen ſchon hinabgeſchaut, auf dunkle, ſchwarze Tannenwälder, auf rauſchende, breite Eichenkronen, auf grüne Buchengipfel, auf breitblättrige Platanen und auf Lorbeer- und Cypreſſenwälder; von dieſer Höhe blickte ich zuerſt auf einen weißen Marmorwald. Hunderte von gothiſchen Thürmen und Spitzſäulen und tauſende von Statuen erhoben rings um mich ihre ſchneeweißen Häupter. Einige von dieſen Häuptern waren mit goldenen Reifen und Kronen geſchmückt; es waren aber Märtyrerkronen. Sie alle erhoben ſich aus einem Gewirr von ornamentalem Schmuck, mit dem ihre Füße umwunden waren. Die Gallerieen und Arabesken waren der Niederwald, der mit ſeinen weißen Marmorblöcken die Füße dieſer weißen Stämme umſchlang, oder in Guirlandenform von Stamm zu Stamm hing. Durch den Marmorwald rauſchte der Wind; aber er bewegte die Marmorbäume und Marmorwipfel nicht; ſie ragten ungebeugt in den blauen

Himmel hinauf. Rund um den weißen Wald, aber ganz in der Tiefe, gruppirte ſich ſtrahlenförmig die prächtige Stadt mit ihren Kirchen, Thürmen und Paläſten.

Der große Domplatz erſchien, wie der Mittelpunkt, von dem alle Straßenſtrahlen ausgingen. Ueber mittelalterliche Häuſergiebel erhoben ſich Dome im romaniſchen Styl, griechiſche Tempel und gewaltige Knäufe korinthiſcher Säulen, welche einſt die Thermen eines römiſchen Kaiſers geziert haben mochten; dazwiſchen ſtanden Rotunden, in der Weiſe des Römiſchen Pantheons aufgebaut, und metallene Kuppeln, welche im Reflex der Sonnenſtrahlen funkelten, als wenn ſie von Gold oder von Silber wären. Nach Nordweſten zu grenzte an dem Häuſergewirr ein großer, grüner Platz. Mitten auf dem Platz ſtand ein altes Schloß, deſſen Mauern und Thürme ihrer Bauart nach aus den Zeiten der Sforza und der Visconti ſtammen mußten, und ein coloſſaler Triumphbogen aus weißem Marmor. Das alte Gebäude-Quadrat mit den Zinnen und den alten dicken Mauern war das Kaſtell, welches die öſterreichiſche Regierung zu einem Zwing-Uri für Mailand umgewandelt hat, die Ueberbleibſel der frühern Citadelle, deren Werke der Kaiſer Napoleon ſchleifen ließ. Die Citadelle ſtammte noch aus den Zeiten der ſpaniſchen Herrſchaft. Früher umgab den zwiſchen dem Kaſtell und der Stadt gelegenen Platz eine vierfache Allee prächtiger Platanen. Als Radetzki zur Schlacht bei Novara auszog, und einen neuen Aufſtand befürchtete, ließ er die Bäume niederhauen, um einem möglichen Angriff auf das Kaſtell beſſer begegnen zu können. Der Triumphbogen, der Arco della Pace, wurde vom Kaiſer Napoleon 1804 als Schluß der Simplonſtraße gegründet, jedoch erſt 1838 vollendet. Es iſt ein hohes Thor mit drei Durchgängen, ganz aus Marmor gebaut, mit zahl-

reichen Reliefs und Standbildern geziert. Auf der Plattform ſteht die Friedensgöttin auf einem Wagen mit ſechs Pferden.

Rund um die Stadt breitete ſich in unendlicher Weite die grüne lombardiſche Ebene aus, nach allen Richtungen hin von dunkeln Baumreihen und helleuchtenden Canalſtreifen durchzogen, in denen goldene Sonnenfunken blitzten, und von den weißen Häuſergruppen der Städte und Dörfer beklebt, welche mit hellen, leuchtenden Augen aus ihrer dunkelgrünen Umrahmung blickten. Die weite Ebene war ein Bild reichen und blühenden Lebens. Sie ahnete nicht, daß die Sichel des Todes in wenigen Wochen eine Erndte auf ihr halten würde, gegen welche die blutige Erndte vor zehn Jahren nur einer ſchwachen Nachleſe zu vergleichen war.

Gerade vor mir, in ganz weſtlicher Richtung, blickten zwei Thurmſpitzen über die Gipfel dunkler Baumgruppen; es waren die Thürme von San Pietro und Magenta; ein breiter, glänzender Streifen zog ſich in weiten Krümmungen durch die ganze Ebene; es war der Waſſerſpiegel des Ticino; ſüdlich erſchienen die dunkeln Contouren der Citadelle von Pavia, von der Spitze der alten Kathedrale überragt, nach Nordweſten der Thurm des uralten Domes von Monza, wo die eiſerne Krone der lombardiſchen Könige aufbewahrt wird, und im Norden umrahmte das reiche und üppige Landſchaftsbild eine lange Reihe grüner, bewaldeter Berge, welche terraſſenförmig hinter einander aufſtiegen. Ihren Gipfel krönte auf zwei Punkten dunkles Mauerwerk, die Kaſtelle von Bergamo und Brescia. In reiner, azurner Bläue, ohne einen Wolken- und Nebelſtreif, wölbte ſich, wie ein hoher Dom der Natur, über Ebene, Städte und Berge, der lombardiſche Himmel. Die Säulen, welche ihn trugen, waren die höchſten Ge-

birge Europa's, im Süden die Höhenzüge der Appeninen, im Norden die Ketten des Monte Rosa und des Simplon; die ersteren hatten ein tiefblaues Colorit, die letzteren waren vom Gipfel bis zur Sohle in weiße, lange Schneemäntel gehüllt, deren Ränder mit smaragdgrünen Gletscherstreifen verbrämt war. Dazwischen standen graue Granitriesen, die Häupter mit funkelnden Eisdiademen geschmückt, aus denen diamantene Spitzen aufragten.

Dann sank die Sonne immer tiefer am Horizonte, und das Dunkel des Abends breitete seine weiten Schatten über die Stadt und über die Ebene, aus denen die Gasflammen hinaufleuchteten, wie Leuchtkäfer. Auch der Höhenzug der Appeninen hatte sich in einen blauduftigen Schattenmantel gehüllt, nur die Schneefelder und Eishörner des Monte Rosa und des Simplon flammten in feuriger Glut. Carmoisin glühte über ihnen das Firmament, und der Duft, der in allen Nüancen des Roth bis zum zartesten Rosa gefärbt war, hatte den ganzen Horizont bis zum Zenith eingehüllt, wo er sich mit dem durch alle Schattirungen gehenden Blau verschmolz. Ich stieg langsam und schweigend die durchsichtige Pyramide der Guglia, die Treppe der Seitenthürme und die durchbrochenen Gallerieen hinab. Der weiße Marmor, die Heiligenhäupter, die Arabesken, die Pfeiler und die Spitzsäulen waren mit einem zarten Rosa überhaucht, durch die Oeffnungen der Thürme und der Gallerieen leuchteten die brennenden Schneefelder und die funkelnden Gletscher. Dann stieg ich auf der Treppe in der Seitenwand des Gebäudes in das Innere der Kirche. Das große Mittelschiff und die vier Seitenschiffe des großen Domes waren ganz einsam, nur hie und da kniete vor einem der Seitenaltäre eine Frau, das Haupt mit einem schwarzen Schleier verhüllt, und betete zur heiligen Jungfrau. Dun-

kel und Ruhe lagen über den gewaltigen Räumen ausgebreitet, und tiefe Schatten umhüllten die riesigen Marmorsäulen bis zu ihren hohen Kapitälern. Nur der große Chor des Domes war durch Fackeln erleuchtet, welche helle Streiflichter auf die dunkeln Säulen warfen. Wolken von Weihrauch und Kerzen erhoben sich aus diesen farbigen Hintergrundsbilde, und schwebte in süßem Duft und weißem Glanze durch die stillen hohen Räume, und die Orgelklänge und der Duft, die bunten farbigen Lichtreflexe und die dunkeln Marmorsäulen bildeten eine ernste und traurige Harmonie.

Anhang.

Das

rothe und ſchwarze Buch der Gaſthöfe.

Erſtes Kapitel.

Das rothe Buch.*)

I. Auf der Brennerſtraße.

Innsbruck. Gaſthöfe: **Goldener Stern**, recht gut, ebenſo gut und billiger wie der **Oeſterreichiſche Hof**. Z. 48 Kr. F. 24 Kr. M. 1 Fl. Reichsgeld.

Oeſterreichiſche Hof. Z. 1 Fl. L. 12 Kr. M. 1 Fl. F. 24 Kr. B. 20 Kr. Conv. M.

Goldener Adler. Bis Herbſt 1856 der beſuchteſte Gaſthof Innsbrucks. Mit October 1856 theurer geworden. Die Lage des goldenen Adlers iſt ſehr bequem, weil dort die meiſten Stellwagen abfahren.

Hirſch, billig und gut, im Range etwas hinter dem vorigen zurückſtehend.

Stern, auf der andern Seite des Inn, Gaſthof II. Kl. Billig und ziemlich gut. Z. 30 Kr. F. 15 Kr. Auch von hier fahren Stellwagen ab.

Kaffeehäuſer: Café **Viſiol**, ein ſehr elegantes und für die größte Stadt genügendes Caffeehaus. Die Preiſe ſind billig und Alles, was man erhält, gut. Die beſte Geſellſchaft Innsbruck's verkehrt im Café Viſiol. Eine große Auswahl von Zeitungen. Sämmtliche Caffehäuſer Innsbruck's, **Café Andreis** und **Café Alt**, ſtehen hinter dem Café Viſiol zurück.

Gute Buchhandlungen in Innsbruck: **Wagnerſche, Pfaundlerſche Buchhandlung.**

In Betreff Innsbruck's verdient nichts in's ſchwarze Buch zu kommen, höchſtens die Notiz in Betreff der Lohnkutſcher,

*) Z. bedeutet Zimmer; L. Licht; F. Frühſtück; M. Mittageſſen; B. Bedienung.

daß, wenn man nicht handelt und nicht ein bestimmtes Abkommen trifft, sie große Neigung haben, es im Ueberfordern den Schweizer Lohnkutschern gleich zu thun. Die Wagen und Pferde sind aber gewöhnlich gut.

Die meisten Wirthshäuser auf der Brennerstraße sind gut und billig. Am besten ist gewöhnlich die Post, wo die Stellwagen und Postwagen anhalten. Man braucht dort nirgends zu accordiren. Das Accordiren ist in den Wirthshäusern in Tirol nicht Brauch, und würde nur Uebelwollen und Mißtrauen erregen.

Sterzing. Die Post ist das beste Wirthshaus.

Brixen. 20 Wirthshäuser. Die empfehlenswerthesten sind die **Sonne** und der **Elephant.**

Botzen: Gasthof zur **Kaiserkrone,** gut, elegant, aber etwas theuer.

Gasthof zum **Mondschein,** recht gut und billig. Freundliche Wirthsleute, bei denen man sich recht heimisch fühlt.

Gasthof zum **Hirsch.** Gut und billig.

Kaffeehaus: Sgraffer, gut, elegant, hübschen Garten. Viel Besuch. Viel Zeitungen.

Buchhandlungen: L. Pfaundler; Promperger.

Trient: Gasthöfe: Europa, vornehm und theuer. **Kaffeehaus,** der Europa gegenüber. Gefrornes. (Sorbetto.) Gasthof zur **Krone,** zweite Klasse, aber recht gut und billig, sehr zu empfehlen. In Trient ist es bereits wohlgethan, sich in den Gasthöfen vorher nach dem Preise zu erkundigen. Im Gasthof zur **Krone** (alla Corona) ist dies indeß nicht nöthig.

II. Auf der Wormserjochstraße.

Auf der Straße durch das Oberinnthal und durch den Finmünzpaß sind fast alle Gasthöfe gut und billig. Die **Post** ist fast immer am meisten zu empfehlen, nur nicht in **Landeck,** wo seit zwanzig Jahren fortwährend eine theure und unfreundliche Wirthschaft herrscht. Man kehre deshalb in Landeck in einen der andern bessern und billigern Gasthöfe ein.

Meran. **Poſt, goldener Adler, Kreuz,** ſämmtlich gut und nicht theuer; am theuerſten — aber auch elegant und gut — iſt die Poſt. **Buchhandlung: Carl Pfaundler.**

Prad. **Roß,** guter und billiger Gaſthof.

Trafoi. **Poſt,** recht gut und billig.

Franzenshöhe. Zweite Cantoniera. **Poſt und Wirthshaus.** 8 Betten für Fremde. Verpflegung ſo gut und billig, wie es in ſolcher Bergeshöhe irgend möglich iſt.

St. Maria. Dritte Cantoniera. Gut und billig, wenn auch etwas theurer, wie in Trafoi und Franzenshöhe.

Bormio. Das Wirthshaus, die **Poſt,** iſt in den letzten Jahren theurer und ſchlechter geworden.

Tirano. **Due Torri** bei der Poſt. Gute Wirthſchaft eines Schweizers.

III. Venedig.

Gaſthöfe erſten Ranges: Hotel Vittoria, unter den Hotels I. Ranges das billigſte und beſte. Hotel St. Marco. Am Marcusplatz. Gut, aber theuer. Diner 4 Fr. Restaurant français, aber nicht ſo gut, wie die Restaurants im Palais Royal in Paris.

Alle andern Gaſthöfe erſten Ranges gehören in das ſchwarze Buch, weil dort die Verpflegung den Preiſen durchaus nicht entſpricht. S. das ſchwarze Buch.

Gaſthöfe zweiten Ranges, ſämmtlich gut und billig. Gallo, kann auch vollkommen für einen Gaſthof erſten Ranges gelten, recht gut und billig. Reinliche und elegante italieniſche Wirthſchaft, und durchaus zu empfehlen. Nahe am Marcusplatz.

Gaſthof zur **Stadt München,** Città Lubiana, erſte Seitenſtraße links, wenn man vom Marcusplatz kommt, und in der Richtung des Canale grande geht, ganz nahe am Canale grande, geringerer Qualität, aber gut und billig. Z. 30 Kr. Deutſche Wirthsleute, ſehr freundlich und gefällig.

Gaſthof zur Luna, gut und billig.

Vapore, Cavaletto, gute italieniſche Küche, billig; Cavaletto etwas geringer.

Kaffeehäuser. Am Marcusplatz: Florian, Suttil, Quadri, imperatore d'Austria (viel Deutsche), Specchi, Giacomuzzi (Wein von Samos und Cypern — die theuren Weine sind echt —).

Stadt Gratz, nahe am Marcusplatz. Deutscher Restaurant und Bierhaus. Billige und gute Küche. Aufmerksame Bedienung. Wiener Bier.

Deutsches Bierhaus an der Riva bei Schiavoni, geringerer Qualität.

Café Guardino am Molo. Aussicht auf den Molo. Sehr guter Kaffee und Frühstück. — Das angenehmste Kaffeehaus Venedigs.

Fremdenführer: Baratti, Gruber (Tyroler), **Bulgari, Homann,** vor dem Café Florian, Suttil, Imperatore immer anzutreffen.

Buchhandlung: H. F. Münster, am Marcusplatz.

Briefpost: Am Canale grande im ehemaligen Palaste Grimani.

Padua. Gasthöfe: Croce d'oro und Stella d'oro. In der Nähe das Café Pedrochi, gut und billig; ebenso Aquila d'oro. Café Pedrochi, wirklich il primo del monde, mit gutem und billigen Restaurant.

Vicenza. Gasthöfe: Hotel de la ville, nahe an der Eisenbahn; Stella d'oro, Luna, gut und billig.

Verona. Gasthöfe: Torre di Londra, gut, theuer; alla poste, gut und billig; Aquila nera, ebenfalls; Colomba d'oro, nicht so gut und theurer. Deutsche Kellner.

Kaffeehäuser: Am **Braplatz** und am **Rathhausplatz.**

Speisehäuser: Righetti, am Braplatz; Regina vicentini, in der Nähe des Teatro Filarmonico; im giardino von San Luca (nahe am Braplatz), deutscher Restaurant und deutsches Bierhaus. Gut und billig.

Buchhandlung: Deutsche von **Münster,** an der via nuova.

Brescia. Gasthöfe: Felice, 4 Fr. Logis. Table d'hôte 3—4 Fr. Etwas theuer, aber gut; Albergo reale und Gambero beide billiger; Capello, wird gelobt.

Kaffeehäuſer: Gutes Café in der Nähe der Fenice; andere Kaffeehäuſer unter den Portici.

Bergamo. Gaſthöfe: In der obern Stadt Vapore, in der untern Stadt Italia, beide billig und gut. Albergo reale.

Kaffeehäuſer: In der untern Stadt am Corſo.

Mailand. Gaſthöfe: Bella Venezia, in der Nähe des Domplatzes, italieniſcher Gaſthof, ſehr gut, billig und unbedingt zu empfehlen. Schöne Zimmer und gute Bedienung. Die Kellner ſprechen Franzöſiſch. Gran Bretagne nahe beim Dom, gut, aber theuer; Europa, Pozzo, ebenfalls gut und billig. **Drei Schweizer,** nahe beim Dom und der Poſt, billig und gut. Wird deutſch geſprochen. Kein Gaſthof erſter Klaſſe, aber ſehr zu empfehlen.

Reſtaurants: Cova, mit einem Acaziengarten, nahe bei der Scala, elegant und gut; Rebecchino, nahe beim Dom, italieniſch, recht gut und nicht theuer.

Kaffeehäuſer: Am Domplatz und am Corſo Francesco, San Carlo, Europa, Cova, delle Colonne, meiſtens ſehr elegant.

Briefpoſt: In der Nähe des Domes, hinter dem palazzo reale.

Deutſche Buchhandlungen: Meiners, Laengner.

Como. Gaſthöfe: alla Corona, nahe am Mailänder Thor in der Straße, die zum Hafen führt, gut, billig, ausgezeichnete und ſehr freundliche Wirthsleute und Bedienung.

Kaffeehäuſer: Am Hafen und dem Dom gegenüber.

Vorherige genaue Abmachung der Preiſe mit den Gondoliers durchaus nothwendig.

Am Comerſee. In Tremezzo und Candenabbia, eine Reihe eleganter und ſehr guter Hotel garni's. Schweizeriſche Einrichtung. Etwas theuer.

Lugano. Gaſthöfe: Grand hôtel Suisse, gut und billiger, als das ſehr elegante Hôtel du Parc.

Isola bella im Lago maggiore. **Gaſthöfe:** Hôtel du dauphin. Recht gut und nicht theuer. Accordiren nicht nöthig. Z. 1½ Fr.

Zweites Kapitel.

Das ſchwarze Buch.

Venedig. Gaſthöfe: Hotel Danieli. Verpflegung, Logis und Bedienung ſtehen zu den geforderten Preiſen in keinem Verhältniß. Die Preiſe für Zimmer ſind beſonders hoch. Es werden für Zimmer im erſten Stock oft 2 Napoleonsd'or berechnet. Für Zimmer im zweiten Stock 12 Frcs. 4 Frcs. table d'hôte. 1 Fr. Licht. 2 Frcs. für Bedienung werden auch dann auf Rechnung geſetzt; wenn man ſelbſt Dienerſchaft mitbringt.

Hotel de l'Europe. Von dem Hotel de l'Europe gilt ganz daſſelbe, was vom Hotel Danieli geſagt iſt. Es werden oft 9 Frcs. für ein Zimmer angeſetzt. Die Preiſe ſtehen zu der Verpflegung, zum Logis und zu der Bedienung in gar keinem Verhältniß.

Hotel de la Ville. Die Preiſe ſind durchſchnittlich etwas billiger wie im Hotel Danieli und im Hotel de l'Europe; ſonſt ſtehen Logis, Verpflegung und Bedienung aber auch zu den Preiſen in keinem Verhältniß.

Hotel Bellevue. Ein erſt ſeit zwei Jahren beſtehender deutſcher Gaſthof am Marcusplatz. Wirth und Kellner ſprechen deutſch. Der Gaſthof iſt billiger, wie die drei erſteren, gehört aber ebenfalls in's ſchwarze Buch, weil die hohen Preiſe zu der Verpflegung und Wohnung in keinem Verhältniß ſtehen.

Verona. Gaſthöfe: Due Torri. Theuer. Preiſe und Verpflegung ſtehen in keinem Verhältniß.

Mailand. Gaſthöfe: Grand Hotel Royal, Hotel de la Ville, Hotel Reichmann. Die Preiſe, welche in dieſen drei Gaſthöfen gefordert werden, ſtehen zu der Verpflegung in keinem Verhältniß. Alle drei ſind ſehr theuer.

Como. Gaſthöfe: Italia, Angelo. Beide am Hafen; beide ſehr theuer mit durchaus nicht entſprechender Verpflegung.

Druck von F. Hoffſchläger in Berlin.